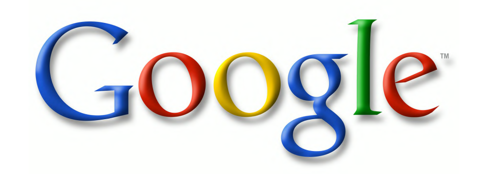



AH 5QZ3 3
Digitized by Google

Biedermann



Pietismus

und

Christenthum

im

Spiegel der äußeren Mission.

Von

Ernst Friedrich Langhans
Pfarrer in der Waldau bei Bern.

Erster Theil:

Der Pietismus.



Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1864.

Inhalt.

Berichtigungen.

S. 66 Z. 13 lies: Schannars für Schamars.
S. 84 Anm. 1 lies: von Justin dem Märtyrer bis auf Augustin für: von Clemens von Alex. bis auf Tertullian.
S. 119 Z. 6 von unten (in der Anm.) lies: Güders für Guders.
S. 138 Anm. 1 lies: oben für unten.
S. 150 Anm. 2 lies: 1858 für 1838.
S. 189 Z. 1 von oben lies: gedeihen für ergehen.
S. 259 Z. 4 von unten lies: feindlich für stündlich.
S. 314 Z. 12 von unten lies: peinlicher für ziemlicher.

Der Pietismus

im

Spiegel der äußeren Mission.

Motto: Ὁ ἐλέγχων μετὰ παῤῥησίας εἰρηνοποιεῖ.
Clem. Al. Paed. III, 12.

„Wer freimüthig tadelt, befördert den Frieden."
Clem. v. Alex. Päd. III, 12.

Einleitung.

Was die Entstehung dieser Schrift veranlaßt hat.

Eine äußerst seltsame Erscheinung tauchte im Sommer 1860 in den schönen Gauen unseres Schweizerlandes auf. Missionar Hebich, eine den Lesern der Missionsblätter durch vielfache in Indien verübte Extravaganzen bekannte Persönlichkeit, „der Senior der Basler Mission," war, wie verlautet, um seine im Dienst seines Amtes zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen, auf längern Besuch nach Basel zurückgekehrt. Und um bei der Gelegenheit auch die zerrüttete Gesundheit der europäischen Christenheit wieder herzustellen, entschloß er sich mit nicht genug anzuerkennender Hingebung zugleich zu einer Bekehrungsreise durch die Schweiz und das südliche Deutschland. Auffallend, fremdartig in jeder Beziehung war seine ganze Erscheinung. Schon sein Aeußeres: lang herabwallender Talar und Bart, Mütze, Shawl, stets aufs sorgfältigste (seine Gastgeber wußten davon zu erzählen) gepflegte Manschetten zeigten von vornherein das Bestreben, Aufsehen zu erregen. Noch mehr die Art seines Auftretens: den alten Wiedertäufern in Münster gleich, welche in den Straßen der Stadt herumlaufend, jedem Begegnenden „Buße, Buße!" zuriefen [1]), „Der Zorn Gottes liegt auf euch," also zog Hebich, in Basel kaum angelangt, überall herum; gleicher-

1) Vgl. Hase, neue Propheten III. p. 59 u. 61.

maßen die ersten besten Leute auf der Gasse, wie die lustigen Gesellschaften in den Wirthshäusern mit seinen Strafpredigten heimsuchend und selbst die „wilden“ Metzgerknechte zum Besuch seiner Vorträge auffordernd [1]). Diese selbst aber waren das ihn vor Allem Auszeichnende. Ein glühender Eifer zur Bekehrung der Seelen, wie auch seine Gegner rühmend anerkannten, eine Rücksichtslosigkeit, eine Trivialität, ja ein allen ehrbaren Frauen die Schamröthe ins Gesicht treibender Cynismus des Ausdrucks [2]), wie auch seine Freunde entschuldigend zugaben, eine logische Unordnung in seinen improvisirten Vorträgen, die ans Naive grenzte, eine weder orthodoxe, noch heterodoxe, sondern rein Hebich'sche Bibelerklärung, die von gänzlicher Entblößung von allen, auch den geringsten theologischen Kenntnissen zeugte, eine craß dualistische Weltanschauung, die sich zur mittelalterlichen wie Carrikatur zum Original verhielt, dazu eine schonungslose, mit Andichtung der ärgsten Laster verbundene Verdammungssucht gegen alle Andersgläubigen [3]), besonders gegen die „dummen Gelehrten [4]),“ das waren Titel genug, um seine Kanzel stets mit dichten Massen Andächtiger umdrängt zu halten. Seinen Vorträgen ent-

---

1) Vgl. über sein ganzes Auftreten in Basel: Allgemeine kirchliche Zeitschrift von Schenkel 1860 3. Heft und die gleichzeitigen Berichte der Basler Blätter; ferner Allgem. kirchl. Zeitschrift 1860 7. Heft; endlich „Missionar Hebich in Basel, ein Gespräch“ (von einem Freunde Hebich's verfaßt).

2) Basler Nachrichten 1860 Nr. 33 und 34. Tagblatt von Basel Nr. 32 und 33. Basellandschaftliche Zeitung Nr. 11. (Wegen dieser allerdings Unglaubliches berichtenden Nummer ist der Redaktor gerichtlich belangt, aber auf die vernichtenden Aussagen gerade der von Hebich producirten Zeugen vom Gericht freigesprochen worden.) Vgl. auch Fricktthaler Zeitg. Nr. 23 und „Bund“ 1860 Nr. 34.

3) Vgl. außer den übrigen, bereits genannten Schriften und Zeitungen besonders „Bund“ Nr. 34.

4) Vgl. Correspondenzblatt (Organ der Barmer Pietisten) Oktober 1860 p. 37.

sprechend war seine äußere Lebensweise. Mochten auch viele Gerüchte übertrieben sein, die, wenn wahr, ihm den Beruf, Andern Buße zu predigen, sehr entschieden absprechen würden, und wollen wir ihm namentlich aus dem Umstand, daß er das Pindar'sche: „vor Allem aber das Beste ist Wasser" lieber in seinen Vorträgen als in seiner Diät zur Anwendung brachte, in Anbetracht seiner übrigen Leistungen keinen zu großen Vorwurf machen: soviel ging jedenfalls aus der Rohheit seiner Manieren, aus seiner Vorliebe für gewisse Themen in seinen Predigten und aus den Aussagen vieler seiner wärmsten Gönner hervor, daß er, wenn auch kein Welt-, doch ein sehr entschiedener Lebemann[1]) und seine Sitten ohngefähr so geistig, wie seine Vorträge waren[2]).

Merkwürdig und bezeichnend für unsere Zeit ist aber die Verschiedenheit der Urtheile, die über ihn gefällt wurden. Machte er den Einen den Eindruck eines Abraham a Sancta Clara ohne dessen Geist, eines französischen Schauspielers ohne dessen Geschmack, eines Ernst Mahner nach seinem äußern Auftreten, eines mittelalterlichen Kapuziners niederer Art nach seiner Predigtweise, so galt er den Andern als ein Reformator, ein Luther, ein Apostel Paulus. Was die Einen Fanatismus, blinde Verdammungssucht, das nannten die Andern Glaubenseifer, was Jene Beschränktheit, für einen Theologen schimpfliche Ignoranz[3]), das Diese apostolische Einfalt, 1. Cor. 1, 26; was den Weltkindern wie epikurisch-sadducäisches Wesen vorkam, das stellten die Frommen mit dem Vorwurf des Fressens und Saufens, der selbst

---

1) Vgl. Neue Züricher Zeitung 1860 Feuilleton Nr. 245.

2) Frickthaler Zeitung Nr. 23.

3) Daß dieser „Theologe" seit vielen Jahren nichts als die Bibel gelesen habe (vgl. „Missionar Hebich" p. 16 und im Correspondenzblatt Oct. 1860), rechneten ihm seine Anhänger zum hohen Ruhme an! Welch ungläubiges Zeitalter, das statt eines Inquisitionstribunals über innere Erwecktheit (vocatio interna) wissenschaftliche Candidatenexamen anstellt!

dem Herrn gemacht, mit dem Armsein und Reichsein, dem Hungern und Sattsein, dem Allen-Alles-Sein des Apostels Paulus in Eine Linie. So verschieden lautete das Urtheil über den Mann, und einzig in den zwei Punkten stimmten die zwei neuentstandenen Parteien in der Schweiz: Freunde und Gegner Hebich's, Anbetende und Achselzuckende, überein: 1) in Betreff seiner Ansichten, daß er von der Unfehlbarkeit derselben unerschütterlich fest überzeugt[1]), somit vollständig ehrlich, 2) in Betreff seines Wandels, daß er von falschem Spiritualismus sich jedenfalls glücklich frei zu erhalten gewußt habe, somit immerhin ein ächtes Kind seiner Zeit sei.

Doch uns kümmert nicht das Urtheil über den Mann, dessen ungünstige Seiten wir nur nothgedrungen, im Interesse der Sache hervorheben, dessen günstige dagegen, dessen Amtseifer, dessen Hingebung an seine Ideen, dessen unerschrockene Ueberzeugungstreue wir um so freudiger, als auch Andersgläubigen zum Vorbilde dienend, anerkennen. Uns kümmert einzig das Urtheil über das Geschlecht, das aus einem solchen Manne sich einen Gott machen konnte, und über die Bewegung, die von ihm ausgehend, dieser Schrift ein unwillkommener Anlaß wurde.

Denn unerhört in Schweizerlanden war die heilige Komödie, die überall an den Dionysoszug jenes Missionars sich schloß, allerdings wie seine Freunde sagen, „zum Gericht über dies Volk," und „vieler Gedanken offenbar machend[2])," vorab in Basel selbst. Es ist bekannt, wie diese Stadt, weithin berühmt nicht nur durch Wohlstand und hohe Bildung ihrer Bürger, sondern durch christliche Gesittung, durch werkthätige Frömmigkeit und besonders als lebendiger Mittelpunkt des gesammten Missionsstrebens in der Schweiz und in Süddeutschland, endlich doch das immer mehr in pöbelhaftes Schimpfen ausartende Eifern jenes Missionars nicht ertrug. Bekannt ist, wie in Folge einer Predigt, in

1) Correspondenzblatt 1860 Oct. p. 37 und 40.

2) Jahresbericht der Basler Missions-Gesellschaft v. J. 1860 p. 32.

welcher die christliche Gemeinde Basels nicht viel anders als wie eine götzendienerische Hindu-Rotte[1]) behandelt wurde, jener bedauernswerthe Kirchentumult sich erhob, der bei dem kirchlichen Charakter des Schweizervolkes fast beispiellos, nicht nur den raschen Schluß des Gottesdienstes, sondern im dortigen Großen Rathe den Antrag zur Folge hatte: „es möchte die Regierung geeignete Maßregeln ergreifen, damit die Kanzel in der öffentlichen Kirche nicht ferner mißbraucht werde, wie es in den jüngsten Tagen geschehen." Bekannt ist endlich, wie dieser Antrag, wenn auch selbst von so gemäßigten und allgemein geachteten Männern, wie Professor Hagenbach[2]), als begründet gefunden, dennoch um der bestehenden Gewissens- und Cultusfreiheit willen mit der schwachen Majorität von zwei Stimmen abgelehnt wurde. Und gut war es, daß es so geschah, nicht nur, damit jener in der Geschichte Basels einzig dastehende Kirchenskandal wieder gut gemacht würde, sondern auch damit, wie es einem freien Staatswesen geziemt, ein verkehrtes Princip Gelegenheit finde, sich selbst vor aller Welt Augen ad absurdum zu führen. Und so geschah es. Denn statt durch solche Vorgänge gewitzigt zu sein, erhoben nun die Anhänger Hebich's, als eines siegreichen Märtyrers, nur um so kühner das Haupt, in Basel, wie in der übrigen Schweiz. Ueberall das gleiche vergötternde Andrängen seitens der Frommen, das gleiche sittliche Aergerniß seitens Aller, in denen noch Sinn für Anstand und Scheu vor dem Heiligen war. In der feiner

---

1) „Ihr lügt, denn ihr lebt weder von Christo, noch mit Christo," war nach vielen vorausgegangenen Trivialitäten und leidenschaftlichen Ergüssen das Wort, bei dem der Tumult ausbrach. Vgl. Schenkel, Allgem. kirchl. Zeitschr. 1860 III. p. 28. „Miss. Hebich" p. 31.

2) Dieses Haupt der vermittelnden Theologie in der Schweiz sprach von „Mißbrauch der Kanzel", „religiösen Schaustücken", „faulem Geschwätz", „Eifer mit Unverstand", und von hochachtbaren Geistlichen, welche mit „Indignation" von Hebich's Predigten gesprochen hätten. Vgl. besonders Tagblatt der Stadt Basel Nr. 32. Allgem. kirchl. Zeitschr. v. Schenkel 1860 Nr. III.

gebildeten französischen Schweiz scheint der Mann zwar nur wenig Anklang gefunden zu haben. Es ward geäußert, „daß, wenn Hebich dieselben Ausdrücke, deren er sich auf der Kanzel bediente, in einem öffentlichen Gesellschaftslokal gebraucht hätte, man ihn gebeten hätte, sich zu entfernen [1]." Im Aargau wunderte man sich über die seltene Geistlosigkeit des Mannes, der, wie selbst seine Anhänger sagten, in unermüdlichem Einerlei dieselben Vorträge über dieselben Texte stets und stets wiederholte [2]), damit das Räthsel seiner scheinbar unglaublichen Predigtarbeit lösend. Aus Zürich [3]) ertönten Klagen über zahlreiche in Folge der dortigen Hebichiade eingetretene Fälle von Geistesstörungen, von Unfrieden, von Vernachlässigung der einfachsten bürgerlichen und häuslichen Pflichten [4]). In Schaffhausen wagte es ein durch seltene Gemüthstiefe und Milde des Urtheils ausgezeichneter, allgemein geachteter Theologe in einem dortigen Kirchenblatt gegen die unprotestantische Effekthascherei [5]), die unwürdige Ausdrucksweise [6]), die unchristliche Verdammungssucht [7]) und vor Allem gegen die unbiblischen Lehren [8]) Hebich's einige schüchterne Einwendungen zu machen. Dafür mußte er sich's gefallen lassen,

---

1) Schaffhauser Blätter von Zehender 1860 Nr. 44.

2) Correspondenzblatt 1860 p. 40.

3) Eine dort gehaltene, stenographisch nachgeschriebene Predigt des Missionars, sich ebenso auszeichnend durch ausnahmsweise Mäßigung im Ausdruck, wie durch um so vorstechender Alles überbietende Leerheit und Albernheit des Gehalts, ist als ein wahrhaft charakteristisches Denkmal der Zeit zu lesen in Nr. 246 und 247 der Neuen Züricher Zeitung 1860.

4) Neue Züricher Zeitung 1860 Nr. 244 und 245.

5) Schaffhauser Blätter 1860 Nr. 33 p. 208.

6) Schaffhauser Blätter 1860 Nr. 43 p. 276 und 277, wo zugleich einige erbauliche Beispiele Hebich'scher Ausdrücke angeführt sind.

7) Schaffhauser Blätter 1860 Nr. 33 p. 209. Vgl. auch „Missionar Hebich, Gespräch" p. 33, 35, 36. N. Z. Z. Nr. 244.

8) Diese betrafen 1) den Teufel, dem Alles zugeschrieben ward, was nicht direkt von christlichem (d. h. Hebich'schem) Glauben gewirkt ist. 2) Jesum, der ohne wei-

daß er von einem, ich gebe zu, geistig etwas beschränkten, aber in seinen Kreisen um so maßgebenderen pietistischen Heerführer zu den „Unreinen“, den „Blinden“, den „Wölfen im Schafspelz“, zu denen, „in welchen der Teufel selbst sein Wesen treibe,“ gezählt, die Kirche eine „Hure“ genannt, die entscheidende Wirksamkeit Hebich's aber charakteristisch mit derjenigen des heiligen Abendmahles verglichen ward[1]). In Würtemberg, der Heimath des Missionars, das gleiche Fastnachtspiel auf der frommen, die gleiche Gewissensentrüstung auf der christlichen Seite, und zwar eine Entrüstung, die auch dadurch, daß der Missionar zur Hervorhebung seiner eigenen sogenannten „Bekehrung“ seinen ehrwürdigen Vater öffentlich einen „ungläubigen Pfarrer“ nannte, nicht vermindert zu werden vermochte[2]).

Aber dieser Apostel kam auch — und das führt uns näher auf die Veranlassung dieser Schrift — nach Bern. Wie? nach Bern, in diese altehrwürdige, ihren Sitten, ihrem Charakter, ihrer ganzen Geistesrichtung nach eben so großstädtische, wie ihrem intellektuellen Horizont nach kleinstädtische „Metropole der Schweiz“? nach Bern, in diese Stadt, wo Nichts so sehr Anspruch auf Achtung hat, als ein ernster, fest ausgeprägter Charakter, Nichts so sicher der öffentlichen Verachtung anheim fällt, als alle

---

teres, als solcher, zum Weltschöpfer gemacht wurde. 3) Das tausendjährige Reich, das Hebich mit folgenden, ihn ganz bezeichnenden Worten schildert: Im tausendjährigen Reich wird ein ganzes, **fleischliches,** irdisches Leben sein, alle Früchte werden reichlich wachsen, **viel Kinder kann da jeder Vater haben,** viel **Wein** werden sie haben, aber keine Sünde, denn der Teufel ist weg und gebunden. A. a. O. p. 277—81.

1) „Hebich, als Prediger der Wahrheit, Zehender's falscher Auslegung seines Wortes gegenüber“ von E. Siegerist, Gerber. Vergleiche über das neueste Treiben Hebich's in dieser Stadt auch das Kirchenblatt für die reformirte Schweiz 1863 Nr. 18 p. 161.

2) Protestantische Kirchenzeitg. v. Krause 1861 Nr. 23. Vgl. über Hebich auch das Urtheil der bereits angeführten, sehr besonnenen und vermittelnd gehaltenen Allgem. kirchl. Zeitschrift v. Schenkel 1860 besonders Nr. 3 und 7.

Excentricität, alle doktrinär aufgeblasene Hohlheit, als Renommisterei und eitle Phrasenmacherei; in diese Stadt, wo praktisch nüchterne Werthung aller Dinge, wo ein Gefühl für Anstand, für Würde, wo gemessene, feierliche Formen in allen Klassen und Ständen von Alters her verbreitet sind; nach Bern, in dieses kleine, sogenannte „schweizerische Rom", ein schwäbischer Kapuziner und Windmacher, so geistreicher Art, wie nur je einer aus den schönen Fluren Würtembergs zu uns herübergekommen? Nimmermehr! oder wie? Gegen die Schillerfeier, als eitle Menschenvergötterung und deutsch-romantischen Geniuscult möglichst kalt zu bleiben, das war daselbst seiner Zeit als guter Ton angesehen worden. Sollte nun etwa ein Cultus der Gemeinheit und Ignoranz besser Aussicht auf Erfolg haben? Zur Ehre der Stadt sei's gesagt, eine öffentliche Kirche, wie anderswo, ward dem Missionar nicht eingeräumt, für ihn nicht einmal zu fordern gewagt, und die große Mehrzahl aller Gebildeten und Anständigen, aller Frommen dem Herzen nach urtheilten wie überall, aber nun die Frommen nach Mode und Partei! Welche Menschenvergötterung nach ausgegebener Parole brach da plötzlich unter ihnen aus! welch blasirtes, nach neuern Reiz- und Unterhaltungsmitteln haschendes, auf pikante Anekdoten und überraschende Salonscenen ausgehendes, unwürdiges Gaukelspiel unter dem Deckmantel der Frömmigkeit ward mit dem armen Hebich auf der einen Seite, welch nervenzerrüttendes, arbeitsvernachlässigendes, das Christenthum in den Staub der Aeußerlichkeit herabziehendes, unsittliches Parteigetriebe auf der andern Seite getrieben! Lange Zeit vor dem Anfang seiner Vorträge bemerkte man in den betreffenden Stadttheilen ein erhöhtes Menschengedränge, herrührend von langen Schaaren Andächtiger, die, wie indische Pilgrime zu den Wassern des Ganges, in den Saal der evangelischen Gesellschaft eilten, um sich allda zu den Füßen des neuen Propheten das Merkmal der „Auserwählten" zu holen. Weißt du? Hast du Hebich auch schon gehört? Hast du nicht von

dem köstlichen Wort vernommen, das er jener vornehmen Dame, sie mit „du“ anredend, gesagt? Und wie er so herzerhebend ißt und trinkt an dem Tische seiner Gönner, gerade als ob er gar kein absonderlicher Heiliger, sondern ein ganz ehrlicher Schwabe wäre! S'ist köstlich! So tönte es an allen Straßenecken. Was halten Sie von Hebich? auf diese Frage mußten Sie Rede stehen, so oft Sie die ehrwürdigen Arkaden Berns betraten, und wehe Ihnen, wenn eine zaudernde Antwort, oder ein stillschweigendes Achselzucken dem großen Manne seine Ehre vorzuenthalten schien. Sie waren verurtheilt, geächtet, ja bemitleidet und befürbittet auf Lebenszeit als ein Ungläubiger, ausgeschlossen aus jeder „guten“ Gesellschaft. Aber wenn Sie begeistert einstimmten in das Lob des Mannes Gottes, des Propheten, des Apostels, Heil Ihnen! der verklärte Glanz auf dem Angesicht des Fragers, der wärmere Händedruck, das vielverheißende Augenzwinkern verkündete Ihnen, daß Sie ein Auserwählter, ein Privilegirter nicht nur im Himmel, sondern in den Reihen seiner heiligen Schlüsselbewahrer auf Erden seien, denen da die Macht gegeben ist zu lösen und zu binden und „was sie auf Erden lösen werden, das ist auch im Himmel gelöst, und was sie auf Erden binden werden, das wird auch im Himmel gebunden sein.“ Der Himmel, die Welt, ja eine burgerliche Carrière stand Ihnen offen. „Vorgestern hat er 11 Personen vollständig bekehrt,“ so verkündete begeistert der Eine, „gestern 15,“ der Andere, „ja heute bereits 17½,“ so versicherte mir in allem Ernst eine junge, hochnäsige, sogenannte „bekehrte“ Dame, welche während 14 Tagen keinen einzigen Vortrag Hebich's versäumt hatte. „Denn der achtzehnte,“ setzte sie geistreich hinzu, „ist noch nicht ganz durchgebrochen, er hat noch einige Zweifel an der wörtlichen Inspiration der Schrift. Aber morgen, wenn wir ihn noch einmal zu Hebich geführt, gedenken wir ihn gänzlich durchzubringen.“ So ging es während 14 Tagen in frommer Verzückung fort. Heilige Parteiwuth und frevle Religionsspötterei feierten in Salons und Kneipen ihre Triumphe. Die Prediger in der

Stadt waren in dem unter anständigen Leuten einzig möglichen Urtheil über Hebich, soviel ich vernahm, ziemlich einig. Allein ein Hagenbach von Basel oder ein Zehender von Schaffhausen fand sich unter ihnen nicht. Ich selbst konnte mich nicht enthalten, mein Urtheil über den Mann als Ohrenzeuge festzustellen zu suchen. Und offen gestanden: ich fand in einem seiner bereits unzählige Male (schon in Basel) gehaltenen Vorträge[1]) (über Johannes den Täufer und die Versuchungsgeschichte) manches Gute, vor Allem viel Eifer, beschränkten Eifer ohne Zweifel, aber immerhin gutgemeinten Eifer, der mir als solcher Achtung abnöthigte, viele Wahrheiten, Wahrheiten zwar, die ich in mancher Katechese irgend eines älteren Landschulmeisters unendlich würdiger, biblischer, eindringlicher verkünden gehört, aber immerhin ungezweifelte Gotteswahrheiten, deren erneute Einschärfung mir wohl that. Allein wie wurden nun diese paar zu Anfang hingestreuten Goldkörner im Verlauf des Vortrags breitgetreten, ins Gemeine, Lächerliche gezogen und eingehüllt in eine Wolke von Trivialitäten, von Effekthascherei, von unlogischen Sprüngen und gedankenlos improvisirtem, bald affektirt lispelndem, weich singendem, bald roh brüllendem, nach rechts und links hin hantirendem Geschwätz! wie ward Christus den Zuhörern muthwillig verdeckt durch die ächt pietistische Unart, in naiver Steigerung von Gott Nichts, von Jesu Etwas, vom Teufel (und zwar einem gehörig illustrirten Teufel) Mehr, von sich selbst aber (schon durch die theatralische Art des Vortrags) am meisten zu sprechen! Wahrlich, wenn der Anfang der Predigt mich erbaut hatte, so ließ mich ihr Ende mit tiefer Wehmuth zurück um einen Mann, dessen mannichfaltige von Gott ihm geschenkte Herzensgaben mehr als alle Schätze Indiens eines Schatzgräbers werth wären, der sie von tausendfältigem

---

1) Ein Vortrag, den er zudem schon im J. 1839 in Jellama in Indien und seither ohne Zweifel oft in jenem Lande gehalten hat. Vgl. Heidenbote 1839 p. 35.

Schutt und Unrath frei machte; mit tiefem Unwillen über seine Anhänger und Vorgesetzten, die mehr als Satan es je vermocht hätte, ihren Freund in die Welt und sein eigen Ich verstrickt, ihn einem Halbgebildeten gleich gemacht haben, der, in seinem beschränkten Wirkungskreis ein trefflicher Mann, von thörichten Standesgenossen zum „Gelehrten,“ zum „Reformator,“ zum „Volksredner“ hinaufgeschwindelt, sich selbst und seinen Stand überall lächerlich macht; mit tiefer Trauer endlich über eine Stadt, die durch ihre ganze Vergangenheit, ihren edlen, ehrenfesten Charakter, ihren hochherzigen Sinn, ihre einflußreiche Lage, mehr als irgend eine, dazu berufen an der Spitze aller geistigen Bewegung der Zeit zu stehen, es vorzieht, bald eine Eisenbahn, bald den Christoffelthurm, bald Hebich zur Fahne ihrer Begeisterung, zum Mittelpunkt ihrer Parteisucht, zum Schibboleth ihrer öffentlichen Rechtgläubigkeit zu machen; mit um so tieferer Trauer, als diese Stadt, so fremd ihr gegenwärtiger Geist dem meinen, doch auch mir eine theure Vaterstadt ist.

Es konnte aber nicht fehlen, daß ähnliche Urtheile auch von andern Theologen, namentlich Geistlichen auf dem Lande, wo Hebich die ganze Excentricität seines Wesens am ungescheutesten spielen ließ, gefällt wurden. Nun ward derselbe aber von seinen Anhängern überall nicht nur als höchste göttliche Incarnation eines Musterpietisten, sondern vor Allem als unerreichtes Ideal eines ächten Basler Missionars gefeiert, und die Committee in Basel hatte seine Sache förmlich zu der ihrigen gemacht. Es war daher sehr natürlich, daß die Aufmerksamkeit aller denkenden Christen sich auf das innere Wesen einer so fremdartig auftretenden Missionsthätigkeit zu richten begann, daß die Kritik Hebich's allmälig zur Kritik der Basler Mission wurde. Sehr natürlich auch, daß ein löbliches Missionscomité in Bern von solch ärgerlichem Gebahren der jüngern Geistlichkeit Kunde erhielt und seine Maßregeln traf. Wie diese nun ausfielen, wie auf den Abend des kommenden Missionsfestes eine vertrauliche Missionsconferenz für alle Geistlichen

des Cantons ausgeschrieben, wie an dieselbe auch allfällige Oppositionsgeister zum unumwundenen Aussprechen ihrer Ansichten aufs zuvorkommendste eingeladen und — Beides ganz ohne strategische Nebenabsicht, wie unsere Gegner versichern, — auch einige indische Missionare sammt Herrn Inspektor Josenhans zu derselben beigezogen wurden, wie daraufhin von diversen Eisenbahnzügen ebenso zufällig zusammengeschneit, die Opposition in unerwarteter Anzahl an jener Conferenz erschien, wie da die gegnerischen Geister zum ersten Male sich maßen, auf einander platzten, Funken stoben, mit vielen persönlichen Verwahrungen, Entschuldigungen, Hochachtungserklärungen, aber mit sachlicher Consequenz und Entschiedenheit die einen, vor Schreck ob dem unerhörten Frevel gegen die heilige Basler Mission erst ganz zu Eis erstarrend, dann zu höchsteigenem gewaltigen Zorn sich jäh aufraffend die andern, das Alles will ich nicht näher beschreiben, da nicht meine Absicht ist, unangenehme Erinnerungen aufzufrischen (mit denen ich selbst zwar, für meine Person — ich bitte dessen jeden einzelnen meiner damaligen Gegner versichert zu sein — mich längst und vollständig ausgesöhnt weiß). Allein an jenem Abend wurden mir zum ersten Mal zwei Dinge klar: 1) daß die früher oft geträumte „höhere Versöhnung" mit einem vergeistigten Pietismus, so lang dessen zäher und parteiwüthiger Pharisäismus nicht gebrochen, eine Unmöglichkeit, dessen energische Bekämpfung zum einstigen Frieden daher vorläufig der beste Weg sei, 2) daß dem psychologisch höchst merkwürdigen Auftreten unsrer Gegner zufolge, die verwundbare Achillesferse des Pietismus gerade da sei, wo in seinen eigenen und aller Welt Augen bisher seine höchste Blüthe (weil die unumwundenste Ausprägung seines Princips) zu liegen schien, nämlich in der äußern Mission, zumal in der indischen. Gerade auf diesem Gebiet den Angriff weiter zu führen, hier aus der entwürdigenden Defensive, in der wir bisher durch die fortwährenden Verketzerungen unserer Gegner im Angesicht unserer Gemeinden gehalten worden, in eine unsrer würdigere und vortheilhaftere

Offensive überzugehen, das stand mir daher als Entschluß an jenem Abend gleich nach abgegebenem Votum des Herrn Josenhans fest.

Aber vom Entschluß bis zur That sind mehrere Schritte. Denn ich wußte wohl, daß unbärtige Jünglinge, sobald sie sich selbst nur kühn „Bekehrte" nennen, über die höchsten Autoritäten philosophischer Wissenschaft, von denen sie nie eine Seite gelesen, geschweige begriffen haben, von ihrem modisch ausgepolsterten Glaubenssessel hernieder mit allgemeinem Beifall ihre Anathemen schleudern dürfen, Männer der Wissenschaft aber, die einzig der Wahrheit ihr Leben gewidmet haben, sobald diese Wahrheit zum Anziehen eines enganschließenden Modefracks zu stolz ist, stets das Odium von „Unbescheidenheit" und „Unglauben" auf sich laden. Ich zauderte daher lange, jenen Vorsatz wirklich zur That zu machen. Allein mehrere Umstände kamen meiner Unschlüssigkeit zu Hülfe. Die fortwährenden Versicherungen unserer Gegner vorerst, daß alle gemachten Angriffe auf die Basler Mission auf bloßer Ignoranz und ehrgeiziger Oppositionssucht beruhten, machten eine genauere, auf Quellenstudium fußende Beleuchtung derselben zur Ehrenpflicht. Vor Allem aber das unqualificirbare taktlose Benehmen der Basler Missionscommittee. Wahrlich, ich war nicht wenig auf die Haltung gespannt, welche dieselbe nach all den gemachten wohlmeinenden Einwendungen nun annehmen würde, und wenn sie auch nur stillschweigend durch die That eine ernste Beherzigung der gegnerischen Ansichten bewiesen hätte, so war ich meinerseits zum Frieden geneigt. Allein was geschieht? Nicht nur sind alle pietistischen Blätter fortwährend einig, in Hebich einen Heros des Glaubens, in seinen Gegnern lauter „Ungläubige" zu sehen, sondern die Basler Missionscommittee macht aufs Neue seine Sache feierlich zu der ihrigen, sie stempelt ihn zu einem Märtyrer, sie wagt es, die durch ihn hervorgerufene Bewegung förmlich als eine göttliche darzustellen, ja sie schließt einen an hochtrabender Verblendung Alles überbietenden Passus in

ihrem Jahresbericht von 1860 mit folgenden Worten: „Wenn ein einziger invalid heimkehrender Missionar so gewaltig eingreifen kann in das Leben der Heimath, wie viele Kraft muß von der ganzen Schaar unserer Arbeiter ausgehen? Oft hat man von den Missionären behauptet, sie bringen nichts zu Stande; dieser Zweifel wird in unsern Kreisen für lange beseitigt sein.“ Also der Skandal, den ein mit gehörigem Selbstbewußtsein ausgerüstetes Individuum irgendwo anfängt, die Kirchenentweihungen, die gotteslästerlichen Trivialitäten, das Aergerniß, das er Tausenden und abermal Tausenden frommer Christen ungestraft geben darf, das wird von unseren modernen Heiligen zum Maaßstab eines gesegneten Wirkens gemacht! Ein neues Moralprincip! Wahrlich, wenn ein so frech allem Anstand, aller Sittlichkeit, aller wahrhaften Religion der heutigen Gesellschaft ins Angesicht geschleuderter Handschuh nicht aufgehoben wird, so verdiente dieselbe, das Christenthum vor ihren Augen — wie der Anfang hiezu allerdings gemacht — immer mehr in sein reines Gegentheil, in schwärzesten Pharisäismus verwandelt zu sehen. Nach Lesen jener unglaublich frechen Auslassung war ich nicht mehr zweifelhaft, was ich zu thun hatte: Ich ging an die Ausarbeitung meiner Schrift.

Ich habe hierbei aber meine Leser wegen dreier Punkte um Entschuldigung zu bitten: erstens wegen der auffallend spät auf die Veranlassung folgenden Veröffentlichung dieses Werkes. Die Ursache hiervon lag theils in meinen mannigfachen, mich in Anspruch nehmenden Amtsgeschäften, theils in der Nothwendigkeit, das betreffende seit Langem angehäufte Material noch weiter zu vervollständigen, was mit sehr viel Mühe und Umtrieben verbunden war; theils endlich in einer längern Krankheit, welche mir alles anstrengende Arbeiten während geraumer Zeit gänzlich unmöglich machte. Nicht geringe Zeit auch ward ich von wirklicher Anhandnahme der Arbeit durch die vielmonatlichen Verhandlungen abgehalten, welche die Gründung eines eigenen Kirchenorgans für die freie Theologie Berns bezweckten. Beim

Zustandekommen eines solchen war ich nämlich Willens, meiner Missionspolemik eine wesentlich andere Form zu geben, als ich nun — beim vorläufigen Scheitern jenes Projekts — zu thun genöthigt bin. Daß ich übrigens durch solche Verzögerung Zeit gewonnen, meine Gedanken, namentlich die im zweiten positiven Theil auseinandergesetzten, einer reiflicheren Prüfung zu unterwerfen, wird der Arbeit selbst kaum zum Schaden gereichen. Die zweite Entschuldigung betrifft die scheinbare Nachahmung jener deutsch-gelehrten Unart, jede aufgestellte Behauptung sogleich mit einer Masse von Citaten gleichsam zu erdrücken. Ich konnte mich aber solchem Uebel nicht entziehen. Denn in der Absicht, diesen Gegenstand, der meinen gewöhnlichen Studien fremd ist, wo möglich ein für allemal zu beendigen, wünschte ich, durch reichliche Citate meinen Gegnern jede Möglichkeit, die angeführten Thatsachen zu leugnen oder nach bekannter Gewohnheit als bloße Ausnahmen darzustellen, von vornherein abzuschneiden und als einziges Vertheidigungsmittel ihnen nur den Ausweg übrig zu lassen, mit beliebigen Verketzerungen über meine sehr gleichgültige Persönlichkeit herzufallen. Nichtsdestoweniger wird man mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich nicht nur mit meinen Quellen stets gewissenhaft verfahren bin, sondern auch, daß ich aus einem sehr umfassenden Material eine im Verhältniß immerhin maßvolle, auf die verschiedenen Zeitschriften und Jahrgänge der Mission möglichst gleichmäßig vertheilte Auswahl getroffen habe. Ein dritter Punkt endlich, dessen Rechtfertigung mir am Herzen liegt, ist die leidige Unmöglichkeit, in solcher Verhandlung Personen und Sachen ganz zu trennen. Aber wer jemals schon eine öffentliche Polemik geführt hat, wer zudem die tiefe pietistische Verderbniß kennt, welche nicht nur unser ganzes öffentliches Kirchenwesen zerfressen, sondern sich gerade am schärfsten in persönlichen Lebensverhältnissen ausgeprägt hat, der wird meine Kampfweise billig beurtheilen. Möge mir übrigens zu meiner eigenen Beruhigung von vornherein die Erklärung erlaubt sein,

nicht nur, daß ich für meine Person selbstverständlich keine größere Schonung als ich Andern angedeihen lasse, überhaupt gar keine Schonung verlange, sondern auch, daß, so sehr ich bisweilen ein verkehrtes Princip in seinen persönlichsten Zuspitzungen zu verfolgen genöthigt sein werde, dies mit meinen persönlichen Gefühlen, meiner allgemeinen Christenliebe, ja selbst mit relativ großer Hochachtung für diese oder jene Persönlichkeit nicht das Mindeste zu thun hat — eine Erklärung, die sich übrigens für jeden ehrlichen Christenmenschen von selbst verstehen sollte.

So möge denn diese Erstlingsschrift eines Landgeistlichen, der sich ohne zwingende Nothwendigkeit, ohne förmliche Provokation an sein Gewissen und an seine Ehre nimmermehr an die Oeffentlichkeit gewagt hätte, ins Publikum wandern. Sie wird mir viel Verdruß, wenig Dank erwerben: am wenigsten Dank bei denen, welche ihren beständigen Demuthsbezeugungen nach, für jede Kritik am dankbarsten sein sollten: bei den lieben Herren Pietisten; wenig Dank selbst bei vielen meiner Gesinnungsgenossen, welche stets nur sogenannte „praktische“ Folgen (ein jämmerliches Ding dieses allerweltspraktische Wesen!) ins Auge fassend, aus der Wissenschaft der Religion nachgerade eine Wissenschaft der Diplomatik gemacht haben; viel Verdruß dagegen seitens der meisten meiner näheren Bekannten. Manch freundliches Verhältniß — und dafür bin ich keineswegs unempfindlich — wird gestört, manch theures Band wird zerrissen werden. Aber sei es! vor Allem der Wahrheit die Ehre, und zwar der Wahrheit, wie ein Jeder sie erkennt! Je unerbittlicher, je consequenter, je vermittelungs- und schonungsloser, je weniger momentane üble Folgen beachtend, von allen Seiten für diese Wahrheit gestritten wird, desto schneller wird die allgemeine, objektive, sich überall selbst bezeugende Wahrheit zu Tage kommen. Je schärfer der Kampf, desto sicherer schließlich der Friede unter den christlichen Parteien.

Erster Theil.

Der Pietismus im Spiegel seiner Mission.

Vorbemerkung.

Was verstehen wir unter Pietismus? Wie Jedermann weiß, werden mit dieser Benennung sehr verschiedene, oft geradezu sich widersprechende Begriffe verbunden, und thäte auf theologischem Gebiet eine genaue Umgrenzung allerdings für keine Kategorie mehr Noth, als eben für diese. Nichtsdestoweniger liegt es nicht im Plan dieser Schrift, eine Antwort auf obige Frage an ihre Spitze zu stellen, da nicht nach einer gegebenen Definition eine bestimmte Erscheinung zu beurtheilen, sondern aus dieser jene abzuleiten, nicht im Spiegel des Pietismus die Mission, sondern im Spiegel der Mission den Pietismus kennen zu lernen, unser Zweck ist. Erst am Schluß dieses Theils werden wir somit, gestützt auf die gefundenen Thatsachen, Princip und Berechtigung jener religiösen Richtung näher zu untersuchen haben.

Daß aber die Heidenbekehrung, wie sie in der protestantischen Kirche gegenwärtig betrieben wird, vorwiegend ein Werk des Pietismus sei — wie eng oder wie weit man diesen Begriff auch fasse —, das glaub' ich als etwas von allen Seiten Zugestandenes voraussetzen zu dürfen. In der That ist die äußere Mission nicht nur ursprünglich von pietistischer Seite ausgegangen; son-

dern so verschiedene Gestaltungen und Modifikationen dieselbe auch seither angenommen, so unähnlich in mancher Rücksicht eine independentische, baptistische, methodistische oder eine anglikanische und lutherische Mission sich zu sein scheinen und in so tausendfältigem Streit sie sich alle unter einander zerreißen, so übereinstimmend auf der andern Seite tragen sie doch alle jenen einheitlichen Geist, jene auszeichnenden Charaktermerkmale an der Stirn, welche beim ersten Anblick als pietistische zu bezeichnen Niemand ansteht. Ja selbst, wo ganze Kirchen, wie die englische, schottische, theilweise auch die lutherische, an jenem Werke sich betheiligen, haben sie es doch nur auf demjenigen Punkte ihrer Entwickelung gethan, wo sie sich mit jenem eigenthümlichen Geiste des „réveil“, des „religiösen Aufschwungs“, dem Geiste eines bald edleren, bald unedleren Pietismus oder Methodismus zu tränken begonnen hatten. Die äußere Mission ist somit unbestreitbar ein Werk des Pietismus.

Aber nicht nur das. Sie ist vielmehr d a s Werk des Pietismus. So rührig sich nämlich der letztere auch in mancher andern Beziehung gezeigt, so viel gute und böse Früchte sein Stamm auch in Europa getragen, von so viel Aufopferung und ehrgeiziger Parteisucht, von so viel Demuth und pharisäischem Hochmuth, von so viel Herzensinnigkeit und bornirtem Formalismus manche seiner Werke auf dem Felde der innern Mission, des Schul-, des Armen- und des Krankenwesens u. s. w. die Probe abgelegt haben: so wird doch Jedermann zugestehen, daß so losgelöst und ungestört von andern Zeitbestrebungen, so blank und rein sein Princip nirgends zur Blüthe gekommen ist, wie auf dem Felde der äußern Mission. Hier liegt seine reinste Offenbarung, hierhin weist er selbst als auf das Gebiet seiner stolzesten Triumphe, seiner köstlichsten Früchte, an denen man ihn erkenne. Die äußere Mission ist das Paraguay des Pietismus.

Ebendeßhalb gilt ihm unsere Kritik. Doch mit drei Einschränkungen. Die erste betrifft das Missionspersonale im Allgemeinen.

Es kann mir nämlich nicht unbekannt sein, welch große Summe von freudiger Begeisterung, von bewunderswerthem Opfermuth und wahrhafter Frömmigkeit der Pietismus in vielen seiner Vertreter auf das Missionswesen im Allgemeinen verwendet hat. Wenn man die Annalen dieses seines eigenthümlichen Strebens durchgeht, so kann man nicht anders als hochachtend zu so mancher edlen Erscheinung aufsehn, die einem da begegnet. Männer, wie Egede, Eliot, Coke, Judson, Williams und Andere haben sich unter der Reihe aufopfernder Menschenfreunde dauernde Ehrenplätze erworben. Dieses leugnen oder so vielen achtbaren Männern, die ich um eines falschen Princips willen angreifen, zum Theil scharf angreifen muß, ihre wirklichen Verdienste bestreiten oder die guten Motive in mancher ihrer tadelnswerthen Handlungen bezweifeln zu wollen, das kann nicht in meiner Absicht liegen. Auf der andern Seite aber ist das Rühmenswerthe an der äußern Mission so allgemein anerkannt und vom Pietismus selbst, unentmischt mit so viel Trübem, Einseitigem, Ueberspanntem und geradezu Falschem und Lügenhaftem, überall und bei jeder Gelegenheit mit so lauter Stimme angepriesen worden, daß es hier ebensowenig mein Geschäft sein kann, die Schärfe einer heilsamen Kritik durch beständige Einschränkungen, vorsichtige Verwahrungen und wiederholende Ruhmeserhebungen geradezu abzustumpfen. Es mag genügen, diesen meinen Standpunkt von vornherein bezeichnet und gegen allfällige, daraus zu ziehende falsche Consequenzen verwahrt zu haben. Will man ihn darum einen einseitigen nennen, so mag man. Es bleibt eben jede Kritik bis auf einen gewissen Grad einseitig, und kommt das Bild der ganzen Wahrheit und die letzte Vermittelung stets nur durch das Zusammenwirken vieler Kräfte zu Stande. Ich aber ziehe vor, an einer Sache eine Seite scharf und klar, als alle Seiten trübe und verschwommen darzustellen.

Die zweite Einschränkung gilt einem einzelnen Missionsverein. Es ist dies derjenige der Brüdergemeinde oder der so-

genannten Herrenhuter. Zwar theilt dieselbe manche der Eigenthümlichkeiten, welche ich an den meisten übrigen Gesellschaften als Fehler scharf glaube tadeln zu müssen (z. B. die ängstliche Einzelnbekehrung, das sentimentale Gefühlswesen u. s. f.). Allein auf der andern Seite ist sie durch ihren demuthsvollen und anspruchslosen Sinn, durch ihre Aufopferung, die keine Grenzen kennt, und vor Allem durch ihr über allen engen Dogmatismus erhabenes Liebesprincip nicht nur himmelhoch über jene Grundfehler erhaben, an welchen die meisten übrigen Gesellschaften kranken: über ihren widerlichen Hochmuth, ihren maßlosen Pharisäismus, ihre beschränkte Buchstäbelei und elende Streitsucht; sondern selbst jene scheinbaren, oben angedeuteten Fehler sind von dem ganzen warmen, geist- und liebevollen Wesen der Gesellschaft so innig durchdrungen, daß sie fast aufhören, Fehler zu sein. Ueberhaupt ist der Wandel dieser Kinder Gottes im Licht, dieses kleinen, unscheinbaren Spiegels der „Kirche der Zukunft" sowohl zu Hause als draußen ein solcher, daß, wenn ich auch über einzelne ihrer Eigenthümlichkeiten mit ihnen freundschaftlich streiten könnte, ich doch eine Sünde wider den heiligen Geist zu begehen glaubte, wenn ich sie auf Eine Linie mit jenen Pharisäern stellte, von denen schon der edle Stifter der Herrenhuter singt:

„Ein einzig Volk auf Erden
„Will mir anstößig werden
„Und ist mir ärgerlich:
„Die miserablen Christen,
„Die kein Mensch Pietisten
„Betitelt als sie selber sich."

Die dritte Einschränkung gilt dem Umfang des zu beleuchtenden Missionsgebietes. Ich glaube nämlich in Betreff des Pietismus im Allgemeinen, was Möhler hinsichtlich der Methodisten bemerkt: daß deren wilde, die Phantasie mächtig aufregende Predigtart, überhaupt deren ganzer einseitiger, aber entschiedener Standpunkt zur religiösen Belebung sittlich tief gesunkener Volks-

massen (wozu natürlich die blasirten, müssiggängerischen höchsten, ebensogut wie die rohen untern Gesellschaftsschichten gehören) ein ganz angemessenes homöopathisches Mittel sei. Wogegen die tägliche Erfahrung lehrt, daß dieselbe Richtung, um auf einen wirklich religiös gebildeten Menschen einen tiefgreifenden Einfluß zu üben, selbst auf einer religiös und sittlich viel zu niedern Stufe steht. Ich meine deßhalb, der Pietismus habe sich um die Bekehrung wilder Volksstämme, wie der Hottentotten, der Surinamneger, der Neuseeländer u. s. w. wirklich große, lebhaft anzuerkennende Verdienste erworben und sei unter denselben, als dem ihm eigenthümlich zukommenden Missionsgebiet, nicht nur unangefochten zu lassen, sondern selbst aus Europa möglichst bald dahin zu verweisen. Dagegen steht fest, daß unter civilisirten Völkern wie Hindus, Chinesen u. s. w. die ganze Verkehrtheit seines Princips am offensten zu Tage tritt und am schnellsten zu Schanden werden muß. Nur auf die pietistische Missionsmethode unter diesen letztern Völkern, namentlich den Bewohnern Ostindiens und Chinas, wo dieselbe am meisten energisch und charakteristisch auftritt, hat es diese Kritik daher abgesehen; ohne sich deßhalb allfällige Vergleichungen und Citate aus andern Missionsgebieten gänzlich zu versagen. Jener angedeutete Unterschied zwischen den beiden Hauptmissionsgebieten aber wird uns gleich in unserm ersten Kapitel deutlich werden.

Erstes Kapitel.

Die Resultate und der Humbug.

Das Erste, was bei eingehender historischer Verfolgung des Missionswerkes auffällt, ist der ungeheure Unterschied der Erfolge, welche dasselbe unter den sogenannten „wilden“ und den civili-

sirten Heiden errungen hat. Nachdem dieses Werk am Anfange des vorigen Jahrhunderts mit der Entstehung des Pietismus in's Leben getreten, eine Zeit lang besonders durch die Hallische Schule, vor Allem aber durch den freudigen Opfermuth der Brüdergemeinde, sowie einiger älterer englischer Vereine aufrecht erhalten worden ist, dann ohngefähr seit dem Anfang dieses Jahrhunderts besonders durch Entstehung der großen englischen und amerikanischen, so wie einer Anzahl festländischer Gesellschaften (worunter die Basler bei weitem die bedeutendste) seinen mächtigsten Aufschwung genommen hat, ist es nun immer mehr aus einem kleinen verlornen Bächlein zu einem gewaltig anschwellenden Strome geworden, welcher sich, in tausend kleine Arme und Kanäle zertheilt, fast über alle Theile der Erdkugel ergießt. Von den Eskimo im höchsten Norden an bis herunter zu den armseligen Pescheräs an der südlichen Spitze Amerikas, von der westlichen Küste Afrikas durch das dichtbevölkerte Asien hin bis zu den freundlichen Inseln im stillen Ocean verbreitet es eine, wenn auch nicht immer gesunde, doch stets wohlmeinende und energische Wirksamkeit. Eine wohlgeordnete Armee, ausgesandt von etwa 35 Gesellschaften, bestehend aus circa 15,000 Soldaten (worunter 12,000 eingeborne Katechisten), mit einem Generalstab von 1600 Missionaren an der Spitze, ausgestattet mit einem jährlichen Einkommen von gegen 20 Millionen Franken[1]) und gestützt auf eine Operationsbasis mit 862 strategischen Subjekten oder großen Centralstationen[2]): so schreitet das Werk nach allen Regeln der Kriegskunst immer mächtiger und unaufhaltsamer gegen die Bollwerke heidnischer

1) Wogegen die kathol. Propaganda a. 1851 nur mit einer Jahreseinnahme von $3^1/_2$ Mill. und mit 1500 Missionaren ausgerüstet war. Vergl. Kingsmill, Missions and Missionaries p. 541 u. 549.

2) Vgl. Ostertag, Uebersicht der prot. Missionen p. 88 ff. — Conferences on Missions at Liverpool 1860 p. 51 und sonst zerstreute Bemerkungen. — Confér. des Chrétiens évang. à Paris 1855 p. 271, sowie die verschiedenen bekannten Miss.-Geschichten. — Seit aber Obiges niedergeschrieben wurde, ist

Finsterniß vor. Die Eroberungen, die bis jetzt gemacht worden, bestehen in einem Reich von ungefähr 700,000 [1]) bis 1,300,000 [2]), nach der glaubwürdigsten Angabe [3]) etwa einer Million mehr oder weniger aufrichtig zum Christenthum bekehrter Seelen. Ohne in einem solchen nach hundertundfünfzigjähriger Arbeit mit ungeheuren Kosten errungenen Erfolge gerade einen Anlaß zu so mächtigen Posaunenstößen zu finden, wie sie an allen Missionsfesten üblich sind, so freuen wir uns doch aufrichtig über all jene Siege, als über Zeichen von der hohen Siegeskraft, welche die Religion der Liebe selbst in der Gestalt des Pietismus in der Welt fortwährend bethätigt. Ja, jene 20,000 Eskimos, welche durch die Alles überbietende Aufopferung der Herrenhuter aus ihrem thierischen Zustand zu christlichen Gefühlen sind emporgehoben worden, jene 200,000 Neger auf Westindien, welche durch den begeisterten Prophetenmuth eines Coke, eines Burchell und Knibb, so wie die edlen Bemühungen englischer Menschenfreunde, eines Wilberforce u. A. ihre Menschen- und Christenrechte wieder erhalten haben, jene andern Hunderttausende, welche auf den zahllosen Inseln der Südsee durch die Londoner Mission und ihren großen Apostel Williams in verhältnißmäßig kurzer Zeit aus den ärgsten Orgien des Heidenthums zu den Segensquellen des Christenthums sind hingeführt worden, jenes bewundernswerthe Werk vor Allem, welches auf der Westküste Afrikas in Stiftung freier Negerstaaten beweist, daß Fähigkeit für Christenthum und Civili-

---

das Werk noch bedeutend gewachsen. Hr. Christ, Präsident der Basler Missions-Gesellsch. berichtet (Conférences de Genève pp. 227 ff.) von 40 größern und vielen kleinern Gesellschaften und von einem Einkommen von 12½ Mill. Fres., welches einzig auf die 8 größten derselben falle.

1) Ostertag a. a. O. p. 161.

2) Clarkson, Christ and Missions p. 255. Conferences on Missions at Liverpool p. 51.

3) Conferences dito p. 332.

sation sich weder nach Farbe noch Gesichtswinkel einzig bemißt [1]): alle diese Werke sind Ehrendenkmale, welche sich der Pietismus und im Pietismus die Menschheit gesetzt hat. Es sind um nichts geringere Ehrendenkmale, weil jene Segnungen an geistig niedrigstehende, allgemein verachtete, ja großentheils hinsterbende Nationen sind gespendet worden. Es sind um so herrlichere Monumente christlichen Erbarmens, je schwärzer auf der andern Seite die Schandsäulen sind, welche sich lebendige Satane in der Gestalt „christlicher" Spekulanten, Matrosen, Branntweinhändler, „Landvermesser" (!), westindischer Pflanzer, holländischer Boers und — der fluchwürdigsten von allen — englischer und amerikanischer Staatspolitiker durch tausendfältige Uebervortheilung, Auspressung, kalte Hinmordung und systematische Corrumpirung an jenen Aermsten und Schwächsten ihrer Mitbrüder auf Erden gesetzt haben. Also Ehre dem Pietismus, wo ihm Ehre gebührt, Ehre vor Allem seinen Leistungen unter den wilden Heiden [2]).

Aber nun seine Arbeiten unter civilisirten Heiden, unter Hindus, Chinesen u. s. w. [3])! Welches sind da seine Erfolge gewesen? Nach den gemachten Anstrengungen sollte man

---

1) Ueber all diese Daten vergl. Miss.-Geschichten von Burckhardt, Wiggers, Ostertag, Descombaz, dem Calwer Verlagsverein u. s. w. und besonders das vortreffliche englische Werk von Aikman: Cyclopedia of Christian Missions. Glasgow 1861, so wie Kingsmill, Missions and Missionaries (mit besonders werthvollen Bemerkungen über die katholischen Missionen).

2) Mit dieser Anerkennung, die ich den Leistungen des Pietismus, da wo sie ihm gebührt, mit freudigem Herzen zukommen lasse, will ich indessen keineswegs die übertriebenen Lobeserhebungen vertreten haben, welche an Missionsfesten gewöhnlich ertönen, und mit denen die wirklichen Thatsachen, namentlich die sittlichen Zustände unter den wilden ebenso wenig wie unter den civilisirten Convertiten irgendwie übereinstimmen. Vgl. hierüber das besonnene Urtheil Livingstone's, Missionsreisen und Forschungen I, 146.

3) Von den nicht pietistischen Europäern, welche der so „bescheidene" Pietismus in eben diese Rubrik zu stellen pflegt, sehen wir für heute ab.

glauben: die größten, namentlich in Indien. Denn die dortige Mission ist nicht nur die bedeutendste unter den protestantischen, sondern auch eine der ältesten.

Es ist zwar ein wohlberechneter Kunstgriff des Pietismus, den Anfang derselben erst vom Jahr 1813 oder gar 1833 zu datiren, wo sie gegenüber der einschränkenden Politik der ostindischen Compagnie durch förmliche Parlamentsacte nicht nur gesetzlich autorisirt, sondern offiziell ermuntert und begünstigt wurde. Allein nichts kann lächerlicher sein, als solche Rechnung. Die protestantische Mission in Indien ist bereits über 150 Jahre alt. Denn nachdem schon in der ältesten christlichen Kirche vereinzelte Missionsversuche (nach der Legende durch die Apostel Thomas und Bartholomäus) gemacht worden sind, als deren Frucht noch bis heute eine Gemeinde von etwa 200,000 sogenannten „syrischen“ Christen[1]) besteht, nachdem dann vom sechszehnten Jahrhundert an die Katholiken, besonders der große Franz Xavier (der einzig 100,000 Indier mit eigener Hand getauft haben soll), Robert di Nobili u. A. theils durch die Macht einer glühenden Begeisterung, einer reinen Liebe und seltenen Aufopferung (mit der diejenige der späteren protestantischen Missionare sich nicht von ferne vergleichen läßt), theils aber auch durch Mittel, welche nur eine jesuitische Moral billigen kann[2]), sich allmälig eine Gemeinde gesammelt haben, welche gegenwärtig sehr verschieden auf 200,000[3]), bis auf 800,000[4]) Seelen angeschlagen wird, betrat im Jahr 1706 mit dem von Dänemark ausgesandten Mis-

1) Vgl. über diese nebst den oben bezeichneten Missionsschriften besonders die interessanten Angaben in Ritter's „Erdkunde“ Theil V. p. 615 und l'Inde anglaise par Warren, Tom. II. p. 186.

2) Vgl. außer den prot. Miss.-Geschichten hierüber besonders Histoire de l'Inde anglaise par Barchou de Penhoën II. p. 109 ff. und Kingsmill, Missions and Missionaries p. 176 ff.

3) Dies die gewöhnliche Angabe in allen obigen Werken.

4) Miss.-Magazin von Basel 1841 I. p. 139.

sionar Ziegenbalg zum ersten Mal die protestantische Mission das Feld. Seither aber hat dieselbe ohne Unterbrechung bis auf diesen Tag fortgedauert. Ja die Wirksamkeit gerade der bedeutendsten protestantischen Missionare, wie z. B. des edlen, von Fürsten und Parias gleich hochverehrten Schwarz, des großen „Apostels Indiens", die der gelehrten Baptisten Carey, Marschmann u. A., so wie jener vielgerühmten englischen Caplane Martyn, Buchanan u. s. f., fällt theils gänzlich in das vorige, theils in den Anfang dieses Jahrhunderts. Zwar hat der äußere Umfang der Mission, besonders von 1813 an in immer steigendem Maße zugenommen; allein ihre intensivste, eigentlich grundlegende Wirksamkeit ist lange vor jener Epoche und zwar, was den vor Allem wichtigen Süden Indiens [1]) betrifft, namentlich in der Zeit von Schwarz's Thätigkeit 1750—1798 zu suchen. Sind übrigens die, wie wir unten sehen werden, oft mit großer Taktlosigkeit verbundenen Bestrebungen der Missionare von der für ihre materielle Herrschaft besorgten Politik der ostindischen Compagnie lange vielfach eingeschränkt worden, so lehrt die Erfahrung, daß der Pietismus solch' äußere Hemmungen stets sehr geschickt zu umgehen und, mit jenem Jesuitengeneral zu reden, zur Thüre hinausgeworfen, zum Fenster wieder hineinzukommen gewußt hat. Es bleibt also dabei, daß die protestantische Mission in Indien volle 150 Jahre alt ist.

Gegenwärtig sind aber an derselben nicht weniger als 22 Gesellschaften mit einer Schaar von 450 Missionaren und 700 eingebornen Katechisten (eine Art von Hülfsmissionaren), ungerechnet Tausende von Schullehrern, auf 313 Stationen betheiligt[2]). Die Summe, die jährlich auf Indien verwendet wird, gibt

---

1) Hier einzig, auf Schwarz's einstigem Saatfeld, sind nachmals große Bekehrungen durch Rhenius und A. erfolgt. Ueber ihren Werth s. unten.

2) Vgl. hierüber außer den bereits citirten Miss.-Schriften besonders die betreffenden Abschnitte in den Liverpooler und Pariser Conferenzen, sowie India by Trevor p. 321 ff.

der bekannte Statistiker Mullens[1]) fürs Jahr 1852 auf 190,000 Pfd. Strl. = 4,750,000 Franken an. Anderweitige Zusammenstellungen aber und namentlich die Thatsache, daß die Einnahmen der meisten Gesellschaften seither fortwährend im Steigen begriffen sind, nöthigen, das jährliche Einkommen der indischen Mission auf allermindestens 5 Millionen Franken anzuschlagen, womit auch eine vorzügliche französische Autorität übereinstimmt[2]). Die Summen, die außerdem die englische Bibel- und die Traktatgesellschaft (letztere einzig 50,000 Pfd. Strl.)[3]) für Indien ausgeben, sind hiebei nicht mitgerechnet. Zieht man nun von den Gesammt-Einnahmen der ganzen heidnischen Mission etwa 1/5 ab, welche zu Hause verausgabt werden (für Verwaltungskosten, Missionsanstalten, Wittwen und Waisen der Missionare, Drucksachen u. s. w.)[4]) und vergleicht den Rest dieser Summe mit der auf Indien verwendeten, sowie die Anzahl aller Missionare mit derjenigen der indischen, so ergibt sich, daß von den gesammten Geldkräften der Mission wenigstens 1/3 (von sämmtlichen europäischen Menschenkräften mehr als 1/4) einzig für Indien verbraucht werden[5]). Den Erfolg überall gleich angenom-

---

1) Mullens, Results of missionary labour in India. 1856. p. 15.

2) Insurrection de l'Inde par W. Fonvielle et L. Legault. Paris 1858. p. 127.

3) India by Trevor p. 321. Anders freilich lautet der letzte Jahresbericht dieser Gesellschaft, vgl. News of the Churches 1861 Juni. Die Jahreseinnahme der englischen Traktat- und der Bibelgesellschaft gibt Kingsmill zusammen zu ohngefähr 7 1/2 Mill. Frcs. an, a. a. O. p. 562.

4) Nach den letzten mir zugänglich gewordenen Rechnungen der verschiedenen Gesellschaften wird für solche Dinge z. B. von der englischkirchlichen Missions-Gesellschaft zwischen 1/4 und 1/5, von der Basler (anno 1858; seitherige Rechnungen konnte ich nicht erlangen) nahe an 1/4, von der Londoner Mission, den Baptisten u. s. f. durchschnittlich etwa 1/5 — 1/6 der sämmtlichen Einnahmen verausgabt.

5) Damit stimmt denn auch eine sorgfältige Specialvergleichung der verschiedenen Gesellschafts-Rechnungen, so weit sie mir zugänglich, vollständig über-

men, müßten somit von den angeblich 1— 1½ Millionen Bekehrten (s. oben) wenigstens 400,000 auf Indien fallen. Die gleiche Berechnung auf China mit seinen 90 Missionaren angewandt und die eigenthümliche Schwierigkeit der dortigen Verhältnisse, so wie das beziehungsweise geringe Alter der dortigen Mission mit in billigen Anschlag gebracht, sollten doch wenigstens — namentlich aus Gützlaff's glänzenden Verkündungen zu schließen — gegen 50,000 bekehrter dortiger Eingeborner angenommen werden dürfen. Wie verhält sich's damit aber in Wirklichkeit? Wie hat sich der Pietismus unter jenen Völkern bewährt?

Ganz ausgezeichnet! seinen eigenen Berichten zu glauben. Da strömt es in allen Missionsblättern und an allen Missionsfesten förmlich über von den herrlichsten Siegesbotschaften, welche

---

ein. Die kirchliche Miss.-Gesellschaft z. B. verwendet nach ihrer Rechnung vom Jahr 1860 für Indien $^{10}/_{21}$ der Gesammtausgaben, die Basler, auch hierin, wie in allen andern Dingen ihre ältere Schwester genau copirend, ebenfalls $^{10}/_{21}$, die Londoner $^{24}/_{71}$, die Baptisten $^{13}/_{29}$, der amerikanische Board circa $^{1}/_{4}$ u. s. f., so daß ich, Alles in Allem genommen, geneigt bin, die jährlich für Indien verausgabte Summe nicht nur auf 5, sondern auf circa 6 Millionen Frcs. anzuschlagen. Falls dieses Geld nun wirklich zweckmäßig verwendet würde, d. h. zum Besten Indiens, nicht zum Besten einer herrsch- und verfolgungssüchtigen Partei in Europa (s. unten): so wäre es, selbst wenn rein nur von Engländern zusammengesteuert, immerhin noch eine sehr geringe Summe in Vergleich zu den 500 Millionen Franken, welche nach Benfey, Mullens u. A. die englisch-ostindische Compagnie jährlich aus Indien bezog. Wenn aber die Conferenz der bengalischen Missionare in Calcutta anno 1855 das Zahlen-Verhältniß der auf Indien verwendeten Missionare zu allen übrigen als $^{1}/_{3}$, das der resp. Geldsumme als $^{1}/_{8}$ angibt (vgl. die gedruckten Verhandlungen p. 160), so ist die erste Angabe annähernd richtig, die zweite aber allen sonstigen Berechnungen widersprechend.

P. S. Seit Obiges niedergeschrieben, sind mir eine Menge neuerer Berichte und Rechnungen von den verschiedenen Gesellschaften zugegangen. Sie ändern aber an dem oben gefundenen Resultate nur wenig, weisen vielmehr, da die Missionseinnahmen im Allgemeinen fortwährend im Steigen begriffen sind (vgl. auch Conférences de Genève 1862 p. 227), auch für Indien ein eher höheres als niedrigeres Budget auf, als das von uns berechnete ist.

aus Indien und China fortwährend die einen die andern übertönen. Da ist die Grundlage des Heidenthums überall zerstört und das Christenthum auf dem Sprung, allgemeine Volksreligion zu werden. Da ist allerorts „ein neues bedeutungsvolles Regen und Bewegen," welches auf große Ereignisse hindeutet, so tönt es von Basel[1]). „Da bereitet Gott das Volk zu einem großen und herrlichen Wechsel vor," so schallt es aus England[2]). „Es naht eine große Entscheidung[3])," so versichern einstimmig alle Missionare Indiens, unermüdlich ein Jahr wie das andere, ähnlich den fortwährenden Propheten des Weltuntergangs. „Zwar das gegenwärtige Jahr," liest man etwas verdächtig fast in allen Jahresberichten der Missionsgesellschaften, besonders der Baselschen, „ist eine Periode des Stillstandes[4])," „ein Jahr nicht der Ausbreitung, sondern der Sichtung[5]), mehr eine Zeit der Läuterung als der Sammlung[6])." „Zwar die ganze bisherige Wirksamkeit auf Ceylon mehr anbahnend als vollendend[7])," „die Erfolge in China äußerlich gering und innerlich nicht hoch genug anzuschlagen," so tönt es hie und da eigenthümlich in den allgemeinen Jubelhymnus hinein[8]). „Zwar Bekehrungen sind noch keine erfolgt," schreibt ein Missionar aus Bettigheri[9]). Aber was schadet es? „Es gährt überall, wir sind von den Heiden geliebt und geachtet. Ein Schastravorleser erklärt gegen Jedermann, die Padri (Missionare) haben die Richtigkeit der Schastras

1) Burckhardt, kl. Miss.-Bibl. III. 1. p. 288.
2) Proceedings of the Church Miss. Soc. 1859—60 pp. 88, 221.
3) Heidenbote 1853 p. 24 u. a. a. St. Basler Jahresbericht 1850 p. 48. Calwer Miss.-Blatt 1836 p. 101; 1837 p. 23.
4) Basler Jahresbericht 1859 p. 42. Heidenbote 1859 p. 86 ꝛc.
5) Burckhardt, kl. Miss.-Bibl. III. 1. p. 235.
6) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 273; 1858 p. 175.
7) Burckhardt III. 2. p. 67. Aehnlich über Indien Calwer Miss.-Bl. 1851 p. 28.
8) Burckhardt, kl. Miss.-Bibl. III. 3. p. 181.
9) Heidenbote 1841 p. 42.

(heilige Schriften der Indier) bewiesen [1])" und „jedenfalls steht etwas Großes bevor," versichert die Committee der englisch-kirchlichen Gesellschaft [2]), und „nach allen bekannten Gesetzen muß eine einmal in Bewegung gesetzte Kraft durch ihren eigenen Lauf immer mehr an Geschwindigkeit und Nachdruck gewinnen, so daß man wohl annehmen darf —" sekundirt ein deutscher Missionsphysiker [3]).

Dies die sanftern Flöten- und Violinstimmen im großen Konzert, für die feinern Musikkenner, die Eingeweihten bestimmt und besonders in confidentiellen Missionsberichten, Committeesitzungen u. s. w. hörbar. Nun aber das eigentliche Gros der Hornisten, Trompeter und Posaunenbläser, jene laute türkische Musik, welche für das eigentliche Volk, die großen Missionsfeste, die breite demokratische Basis berechnet ist! Da ertönen nun Lieder im höhern Chor, Lieder in allen Zungen. Da behauptet Dr. Barth von Calw auf der Versammlung des „evangelischen Bundes" in Paris schwungvoll: „Bereits erzittern die Säulen der alten Pagoden, die Mission hat den Stützpunkt gefunden, um allen Götzendienst aus den Angeln zu heben, das Vertrauen der Heiden zu ihren Götzen ist erschüttert ..... Die indischen Denker selbst sehen ein, daß sie dem Einfluß des Christenthums nicht mehr lange widerstehen können u. s. w. [4])" Kühner noch läßt Herr Descombaz in seiner für das Volk geschriebenen Missionsgeschichte einen Hindu verkünden: „Die Bekehrung zum Christenthum ist so allgemein geworden, daß man auf die vielen Umwandlungen bei den jungen Leuten, welche ihre Götter verlassen, um sich an die

1) Heidenbote 1841 p. 42. Vgl. auch Church Missionary Record 1852 p. 165.

2) Proceeding of the Church Miss. Soc. 1859—60 p. 221.

3) Burckhardt a. a. O. III. 2. p. 67.

4) Conférence des Chrétiens évangéliques à Paris 1855 p. 275.

Missionen anzuschließen, garnicht mehr achtet[1])." Ebenso hochtrabend äußert er sich über die Mission in Ceylon[2]): „Die Götzentempel stürzen zusammen, die heidnischen Feste und Ceremonien sind in solche Mißgunst gekommen, daß viele Priester ins Elend versunken sind, die Ignoranten und Frauen (sonst gute Bundesgenossen der Pietisten!) halten einzig den Sturz des Heidenthums noch auf.... Die Lehren des Evangeliums dringen ins Herz des Volks.... Die heiligen Schriften werden mit wachsender Begier gesucht[3])" u. s. w. und über die chinesischen Missionen: „Die Arbeiten dieser Gläubigen sind überreichlich gesegnet worden[4])." In ähnlichem Siegesgesang ergeht sich der bekannte englische Missionar Mullens in Calkutta[5]): „Das Volk kommt in die Kapellen, hört oft bis zu Ende (sic!) zu und anerkennt laut, daß Alles wahr ist, was gepredigt wird.... Geh' und predige, wo du willst, das Volk wird hören; bring' Bücher und sie werden äußerst gern angenommen werden....." Doch was halten wir uns bei diesen beziehungsweise maßvollen Berichten auf? Hören wir den größten Posaunenbläser, den das Menschengeschlecht bis zu Hebich's seliger Erscheinung gehört hat, hören wir den gewesenen Basler Missionsinspektor Herrn Hoffmann. Während bisher alle übrigen, selbst die hochgestimmtesten indischen Missionsberichte zugaben und mit 1. Cor. 1, 26 ff. rechtfertigten[6]) daß die meisten Convertiten nur den untersten

1) Descombaz, Hist. des Missions évangéliques I. p. 214.

2) Uebrigens ganz aus dem Calwerbüchlein abgeschrieben.

3) Descombaz I. p. 282.

4) Descombaz I. p. 343.

5) Results of miss. labour in India p. 31—33. Aehnliches liest man im Miss. Intelligencer 1860, Recent Intell. April pp. 2—4. Vergleiche ferner Journal des Missions évangéliques. Paris. J. 1826 p. 280; 1828 p. 186 ff. Calw. Miss.-Bl. 1834 p. 1 ff.

6) Vgl. z. B. India by Trevor p. 322. News of the Churches 1861 Nov. p. 287 etc.

Volksklassen angehören, bekehrte Brahminen aber eine sehr seltene Erscheinung seien, erfreut dagegen Herr Hoffmann die europäische Christenheit mit der unerwarteten Nachricht: „Denn nicht bloß da, wo der roheste religiöse Wahn die Völker beherrschte und erniedrigte, hat sie (die pietistische Mission) ihre Siege erfochten, sondern die indischen Brahmanen und Panditen, die buddhistischen Weisen Chinas, die ja der Sache nach, nur praktischer, schon auf demselben Standpunkt sich befanden, welchem unsere junghegelschen Halbgötter (sic!) erst zustreben, haben den lebendigen Gott der Christen erkannt und gläubig angenommen, weil ihnen eben jener erhabenere Standpunkt als ein ungemein elender und niedriger erschien[1].“ Ja in einem andern Werke[2]) läßt er es gar zweifelhaft, ob von einem Heidenthum in Indien noch die Rede sein könne: „Ganz Indien,“ ruft er, „ist der Wahrheit offen. Wohin der Missionar kommt, ist er willkommen, wird angehört, sein Wort als wahr erklärt und Tausende von Hindus sagen es offen, das Land werde dem Christenthum zufallen, Tempel fallen in Trümmer, die heilige Brahminenkaste muß mit Händearbeit ihre Nahrung suchen. Neue Sekten stehen auf, selbst die Abergläubigen[3]) lassen in der Strenge der Gesetze nach. Alles spricht von Wechsel, von Refor-

1) Hoffmann, Missionsfragen I. p. 233. Ganz ähnliche Siegesfanfaren sind zu vernehmen in Clarkson, Christ and Missions p. 204 ff.

2) Missionsstunden. Es ist allerdings richtig, daß manche Indier, auf ihre eigenen Ueberlieferungen gestützt, eine vorübergehende, theilweise Herrschaft des Christenthums in Indien erwarten, aber nur in dem Sinn, daß dasselbe schließlich von Wischnu gänzlich werde vertilgt werden, vgl. News of the Churches 1861 April p. 98. Ihnen ist Wischnu, was uns Christus, Christus aber, was uns der Antichrist. Woraus sich vielleicht manche jener sanguinischen Hoffnungen unserer Missionare erklären lassen.

3) Man bemerke den revolutionären Ton, der in Indien diesen „Altgläubigen“ Europa's eigen ist. Meint man in solchen Expectorationen nicht lauter achtundvierziger Revolutionäre und Freigemeindler zu hören?

mation, Weissagungen gehen im Volk, daß einst das Christenthum Indien erneuern werde. Eine Krisis steht nahe bevor, denn Niemand glaubt mehr im Ernste an die alte Religion[1])." Ja, um die Virtuosität seines Instruments auch in französischer Sprache zu zeigen, erläßt er einen Aufruf an die gesammte französische evangelische Christenheit[2]) und eignet in demselben aufs naivste alle jene civilisatorischen Fortschritte, welche (wie z. B. das Aufhören des Wittwenverbrennens, der sogenannten Satis u. s. w.) Männer wie Lord Bentinck, Macpherson u. A. und vornämlich das englische Parlament durch einfache administrative Maßregeln von sich aus durchgesetzt haben, ohne weiteres als ausschließliches Verdienst der Mission zu[3]). Ja er wagt es sogar, die zuerst von Missionar Ward aufgebrachte und seither an allen Missionsfesten aufgewärmte, in allen Missionsschriften abgedruckte, auf allen Missionstraktaten abgebildete Verläumdung[4]) zu wiederholen, daß unter den (thierähnlich geschilderten) Indiern jährlich Millionen ihre Kinder umzubringen gewohnt seien; eine Verläumdung, mit der, wie mit hundert andern besagter Ward die gewaltsame Einführung des Christenthums in Indien bevor-

1) Hoffmann a. a. O. p. 236.

2) Appel aux Amis des Missions. Genève 1842.

3) Am angef. Ort p. 14.

4) Ward, View of the History, Litterature and Religion of the Hindoos. London 1787. Citirt bei Bohlen, das „alte Indien" I, 78. Vgl. die haarsträubenden Schilderungen Ward's in Missionary Registre 1821 p. 200, 1830 pp. 188, 434, 466 etc. etc., wo die Lüge von den Millionen geopferter Kinder nicht nur wiederholt, sondern sogar von ganzen Stämmen erzählt wird, in denen **alle** weibliche Nachkommenschaft gemordet werde. Die Frage, wie denn solche Stämme sich fortpflanzen, zumal bei den exclusiven Kastenvorurtheilen Indiens, wird dabei nicht beantwortet. Vgl. hierüber noch den, wenn auch noch keineswegs mit der nöthigen Kritik, doch immerhin mit weniger Uebertreibung berichtenden Orlich, „Indien und seine Regierung," II. 2. p. 242.

worten wollte, da seine Bemühungen es auf friedlichem Wege zu verbreiten fruchtlos geblieben waren [1]). Es ist aber bekannt, daß derselbe Missionar, als man britische Offiziere gegen diese Verläumdung als Zeugen aufrief, genöthigt war, das Wort „Millionen" als einen Druckfehler für „Mütter" darzustellen. Nichtsdesto weniger steht Herr Hoffmann nicht an, folgende Schilderung von der Wirksamkeit der Mission zu machen: „Diese beiden Eroberungen einzig nämlich (das Verbot des Wittwenverbrennens und des Kindermordes) retten jährlich ungefähr 100,000 (!) Kindern das Leben und entreißen 8000 Wittwen dem Flammentod. Wenn die Mission nichts Anderes bewirkt hätte als dies, dadurch schon hätte sie Anspruch auf Theilnahme. Mais elle a fait plus," fährt Herr Hoffmann in ganz guter rhetorischer Wendung fort, „mais elle a fait plus, elle a adouci la position lamentable des femmes.... Des écoles de jeunes filles sont fondées, et reçoivent une multitude d'enfants qui erraient dans la campagne, affamés, abandonnés de père et de mère, exposés aux crocodiles, aux tigres, à la famine, et quelques-uns déjà atteints (Leser, höre und schaudre!) par la dent des chacals [2])." Wahrlich, wer das liest, wird, wenn er anders nicht ein Herz von Stein hat, nicht umhin können, dem am Schluß des „Appel" gestellten Verlangen der Basler Mission um massenhafte Geldunterstützung sogleich bereitwilligst zu entsprechen. Ja, der Leser all dieser Berichte wird ganz sprachlos dastehen vor Erstaunen über solch bewundernswerthe Leistungen der Mission und wird, ehe er mit der Hand in die Tasche langt, kaum noch so pedantisch sein, nach einer statistischen Angabe über die Zahl der bekehrten Hindus zu verlangen. Doch auch diese soll nicht fehlen. Gehen wir dafür nicht an die Missionsfeste. Da ist stets nur „von Tau-

---

1) Bohlen a. a. O. I. p. 78.

2) Appel aux amis des Missions p. 14, übrigens nichts als eine lahme Uebersetzung von Miss. Registre Jahrgang 1820 p. 466 ꝛc.

senden", „von Hunderttausenden", von „Millionen" die Rede, „welche hin zu den Altären Christi strömen." Aber scripta manent. Nehmen wir zu solchen unsre Zuflucht, zu Missionsschriften, als den vor allen glaubwürdigsten. Nehmen wir z. B. den Heidenboten zur Hand. Schlagen wir darin den ersten besten Jahrgang auf, z. B. den von 1853. „Wir haben in der Mission bereits zu viel gethan, wenn wir nicht mehr thun," so lautet da gleich der erste Artikel und kommt bald auf das beliebte Indien zu reden. Ah, da muß etwas für uns sein, da müssen sich statistische Angaben finden! Und richtig, Seite 4 lesen wir wie folgt: „Und was ist nun der Erfolg von diesem Allem? Wir könnten in Antwort auf diese Frage auf nicht weniger als eine halbe Million bekehrter Eingeborner hinweisen" u. s. w. Eine halbe Million [1])? So sagt der Heidenbote. Der Heidenbote aber ist von der Direktion der Missionsgesellschaft in Basel geschrieben. Die Direktion der Missionsgesellschaft in Basel aber kann nicht lügen. Folglich ist unbestreitbar, daß 1/2 Million Eingeborner in Indien bekehrt worden sind. Eine halbe Million! Das ist ja mehr als wir erwartet haben, mehr als von irgend einem anderen Missionsgebiete je berichtet wurde! Wahrlich, Herr Hoffmann hat Recht: die indische Mission ist die Perle, die Krone, der Triumphwagen des vielgeschmähten Pietismus, ihre Resultate sind staunenswerth. Wir sind ganz und gar „gläubig" geworden.

Schade nur Eines: daß nicht Jedermann so gläubig ist, wie wir. Schade, daß es etliche Schriftsteller gibt — ganz kleine Geister freilich, ich gebe es zu — Leute wie z. B. einen Bunsen, einen Bohlen, einen Baron Barchou de Penhoën, einen Benfey,

1) Daß unter dieser Zahl nur protestantische Bekehrte, nicht Katholiken 2c. gemeint sind, beweist sowohl der ganze Zusammenhang des Artikels, als die Sprache, in welcher in allen prot. Miss.-Berichten von den kath. Convertiten als „halben Heiden," „Götzendienern," „Antichristen" 2c. die Rede ist.



so wie fast alle Reisende, Civil- und Militärbeamte Indiens, nebst einigen ganz unbedeutenden Zeitschriften, wie z. B. Petermann's Mittheilungen, die Edinburgh Review u. A., welche von allem oben Berichteten nicht mehr und nicht weniger als das gerade Gegentheil aussagen. Da läßt sich der eine beigeh'n, die sämmtlichen Missionare mit einem „état-major sans soldats" zu vergleichen [1]), ja sogar die Vermuthung auszusprechen, daß, wenn morgen die englische Herrschaft plötzlich aufhörte, von christlicher Cultur auch nicht die Spur mehr zu finden wäre [2])! Der andere scheut sich nicht zu behaupten, daß die wenigen Convertiten, den untersten Klassen Indiens angehörig und allgemein verachtet, das Christenthum nur um pekuniärer Vortheile willen angenommen hätten [3]). Ja, in Petermann's Mittheilungen wagt man es sogar, uns folgende Schilderung von den indischen Christen zu machen: „Neun Zehntel von denen, die sich Christen nennen, sind notorisch der Völlerei und allen Lastern ergeben, oder sind Ausgestoßene, die überhaupt keine Religion hatten und mit Freuden einen neuen Glauben annahmen, der ihnen pekuniäre Vortheile verspricht; auch muß man bedenken, daß sie durch das Aufgeben ihres Glaubens von dem Umgange mit ihren Familien und Verwandten ausgestoßen worden, ohne in dem Zugang zur Gesellschaft der Europäer Genuß zu finden. Da die zum Christenthum Bekehrten meistens Trunkenbolde werden und alle Laster, aber keine Tugenden der Europäer annehmen, sinkt ihr Charakter so tief, daß dies allein einen anständigen Eingebornen, der überhaupt einen Charakter zu verlieren hat, abschrecken würde, sich einer so nichtswürdigen Klasse beizugesellen. Europäer wie Asiaten scheuen sie und man kennt kaum einen Fall, wo die ersteren einen eingeborenen Christen in ihren Dienst genommen

---

1) Baron Barchou de Penhoën, Hist. de l'Inde anglaise Vol. II. p. 133.

2) A. a. O. II. p. 97.

3) Insurrection de l'Inde par Fonvielle et Legault p. 126.

hatten [1])." Dies bestätigend sprechen sogar viele Civil- und Militärbeamte in indischen Diensten vor dem Parlament ganz kalt ihre Ueberzeugung dahin aus, „daß unter den Eingebornen Indiens gar keine wirklichen Bekehrungen erzielt worden wären [2])." Ebenso die Edinburgh Review: „Wer irgend viel von indischen Christen gesehen hat, muß wahrgenommen haben, daß die diesen Namen tragenden gewöhnlich nichts anderes als ruchlose Trunkenbolde sind, die sich als frei betrachten, zu essen und zu trinken, was sie gut dünkt [3])." Ja selbst einen Bohlén müssen wir zu unserem Leidwesen sehr geringschätzig von den indischen „Reischristen" (so viel als Geldchristen) urtheilen [4]), einen Bunsen sogar den Satz aufstellen hören, daß das „historische" Christenthum nicht im Stande sei, in Indien etwas Neues zu schaffen [5]). Benfey endlich, der fromme, gelehrte Benfey, der große Indienforscher Benfey treibt die Impietät so weit, nach den weitläufigsten historischen und statistischen Aufstellungen über jede kleinste indische Sekte endlich auch auf die Christen zu sprechen kommend, von 200,000 syrischen Christen, von 500,000 aus Europa eingewanderten Christen u. s. w. und daneben nur von „einigen indischen Convertiten (!)" zu reden [6])! Auch du Brutus? Und um das Uebel voll zu machen, ruft gar der treue, redliche, eifrige, von den Protestanten freilich um seiner Aufrichtigkeit willen in Stücken zerrissene Abbé Dubois nach 25jährigem Missionsdienste in Indien aus: „Mit Scham muß ich bekennen, daß ich mich keines Falles erinnere, wo ein Einge-

---

1) Petermann's Mittheilungen aus dem Gebiete der Geographie 1857 p. 352.

2) A. a. O. p. 352.

3) Edinb. Review p. 178, citirt bei Bohlen I. p. 178.

4) Bohlen a. a. O. I. p. 80.

5) Gott in der Geschichte II. p. 189.

6) Benfey, Indien in Ersch's und Gruber's Encyklopädie II. Sektion XVII. p. 213.

borner aus Ueberzeugung oder ganz uneigennützigen Gründen das Christenthum angenommen hätte[1])." Doch was kümmert uns das „schmachvolle" Urtheil solcher Männer! Der eine ist ein Katholik, ein „Götzendiener", ein „Aussendling des Antichrists", die andern aber, schon weil sie solche Urtheile auszusprechen wagen, sammt und sonders „Ungläubige", folglich „Unglaubwürdige." Wir aber sind „Gläubige" und wollen's bleiben: passons outre!

Aber wie? wenn nun aus der Mitte jener heiligen Männer selbst Stimmen ertönen, welche des Zweifels „gährend Drachengift" in die Milch unsrer frommen Denkart gießen? wie, wenn gerade durch „gläubige" Berichte jene ungläubigen wider Willen bestätigt werden? Man erinnere sich jener bereits angedeuteten Molltöne, welche stellenweise auf so eigenthümliche Art in die rauschende Missionssymphonie hineinklangen. Wie? wenn solche mysteriöse Klagelaute immer häufiger und mächtiger, immer unheilverkündender andringen, bis die prächtige Pastorale endlich in eine einzige grelle Dissonanz auseinanderreißt, das fröhliche Allegro in ein schwermüthiges Adagio übergeht, der anfänglich stolze Siegesmarsch zu einer Herz und Nerven erschütternden Beethoven'schen „marcia funebre sulla morte d'un Eroe" wird? So geschieht es ohne Wissen und Willen unsrer lieben Missionsfreunde in fast allen ihrer Berichten. Man muß nämlich wissen, daß es sich mit allen Missionsverkündigungen gerade wie mit einem regelrecht abgefaßten Briefe eines fleißigen Studio an seine fernen Eltern verhält. Wie ein solcher bekanntlich stets aus zwei Theilen besteht, aus einem ersten, in welchem über die zweckmäßige Verwendung des bisher erhaltenen Geldes, über die gemachten erstaunlichen Fortschritte, die zahllosen gehörten Collegien u. s. w. Bericht gegeben wird, und aus einem zweiten, welcher von der

1) Kingsmill, Missions and Missionaries p. 199 ff. Petermann a. a. O. und Vue rétrograde, Genève 1819, p. 150.

noch viel größern Zweckmäßigkeit neu zu sendender klingender Hülfstruppen, von den erstaunlichen noch weiter zu machenden Fortschritten, von den zahllosen noch weiter zu hörenden Collegien, von dem glänzenden, noch weiter hinauszuschiebenden Examen handelt: gerade so und nicht anders ist nach nothwendigem innerem Gesetz jeder ordentliche Missionsbericht, besonders jedes (wie billig) auf Effekt abzielende Missionsfest eingerichtet. Der erste Theil eines solchen, der Berichterstattung über die Verwendung der bisher eingegangenen Missionssteuern gewidmet, beginnt gewöhnlich mit den Worten: „Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich!" und ergeht sich dann mit gehobenem Pathos, mit strahlendem Blicke, mit kraftvoll wehender Gestikulation und mit einer Stimme, welche von den höchsten hinschmelzenden Kopftönen zur Erschütterung aller Zuhörer plötzlich in den gewaltigsten Donnerbaß hinabsinkt:

,,modo summa voce,
,,modo hac, resonat quae chordis quatuor ima''

wie Horaz sagt, stets in hochroth strahlenden Schilderungen über die bisher errungenen glorreichen Siege auf dem Felde der christlichen Mission. „Tinnevelly! Travancore! Carenen! Otahaiti! Sandwichs-Inseln!" (Orte nämlich, wo vor zwanzig und mehr Jahren einst größere Bekehrungen erfolgt sind) so tönt es fortwährend in wirrem Chaos und in einer Weise durcheinander, daß man meinen sollte, alles Christenthum und alle Cultur wäre aus Europa längst hinweg und sammt und sonders unter jene Wilden eingewandert. Mit feurigem Dank an die edelmüthigen Missionssteuernden, mit sichern Verheißungen des offenen Himmels, der ewigen Seligkeit und des Privilegiums, „die Auserwählten" zu heißen, sowie mit verständlichen Seitenblicken auf die Nichtsteuernden wird dieser erste Akt geschlossen und darauf ein heiteres Lied angestimmt, etwa wie neulich in einem Londoner Meeting nach der Melodie: „Der König auf der Kannibalen-

Insel[1])," oder wie am letzten Missionsfest in Bern mit den Worten:

Da wo im Todesschatten
Der Satan König ist,
Durch segensvolle Matten
Das Menschenblut ihm fließt,
Fällt jetzt die heilige Flamme
Dem Opfrer in den Schooß —
Der Mörder wird zum Lamme,
Das Opfer sein Genoß.

Nun aber beginnt der zweite Akt. Da schallt es in andern Tönen! Ein Redner, mit bewölkter Stirn, mit traurigem Aussehn, mit wehmüthigem, fast weinendem Blick, aber die Lippen fest zusammenkneifend zu gewaltiger Rede, tritt auf die Kanzel und hält eine Predigt, von der es heißen kann, nach dem Shakespeare'schen Wort:

Dein Ruf ist Donner, doch dein Blick voll Demuth.

„Der Herr hat Großes an uns gethan," so hebt nämlich dieser zweite Theil des Festes wieder an, „aber unendlich Größeres bleibt uns noch zu thun übrig," so fährt's fort. Und nun werden mit einem Pinsel, der in eben so schwärzesten Tusch, wie der vorige in hochrothesten Scharlach, getaucht ist, die ungeheuren Erfolge geschildert, welche noch nicht erfolgt sind, das minime Verhältniß des Gethanen zu dem Nichtgethanen, die ungebrochene Herrschaft, welche Satan in den Heidenlanden, namentlich in Indien, immer noch behauptet. Ein Gemälde wird vorgeführt, das Herzen mit Entsetzen erfüllt, Haare zu Bergen emporsträubt. Und wer ist an all' diesem Elend schuld? Etwa die unnützen hoffärtigen Missionare? Etwa ihre unpraktische Bekehrungsmethode? Etwa ihr katholisches Stürmen und Drängen? Nein, nein, das ist Alles weise und gut, jeder Zweifel daran nur das

1) Vgl. Schenkel, Zeitschrift 1861 2. Heft.

Zeichen eines unbekehrten Herzens. „Ihr einzig seid schuld, ihr europäischen Christen, eure Lauheit, eure Trägheit, euer Geiz; mehr Geld! mehr Geld! mehr Geld! das ist's, was wir nöthig haben, das Eine, was Noth thut! Aber heute, heute noch, nicht erst morgen! Denn wie? wenn du noch diesen Abend stürbest, ohne bekehrt zu sein, d. h. ohne Geld in die Missionskasse gelegt zu haben, wie dann? wie dann? Liebe Zuhörer, thut, was zu eurem Frieden dient, aber heute, nicht erst morgen, heute oder — niemals!" So schließt der zweite Akt[1]). Und Taschentücher fahren heraus, nasse Augen werden getrocknet, Börsen springen auf, dargehaltene Steuerbüchsen erklingen von Gold — die unter Orgelton und Glockenklang abziehenden Gläubigen beweisen, daß der zweite Akt seine Wirkung gethan hat. Allerdings, er hat sie gethan — nur nicht auf alle die gleiche. So wie nämlich auf das Anlangen des besagten Studentenbriefes der sorgliche Vater die Brille aufsetzt, ihn zum zweiten und dritten Mal durchliest und jedesmal mit Kopfschütteln über einige bedenkliche Widersprüche zwischen dem ersten und zweiten Theil nicht hinwegkommen kann, gerade so ergeht es manchem contributionspflichtigen Gläubigen beim Vergleich des ersten und zweiten Aktes eines Missionsfestes. Während er durch den ersten im Glauben sich „lieblich" bestärkt fühlt, erheben sich ihm beim zweiten allerlei sehr gottlose Gedanken über die großen Zeitfragen der Authentie, der Inspiration, des Prophetismus und der Erbsünde, welche selbst in Frommen zu spuken nicht aufhört; — der bis heute durchaus gläubig gewesen, fängt an neugierig zu werden.

Wenden wir uns, diese Neugier zu stillen, von den kleinen Provinzialfesten zu den großen Missionsconferenzen in den Hauptstädten der Christenheit. Da versammelt sich z. B. a. 1855 in Paris ein großes Concil evangelischer Christen aus allen

1) Die Originale und Beweisstellen zu dieser ganzen Ausführung werden unten im letzten Kapitel dieses Theils in hinreichender Menge folgen.

Nationen und hält am siebenten Tag eine Conferenz über das Missionswesen, namentlich über die Missionserfolge. Was erfahren wir hierüber? Wunderbarer Weise gerade denselben Widerspruch zwischen einem ersten und einem zweiten Theile wie anderswo. Im ersten Akt tritt Herr Dr. Barth auf und hält, rhetorische Floskeln und runde Zahlen nicht im Mindesten sparend, eine glänzende Lobrede auf die Mission und weissagt namentlich der indischen eine nahe und über die Maßen herrliche Zukunft. Unmittelbar auf ihn aber folgt der bekannte schottische Missionar Dr. Duff und eröffnet den zweiten Akt mit Behauptungen des reinen Gegentheils. „Ich habe den Bericht von Dr. Barth mit Interesse angehört," sagt er, „aber so frage ich mich: welches wird der Effekt sein, den er auf diese Versammlung ausübt? Wird es nicht ein Gefühl der Befriedigung sein mit sich selbst? Wird man nicht sagen: das haben wir gethan? O größte aller Täuschungen! Das ist, als ob man einige kostbare Steine zeigte, die aus einem unfruchtbaren Boden gehoben worden und sagte: Seht, wie reich diese Erde ist! .....Wollt ihr die genaue Wahrheit wissen? Geht und betrachtet die türkischen, die chinesischen und alle Missionen, mit Ausnahme derer im stillen Ocean, und ihr werdet fragen: wo ist denn eine Mission? gibt es überhaupt eine solche? Anstatt den Christen zu sagen, was sie thun, muß man ihnen vielmehr sagen, was sie nicht thun" .... und im gleichen Tone geht es durch die ganze — ohne Zweifel sehr aufrichtige — Rede des berühmten Missionars fort bis ans Ende[1]). Aber gehen wir von Paris nach Liverpool, dort ist im März 1860 eine viertägige, äußerst interessante Besprechung zwischen zahlreichen Missionsfreunden und

1) Conférence de Chrétiens évangéliques de toutes Nations à Paris 1855. Compte rendu, publié par Monod p. 283 ff. Vgl. hierzu ähnlich Aeußerungen desselben Miss. Calwer Miss.-Bl. 1851 p. 93 (wo behauptet wird,

nicht weniger als 37 Missionaren aus den verschiedensten Ländern und Gesellschaften abgehalten worden. Ihr müssen wir beiwohnen, denn auch hier kommen ohne Zweifel die bisherigen Früchte der Mission zur Sprache. Aber wehe, auch hier zeigt sich uns das gleiche interessante Spiel mit zwei verschiedenen Kleidern, einem Frack und einem Paletot, welche je nach Umständen fortwährend mit einander wechseln, auf der einen Seite nichts als Ruhm, glänzende Aussichten, runde Zahlen [1]), auf der andern Seite die offene Klage, daß die Wirkungen der Mission den Anstrengungen keineswegs entsprechend seien, namentlich unter den gebildeten Heiden [2]), ja ein so allgemeines Gefühl hievon, daß die Besprechung über die Ursachen dieses „Mißlingens" (causes of failure) als eines der ersten und wichtigsten Traktanden aufs Festprogramm gesetzt wurde [3]) (wogegen freilich naiver Weise im Interesse der Ehre der Mission von einer Stimme Einwendung gemacht wurde!) [4]). Wo ist denn Wahrheit? fragen wir, durch all' diese Widersprüche immer neugieriger gemacht. Gehen wir übers Meer, direkt an die Hauptquelle, besuchen wir eine Missionsconferenz in Calkutta, an der nebst vielen Laien 47 bengalische Missionare theilnehmen. Hier wenigstens wird man uns klares Wasser einschenken? Aber o Wunder, was erblicken wir? Auch hier zwei ganz verschiedene Gesichter an Einem Missionskopf, zwei Gesichter, von denen kein Mensch glaubte, daß sie beide einem und demselben Rumpfe angehörten, das eine stets

daß in Indien das Heidenthum abnehme und die Tempel zerfallen, aber das Christenthum keine Fortschritte mache). Auch vergleiche man das Volum von Herrn Missionsinspektor Casalis aus Paris mit dem von Herrn Miss.-Präsident Christ aus Basel an der Versammlung des evangelischen Bundes in Genf (Conférences de Genève 1862 p. 233 ff.

1) Conference on Missions at Liverpool 1860 p. 51.

2) Conf. p. 209.

3) Conf. p. 16.

4) Conf. p. 50.

lachend, triumphirend, das andere stets trauernd, Jedermann um Mitleid anflehend, das eine repräsentirt durch den Rhetoriker Mullens in seinem glänzenden Referat on the Progress of Missions[1]), das andere durch des ehrlichen Herrn Lacroix's niederschlagenden Bericht on the Difficulties of Missions[2]), ferner durch Herrn Missionar Wenger's Aussage, daß durch die Missionspredigt sehr wenig Bekehrungen bewirkt würden[3]) und endlich durch den Nothschrei (appeal), der von der ganzen Conferenz im Hinblick auf die jämmerliche Lage Indiens schließlich an sämmtliche Missionsgesellschaften Europa's und Amerika's erlassen wurde[4])! Wahrlich, unsere Neugierde steigt immer höher, und von ihr getrieben, reisen wir noch weiter, von Calkutta direkt in den Mittelpunkt indischen Lebens, nach Benares, wo wir ebenfalls eine große Missionsconferenz versammelt finden. Was hören wir da? Auch hier viel Großes und Preiswürdiges über indische Mission, versteht sich; aber auch hier unter Anderem als sechstes Traktandum die Frage: „Was mag als die Hauptursache unseres geringen Erfolges betrachtet werden?" und als Antwort darauf ein Referat, welches geradezu Niederschlagendes berichtet[5]). Jetzt vermag nichts mehr unsere Zweifel zu hemmen, und wenn wir nach Europa zurückgekehrt, nun immer aufmerksamer auf die zahlreichen Klagetöne achten, welche durch die hohen, sie zu übertönen suchenden Siegesfanfaren nur um so ergreifender hindurchklingen; wenn wir da aus dem Munde eines pietistischen Missionshistorikers die Aeußerung ver-

---

1) Proceedings of a general Conference of Beng. prot. Missions held at Calkutta 1855 p. 5 ff.

2) Proceedings etc. p. 24 ff. und p. 42. Ueberhaupt zeichnete sich Herr Lacroix durch große Ehrlichkeit in seinen Berichten von jeher aus, vgl. sein Geständniß Calw. Miss.-Bl. 1850 p. 93.

3) A. a. O. p. 46.

4) Appeal to Miss. Soc. am Schluß obiger Proceedings.

5) Ch. Miss. Intelligencer 1857 pp. 215 und 240.

nehmen: „Die Mission in Ceylon sei schmählich zu Schanden geworden[1]);" wenn von lutherischer Seite geradezu erklärt wird, das ganze Missionswesen sei krank[2]); wenn sich in den Basler Jahresberichten stereotype Rubriken finden mit Ueberschriften wie z. B.: „Warum schreitet das Missionswerk in Indien nicht rascher vorwärts[3])?"; wenn wir in englischkirchlichen Missionsberichten auf Aeußerungen stoßen, wie: „Unsere Freunde in England erhalten so viele Berichte, aus denen man schließen sollte, daß das Christenthum sich bald über ganz Indien verbreiten werde. Aber ach, Alles, was ich sehe, überzeugt mich, daß wir bis jetzt nur ganz leicht die Oberfläche gestreift haben (tapped)[4]);" wenn selbst ein Sanguiniker wie Mullens zugibt, daß in Indien „nur wenig Bekehrte der Zahl nach seien[5]);" ja wenn wir in einer der geachtetsten englischen Missionszeitungen lesen, daß manche Missionare während zehn- bis zwanzigjähriger Predigtarbeit keine einzige Seele bekehrt, und daß Missionar Lacroix, obschon an Talent und Eifer bisher unerreicht, auf seinem Sterbebette über die sehr geringe Zahl der erzielten Bekehrungen getrauert habe[6]): wahrlich, dann wird uns Niemand mehr verargen, daß wir, weiland äußerst Gläubige, nun Neugierige höchsten Grades geworden sind, daß wir, all' dem wirren Missionslärm auf den Grund zu kommen, nicht mehr nach Phrasen, sondern nach Zahlen, nach reinen, dürren Zahlen verlangen, daß wir all' den populär-rhetorischen Schaustücken den Rücken kehrend, unsre ungeweihten Augen in offizielle Tabellen, in trockene, eigentlich nur für Auserwählte bestimmte Rechnungen versenken. Was ist aber die Folge solch' sträflicher Neugierde?

---

1) Burckhardt, Miss.-Bibl. III. 2. p. 66.
2) Ev.-luth. Miss.-Blatt 1851 p. 322.
3) Jahresbericht 1860 p. 51.
4) Proceedings of the Church Miss. Soc. 1860 p. 85.
5) Results of Missionary Labours p. 28 ff.
6) News of the Churches 1862 Febr. p. 39.

Meine Leser, ein wahrer Ikarussturz! Von den angeblichen 500,000 Bekehrten ist nirgends eine Spur mehr zu finden, und durch eine Menge runder Mittelstufen sinkt die Zahl plötzlich auf 150,000 hernieder. So hoch nämlich schlägt die Summe aller protestantischen Convertiten Herr Missionar Leupold an[1]). Aber wehe, daß auch diese Angabe, ja selbst die 120,000 von Herrn Ostertag in Basel[2]) sich als eitel Humbug herausstellen! denn die höchste Summe, auf welche die statistischen Zählungen eines Mullens[3]), des Basler Missions-Magazins[4]), der Liverpooler Conferenzen[5]) u. s. f. sich hinaufschrauben lassen, beträgt nur 112,000; ja anderweitige englische Berichte, wie z. B. die des missionsfreundlich gesinnten Trevor[6]) und A. wissen nur von 100,000 bekehrten Hindu zu erzählen. Wiggers endlich, von allen Missionshistorikern bei weitem der nüchternste und glaubwürdigste, wagt die Zahl derselben nicht höher als auf 80,000 anschlagen zu dürfen[7]). Und in der That, bedenken wir, daß selbst Bischof Heber in Calkutta zu einer Zeit (1824—27), da der Pietismus allgemein von 40,000 indischen „Erstlingsgarben" fabelte, die Meinung aussprach, daß, genauer angesehen, diese Zahl sich auf allerhöchstens 15,000 reduziren würde[8]), und knüpft man an diese Angabe die nöthigen weiteren Berechnungen, so ist der Schluß nicht mehr fern, daß das Wahrheitsauge eines Heber auch die heutige Summe von angeblichen 80—100,000 Bekehrten noch bedeutend würde zusammenschmelzen machen. Bleiben

1) Darmst. Allg. Zeitung 7. Nov. 1860.

2) Uebers. d. prot. Miss. p. 109. Vgl. auch Ev. Miss.-Mag. 1857 pp. 404, 434.

3) Res. of Miss. Labours p. 15.

4) Miss.-Mag. 1857 Juli und 1858 Mai.

5) Conference on Missions at Liverpool 1860 p. 51.

6) India p. 321.

7) Gesch. d. evang. Miss. II. p. 116. Datirt dieselbe auch vom Jahr 1846, so hat sich doch seither die Zahl der Bekehrten nicht wesentlich vermehrt.

8) Hist. de l'Inde anglaise II. p. 132.

wir jedoch um des Friedens willen vorläufig bei der runden Zahl von 100,000 stehen.

Eine einzige kleine Frage sei uns erlaubt, nämlich: was haben wir unter „protestantischen Convertiten“ zu verstehen? sind es Bekehrte aus den Heiden oder Bekehrte aus einer christlichen Secte zu der andern? Eine genaue Durchsicht der Jahresberichte der verschiedenen Gesellschaften stellt nämlich heraus, daß die Missionare fast noch eifriger darauf bedacht sind, aus Katholiken Reformirte, aus Reformirten Lutheraner, aus Lutheranern Anglikaner, als aus Heiden Christen zu machen, und daß ein großer Theil der angeblich Bekehrten vielmehr nur eine indifferente Masse ist, welche sich zum Vergnügen der Missionare fortwährend von einer Confession zur andern hin und her schieben läßt. Es ist dies eine Thatsache, über welche sich alle Confessionen (versteht sich in jedem Fall stets nur diejenige, welche dieses Bekehrtwerden an sich selbst erfahren muß) bitter gegen einander beschweren, und welche namentlich auch von Dr. Barth in Paris ernst gerügt ward [1]). Es ist ganz selbstverständlich, daß in diesem brüderlichen Wettstreit zwar keine Confession ganz zurückbleibt, die Lutheraner aber es allen andern, selbst den Katholiken und Englischkirchlichen, weit zuvor thun, theils wegen des bekenntnißtreuen Zelotismus, der dieser Sekte von ihrem Stifter her eigen ist, theils wegen des kläglichen Ungeschicks, das diese von allen Missionaren stets am meisten unpraktischen in der eigentlichen Heidenbekehrung an den Tag legen. Mit um so größerem Eifer werfen sie sich auf die Bekehrung der Reformirten [2]), und es gibt Jahrgänge, wo mehr als zwei Drittel ihrer Convertiten nur aus solchen Uebergetretenen bestehen [3]). Nicht ganz in gleichem Maaße, aber in ähnlicher Weise wird auch von

1) Conf. de Chrét. évang. p. 279.

2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 4, 5, 274; 1853 p. 33 ff. 318 f. 2c.

3) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 178; 1850 p. 274; 1853 p. 133 (26 getaufte Heiden u. 66 Uebergetretene aus anderen Confessio-



den meisten übrigen Gesellschaften, namentlich der englischkirchlichen „bekehrt". Da nun aber nicht alle so ehrlich sind, wie die große amerikanische Missionsgesellschaft (Board), welche in ihren statistischen Tabellen stets getreulich 2 Rubriken offen hält: „come from other churches" und: „went to other churches" oder wie die Baptisten und Lutheraner, deren Gewissenhaftigkeit in dieser Beziehung wir ebenfalls volle Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, da die meisten Gesellschaften vielmehr nur die Hinzubekehrten, nicht auch die Hinwegbekehrten in Rechnung zu bringen scheinen, so ist klar, daß die auf solche Weise herausgebrachte Gesammtsumme von bekehrten Heiden eine rein illusorische ist. Ich glaube daher Anspruch auf große Billigkeit und Unparteilichkeit zu haben, wenn ich nach annähernder Schätzung und Vergleichung der mir vorliegenden Quellen die Zahl der auf solche Weise (wie bei den Wahlhandlungen in gewissen Ländern zu geschehen pflegt) willkürlich Hinundhergeschobenen auf allerwenigstens 1/5 sämmtlicher Bekehrter, diese selbst also statt auf höchstens 100,000 auf höchstens 80,000 Seelen veranschlage.

Ei, ei, ihr Herren, also eine kleine Nachahmung des Jean Paul'schen „Schulmeisterlein Wuz", der, um unter seinen Bauern als ein „Gelehrter" zu gelten, insgeheim die Werke berühmter Autoren abschrieb und sie dann öffentlich als seine eigenen vorlas? Oder eine Nachahmung unserer ehemaligen Knabenweise? Als wir nämlich noch böse Jungen waren, liebten wir es, an einen benachbarten See fischen zu gehen. Oft aber, gleich indischen Missionaren nicht viel fangend, entwendeten wir insgeheim einer dem andern seine Fische, um mit fremder Beute beladen, uns zu Hause unserer Thaten rühmen zu können. Als aber einer von uns die Keckheit ein Mal so weit trieb, seine Angel in den Teich

---

nen), p. 141 (68 getaufte Heiden u. 371 Uebergetretene); 1859 p. 119 (aus den Heiden 13, aus den „Römern" 9 Seelen), p. 243 (128 aus den Heiden, 139 aus andern Confessionen aufgenommen) 2c.

des Nachbars zu senken, der künstliche Fischzucht trieb, so erhielt er von seinem Vater zum Lohn dafür eine tüchtige Ohrfeige. Der gute Mann scheint nicht geahnt zu haben, welch' mächtiger Beruf für äußere Mission sich schon damals in seinem heranwachsenden Sohne kund gab.

Sei dem aber, wie ihm wolle, es thut uns leid, daß wir selbst die Zahl 80,000 noch einer nähern Prüfung unterwerfen müssen. Von der Mission unter civilisirten Heiden nämlich, hier also von bekehrten Hindu, Muhamedanern, Buddhisten u. s. w. reden wir. Nun aber ist allgemein anerkannt, daß von jenen indischen Convertiten weitaus der größte Theil nicht auf das gebildete Sanscritvolk, die Hindu, oder auch Muhamedaner u. s. w., sondern auf die rohesten Bewohner des Südens, die wilden, teufelverehrenden, tamulsprechenden Schamars in Tinnevelly oder die theilweise noch roheren Bewohner im Malayalamlande fällt, welche von den meisten Forschern, einem Ritter, Benfey u. A., als Abkömmlinge der alten Urbewohner Indiens erklärt worden[1]). Wie viel Bekehrte fallen nun aber, so fragen wir, auf das eigentliche herrschende, civilisirte, arische Hinduvolk? Nach allen Verzeichnissen höchstens 1/4 der obigen Zahl. Protestantische Hinduchristen sind also nicht mehr als etwa 20,000 anzunehmen. Erläutern wir diese Behauptung vermittelst einer kleinen Rundreise durch die Hauptstationen der verschiedenen Gesellschaften. Welcher Stand des Missionswesens offenbart sich uns da?

Die Londoner Missionsgesellschaft, seit 1798 in Indien einheimisch, zählt, ihrem letzten Jahresbericht zufolge[2]), in Calkutta, einer Stadt von 800,000 Einwohnern, zu 6 Missionaren und 5

1) Ritter IV. a. versch. Stellen. Benfey a. a. O. p. 4 ff. Mullens p. 36. Ev.-luth. Miss.-Bl. die unten cit. St. Ch. Miss. Intelligencer 1852 p. 108 ff.

2) The Report of the Miss. Soc. etc. 1860. Wir bemerken, daß der Zeitpunkt, in welchem wir Obiges schrieben, das Jahr 1861 war, in welchem die neuesten uns zugänglichen Berichte das Datum von 1860 trugen. Seither

Katechisten (die vielen Schullehrer ungerechnet) eine Gemeinde von 708 eingebornen Christen (also etwa 115 Seelen auf 1 Arbeiter); in Benares, einer Stadt von 40,000 Einwohnern, zu 3 Missionaren und 3 Katechisten eine Gemeinde von 89 Eingebornen, worunter nur 18 wirkliche Kirchenglieder (!) (also ungefähr 13 Seelen auf 1 Arbeiter); in Madras, einer Stadt von 800,000 Einwohnern, zu 4 Missionaren und 8 Katechisten eine Gemeinde von 103 Kirchengliedern (9 Seelen auf 1 Arbeiter); in Combacomum, einer Stadt von 42,000 Einwohnern, aber bekennt Herr Nimmo, während einer 16jährigen Wirksamkeit mit einem Hülfspersonal von 6 Katecheten, 2 Colporteuren und etwa 12 Schullehrern aus den Heiden nicht mehr als 5 Familien getauft zu haben[1]). Ihre Haupttriumphe dagegen hat diese Gesellschaft unter dem rohen südlichen Volke von Travancore gefeiert, wo sie gegenwärtig 1176 Communikanten zählt, was mit dem oben bemerkten Unterschied zwischen gebildeten und ungebildeten Heiden vollkommen zusammenstimmt.

Besuchen wir einige Hauptstationen der wie überhaupt bedeutendsten, so insbesondere in Indien weitaus wirksamsten aller Missionsgesellschaften, der englischkirchlichen, welche daselbst mit einem jährlichen Budget von 50,000 bis 60,000 Pfund Sterling vertreten ist. Welche Erfolge treten uns da entgegen? In Calkutta (seit 1816 bearbeitet) treffen wir bei 84 Arbeitern 157 Communikanten, in Bombay (seit 1820 in Angriff genommen) bei 35 Arbeitern 35 Communikanten, in Burdwan bei 33 Ar-

---

sind uns von einigen Gesellschaften neuere und allerneueste Jahresberichte eingegangen. Um indeß die allgemeine Parallele nicht zu verwirren, hielten wir es für das Zweckmäßigste, bei den folgenden statistischen Aufstellungen beim Rechnungsjahr 1860 stehen zu bleiben, um so mehr, als alle seither eingetretenen Veränderungen nur von geringem Belang zu sein scheinen.

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 74.

beitern 49 Communikanten, ja selbst im vielgerühmten Krischnagur-distrikt bei 138 Arbeitern nicht mehr als 279 Communikanten, dagegen in Tinnevelly, dem glänzendsten Arbeitsfeld dieser Gesellschaft, bei 575 Arbeitern 4381 Communikanten[1]).

Die amerikanische Mission dagegen bekennt im Jahresbericht von 1858, in Bombay nach 40jähriger Arbeit 8, sage volle acht Personen bekehrt zu haben[2]). Auf ihrem Hauptgebiet, dem Distrikt von Madura, mit 9 Stationen, hatte sie laut Jahresbericht von 1850 nach 16 Jahren mit 23 Arbeitern im Ganzen eine Gemeinde von 320 Personen gesammelt[3]). Laut Jahresbericht von 1860 aber zählt sie nun daselbst auf 13 Stationen mit 232 Arbeitern nach 26jähriger Arbeit eine Gemeinde von 1012 Personen[4]), was auf einem so großen Gebiete, mit einem so zahlreichen Personale einen jährlichen Zuwachs von durchschnittlich 40 Seelen ergibt.

Indem wir, um nicht zu weitläufig zu werden, andere uns vorliegende Jahresberichte übergehen[5]), werfen wir nur noch einen Blick auf den neuesten der uns näher angehenden Basler Mission. Wir finden daselbst unter anderm folgende Posten verzeichnet: Hubli mit 5 Arbeitern und 36 erwachsenen Christen

1) Proc. of the Church Miss. Soc. 1859—60. Nach dem Jahresbericht von 1861 zählte Calkutta bei 100 Arbeitern 175 eingeborne Communikanten, Bombay bei 38 Arbeitern 35 Communikanten, Burdwan bei 32 Arbeitern 50 Communikanten.

2) Miss.-Mag. Nov. 1859.

3) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 278.

4) Annual Report of the American Board of Commissioners of foreign Missions p. 100 und 105 (in good standing, d. i. nach amerikanischer Ausdrucksweise in voller kirchlicher Gemeinschaft).

5) Nach der neueren Ausgabe von Aikman zählen z. B. die Baptisten in Indien im Ganzen 933 eingeborne Kirchenglieder, die Londoner 1024 Communikanten, die Bischöflichen 6048 Communikanten, der Board 541 Kirchenglieder, die Basler 485 Communikanten, die Lutheraner 2152 Kirchenglieder &c.

(nach 21jähriger Arbeit), Dharwar mit 3 Arbeitern und 18 erwachsenen Christen (nach 23jähriger Arbeit), Bettigheri mit 6 Arbeitern und 8 erwachsenen Christen (nach 19jähriger Arbeit), die blauen Berge mit 3 Arbeitern und 10 erwachsenen Christen (nach 13jähriger Arbeit); wogegen sich wiederum in dem südlichen Mangalur nach 26jähriger Arbeit 349 erwachsene Christen bei 23 Arbeitern finden: also selbst auf dieser weitaus erfolgreichsten aller Basler Stationen nach 26 Jahren nur 15 Bekehrte auf 1 Missionar[1])!

Wird man es nun nach all' diesen Zahlenangaben übertrieben finden, wenn ich nach möglichst annähernder gewissenhafter Schätzung behaupte, daß sich in Indien weder 500, noch 150, noch 112, sondern allerhöchstens 80 Tausend bekehrter protestantischer Christen und darunter höchstens 15—20,000 reine Hindu befinden? Nehmen wir aber einen Augenblick an, die Mullens'sche Zahl von 112,000 sei ebenso richtig, wie sie unrichtig ist: was ist selbst das für ein Ergebniß nach 150jähriger Arbeit, nach so ansehnlichen gebrachten Opfern an Geld- und Menschenkräften, nach so ungeheuren, alle Kirchen erfüllenden, ganz Europa und Amerika durchtönenden Sieges- und Selbstruhmsverkündigungen der Missionare? Was ist das für ein Ergebniß im Vergleich mit den 180 bis 200 Millionen, auf welche die Bevölkerung Indiens (darunter etwa 130 Millionen Hindu) gewöhnlich geschätzt wird? Was ist das für ein Ergebniß im Vergleich mit den reißenden Fortschritten, welche das älteste Christenthum im römischen Reiche machte? Im Hinblick hierauf konnte bereits zu Ende des zweiten Jahrhunderts ein Tertullian den Heiden begeistert zurufen: „Fremd-

1) Jahresber. d. Basler Gesellschaft 1860. Protest. K.-Zeitung 1861 Nr. 41. Nach dem Jahresberichte von 1862 zählt die Gesellschaft in Hubli bei 5 christlichen Arbeitern 37 Communikanten, in Dharwar bei 2 Arbeitern 9 Communikanten, in Bettigheri bei 7 Arbeitern 9 Communikanten, in Mangalur bei 32 Arbeitern 375 Communikanten &c.



linge sind wir und dennoch haben wir bereits Alles, was Euer ist, angefüllt, Städte, Inseln, Burgen, selbst die Kriegslager, die Heere, den Senat, den Marktplatz, nichts haben wir Euch übrig gelassen als die Tempel[1])." Am Ende des dritten Jahrhunderts aber konnte Eusebius in die schönen Worte ausbrechen: „Mit so himmlischer Macht und Gewalt, plötzlich wie ein Strahl der Sonne, hat das Wort der Erlösung den ganzen bewohnten Erdkreis durchstrahlt[2])," und nach kaum 300jährigem Kampfe lag das gewaltige Römerreich, dessen Bewohner Gibbon auf 120 Millionen schätzt[3]), und das dem Christenthum ganz andere sowohl geistige als materielle Widerstandsmittel entgegenzusetzen hatte, als jetzt das Brahmanenthum, dennoch vollständig überwunden zu Füßen der christlichen Kirche. Welcher Vergleich zwischen jenen ersten und diesen letzten Siegen[4])! Ungefähr der gleiche, wie zwischen dem urkräftigen, in der Tiefe des Menschenherzens wurzelnden, in Kerkernacht und Flammentod sich bewährenden Christenthum jener ersten und dem engbrüstig hinschmachtenden, modisch aufgeputzten Crinolinenpietismus der heutigen Tage: gar keiner! Die indischen Christen, selbst zu 100,000 angenommen, verhalten sich zur übrigen Bevölkerung immer nur wie 1:2000, also bei weitem nicht wie nach der letzten eidgenössischen Volkszählung die sämmtlichen Nichtchristen zu den Christen der Schweiz, noch lange nicht wie die Neutäufer und ähnliche Sekten zu der übrigen Bevölkerung daselbst, nicht einmal wie die Mormonen in England oder in

---

1) Tertull. Apol. c. 37. Vgl. Origenes de princ. IV, 2.

2) Eusebius II, 3. Vgl. Praep. Evang. I, 3, 8 u. bes. I, 4.

3) The Decline and Fall of the Roman Empire I. c. II. p. 56.

4) Wenn Mullens (Results etc. p. 26) diesen allerdings in die Augen fallenden Unterschied damit zu erklären sucht, daß Gott die Völker des römischen Reichs bereits 300 Jahre lang auf das Christenthum vorbereitet hätte (die Inder aber nicht), so ist das eine so eigenthümliche Geschichtsauffassung, daß ich nichts darauf zu erwidern habe.

Schweden zu allen übrigen Einwohnern in jenen Ländern, sondern ungefähr, wie sich, nach beglaubigten Nachrichten, sämmtliche Jünger dieser Sekte aus Europa zu der ganzen übrigen Bevölkerung dieses Erdtheils verhalten [1]). Wir werden es daher schließlich ganz gerechtfertigt finden, wenn Benfey anscheinend so geringschätzig nur von „einigen indischen Convertiten" spricht, und wenn jener Missionar der englischkirchlichen Gesellschaft (s. oben) die Behauptung aufstellt, die bisherige Missionsarbeit „habe nur ganz leise die Oberfläche Indiens gestreift." Aus ehemals naiv Gläubigen sind wir in Betreff der indischen Mission durch genaue Nachforschung zu radikal Ungläubigen geworden.

Ganz ähnliche Zahlenverhältnisse finden wir aber auch in allen übrigen Missionen unter civilisirten Heiden, so z. B. in Ceylon (seit 1812 bearbeitet) bei etwa 300 Arbeitern gegen 3000 Bekehrte [2]), in China bei 400 Arbeitern, die seit 53 Jahren dort thätig gewesen sind, im Ganzen höchstens 1000 eingeborne Christen [3]). In den muhamedanischen Ländern Vorderasiens aber bilden die protestantischen Kirchenglieder eine so unsichtbar kleine Zahl, daß man wirklich mit Dr. Duff (s. oben) zu fragen versucht ist: „Wo ist da eine Mission? gibt es überhaupt eine Mission [4])?"

---

1) Vgl. Jörg, Gesch. des Prot. II. p. 593 ff.

2) Dieses Ergebniß habe ich durch genaue Zusammenzählung der verschiedenen Angaben in den baptistischen, kirchlichen und methodistischen Jahresberichten gefunden. Wenn dagegen Mullens p. 20 von 18,046 Christen in Ceylon spricht und die ehemals holländischen nicht einmal dazurechnet, so ist das eine Aufstellung, zu deren Verständniß mir jeder Anhalt mangelt.

3) Burckhardt, Miss.-Bibl. III. 3. p. 178 u. 179. Vgl. hierzu die rühmenden Schilderungen in: L'évangile et la Chine par B. de Watteville und die 53 von eitelster Selbstverblendung erfüllten Berichte „Gaëhan's" in den Jahrgängen 1845—49 des Calwer Miss.-Blattes (fortgesetzt in den Casseler Monatsberichten).

4) „Daß man Muhamedaner zu bekehren Aussicht habe, ist mit Recht in dem Berichte sehr vorsichtig ausgedrückt. Man wird unter den Moslemin

Doch „die Zeugnisse sollen nicht gezählt, sondern gewogen werden," das ist ein bekannter kritisch philologischer Grundsatz. Gut! wir haben die indischen „Erstlingsgarben" gezählt, wägen wir sie nun[1])! Vielleicht, daß die Qualität besser ist als die Quantität.

Mein Leser, es ist mir sehr peinlich, auch hier Dir all' die schönen Illusionen zerstören zu müssen, die du in Betreff der bekehrten Heiden vielleicht gehegt hast. In der That, haben sich uns jene Hunderttausende von Hinduchristen in eitle Nebelbilder aufgelöst, so verwandeln sich uns die angeblichen Vorzüge derselben nicht nur in Nebel-, sondern in schauerliche Nachtbilder. Wir stehen hier — ich kann bei allem Wunsch, milde zu sein, nicht anders urtheilen — vor einem sittlichen Abgrund, wie sich ein tieferer auf dem Gang durch die ganze Kirchengeschichte dem Wanderer kaum je geöffnet hat. Ein sittliches Elend tritt uns entgegen, das — sollen wir's der noch übrigen Gewissenhaftigkeit der Berichtenden, oder der Gewalt der Umstände zuschreiben — selbst durch die rühmendsten Schilderungen der Missionsblätter deutlich genug hindurchscheint. Zwar, daß auf gewöhnlichen Missionsfesten unter dem Schild einzelner süßlicher Anekdoten wie mit der Zahl, so auch mit den sittlichen Vorzügen der Hinduchristen ein sträflicher Humbug getrieben wird; daß sanguinische Rhetoriker wie ein Hamilton[2]), oder eitle Schwätzer wie ein Hoff-

---

keine Proselyten machen, wenigstens nicht eher, als bis die dortigen Christen durch ihr Leben beweisen, daß ihre Lehre Liebe und Frieden wirkt," so bemerkt ein Berichterstatter über den Gust.-Ad.-Verein in den Grenzboten 1862 Nr. 29 p. 110. Vgl. auch Westermann: Illustr. Deutsche Monatshefte 1862 Juni p. 254.

1) Daß es sich hierbei nicht um Richten über die einzelnen Seelen der armen Hinduconvertiten, sondern einzig um ein erlaubtes Urtheil über die Prahlereien der Missionare handelt, braucht keinem ehrlichen Christen gesagt zu werden.

2) Hamilton, Missions p. 360 ff.

mann[1]), Clarkson[2]) u. A. selbst in gedruckten Büchern indische Christen und Katecheten uns Europäern auf die lächerlichste Weise als Vorbilder der Vollkommenheit vorstellen dürfen; daß überhaupt fast alle heimgekehrten Missionare ihre Convertiten zu rühmen, durch ihre Stellung beinahe genöthigt sind: das Alles werden wir, nach dem oben Gesagten, von vornherein nicht anders erwarten. Nichtsdestoweniger dringt die Wahrheit selbst durch einzelne Missionsberichte wie zu Bileam's Zeiten so überwältigend hindurch, daß Alles, was wir bereits einen Bohlen, einen Perthes, eine Edinburgh Review u. A. über den Charakter der Hinduchristen urtheilen hörten, aufs vollständigste durch die Missionare selbst bestätigt wird.

Daß dieselben beständig mit „Treibhauspflanzen"[3]), mit „Kindern" verglichen werden, „die von ihren geistlichen Vätern durchaus abhängig" sind[4]), ist das Geringste. Daß Missionar Weitbrecht versichert[5]): „hinter europäischen Christen stehen sie weit zurück," wird Niemanden auffallen, der mit den Entwicklungsgesetzen der Völker einigermaßen bekannt ist. Selbst, daß alle Augenblicke Heuchler entlarvt[6]), von Abtrünnigen[7]), von gräulichem Gemeindeverfall[8]) u. s. w. berichtet wird, werden wir um so

---

1) a. a. O.

2) Christ and Missions p. 362.

3) Calcutta Conf. p. 123. Proceedings of the Church Miss. Soc. 1860 p. 91 etc. Calwer Miss.-Bl. 1850 p. 93.

4) Burckhardt III. 1. p. 265. Ev. Miss.-Mag. 1841 IV. p. 92.

5) Ev. Miss.-Mag. 1841 IV. p. 20.

6) Heidenbote 1846 p. 72, 29. Ev. Miss.-Mag. 1841 IV. p. 92 u. f. f. Church Missionary Record 1852 p. 152; 1854 p. 188, 194.

7) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 267; 1853 p. 89, 204 f.; Burckhardt III. 1. p. 232. Basler J.-Ber. 1858 p. 73. Heidenbote 1846 p. 31, 56; 1851 p. 74, 75. Church Miss. Record 1852 p. 100; 1854 p. 194.

8) Ev. luth. Miss.-Bl. 1851 p. 265. Vgl. News of the Churches 1861 January p. 4.

schonender beurtheilen, als jene Gemeinden noch in ihren Anfängen stehen und die europäische Christenheit zu ähnlichen Klagen ja ebenfalls vielfach Anlaß gibt. Wenn nun aber aus allen Nachrichten ein großes übereinstimmendes Gemälde ans Licht tritt, aus dem mit Bestimmtheit hervorgeht, daß zwischen jenen Christengemeinden und wirklichen Heiden nicht nur kein Unterschied besteht, sondern jene, wie bereits oben unsere gelehrten Gewährsmänner bezeugt, sogar tief unter dem allgemeinen Stand indischer Sittlichkeit stehen und von allen ehrbaren Heiden deshalb verachtet sind[1]); wenn Missionsdirektor Graul aus Indien schreibt, daß man in der Heimath eine viel bessere Meinung von den Heidenchristen hätte, als die bei weitem größte Mehrzahl verdiene; wenn er gar ausruft, es gebe für den treuen Missionar keine größere Plage als seine Christen (!)[2]), wenn er nicht nur sagt, die meisten Bekehrten kämen aus den untern Volksschichten mit Lastern, wie sie nur Sodom und Gomorrha kenne, sondern überdies behauptet, aus jenen untersten Volksschichten kommen nur die minder ehrenhaften Elemente und die meisten um äußerlicher Vortheile willen[3]), wenn er an einer andern Stelle erklärt, unter 3—400 Getauften seien nur sehr wenige, die nicht aus fremdartigen Rücksichten übergetreten seien[4]): und wenn diese Erklärung von den verschiedensten Seiten bestätigt wird[5]), dann fangen wir doch an etwas bedenklich zu werden. Wenn ferner ganz gleichlautende Klagen übereinstimmend aus allen andern Missionsgebieten ertönen; wenn es von den Christen

1) Insurrection de l'Inde p. 126. Heidenbote 1851 p. 81 ꝛc.

2) Ganz dasselbe sagen auch Andere. Vgl. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1853 p. 201, 346 ꝛc.

3) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 303 u. 304.

4) a. gl. Ort p. 279.

5) Daß von 100 Convertiten 99 es um des Geldes willen geworden sind und aus demselben Grund ebenso leicht von einer Confession zur andern übergehen, wie nach Umständen auch wieder ganz ins Heidenthum zurücksinken, das darf als sichere Thatsache angenommen werden. Vgl. Ch. Miss. Record 1854



in Ceylon heißt, sie seien von den Buddhisten meistens nur durch den Namen unterschieden (und möchte wenigstens das wahr sein)!;[1]) wenn in China Missionar Lechler die sämmtlichen Christen in 2 Classen eintheilt: „erstens bewußte Heuchler, zweitens todte Gesetzeschristen, denen das eigentliche Lebensprinzip, die Liebe, fehlt[2]);" wenn Missionar Winnes ebendaselbst klagt, daß die Armen, aus denen fast ausschließlich die Chinesengemeinden bestehen, nicht als „Arme im Geist", sondern um der spanischen Thaler willen Christen wurden[3]); wenn von den angeblichen 20,000 Christen auf den Molukken des ehrlichen Missionars Gerike Zeugniß auf Kam's vielgerühmte Missionsarbeit hin geradezu Haarsträubendes meldet[4]); und wenn nun ähnliche Berichte fortwährend von allen Seiten, aus allen Ländern, in allen Missionsschriften in so überwältigender Anzahl einlaufen, daß man nachgerade zur Vermuthung gedrängt wird, Lüge, Dieberei, Hinterlist, Unzucht, Trunkenheit, Vielweiberei sogar[5]) seien in manchen Ge-

---

p. 216, 225; 1856 p. 194, 220. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1853 p. 6, 7 („es bestätigt sich, daß Christen dieses Landes dem Evangelium wenigstens nur so lange zugethan und gewogen sind, als die Sonne scheint und irgend ein Gewinn zu hoffen ist"); ferner p. 133, 335, 346; 1858 p. 135, 189 2c.

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 242. Church Miss. Record 1856 p. 188.

2) Heidenbote 1856 p. 83.

3) Basler Jahresber. 1860 p. 143. Vgl. auch Jahresbericht 1861 p. 185 f.

4) „Er erkannte die Unwissenheit und Gleichgültigkeit vieler Schullehrer, er sah die Trunksucht vieler Christen, er war Zeuge schändlicher Leichenfeste und erblickte noch an vielen Orten kaum bedeckten Götzendienst; Altäre, auf denen frisch geopfert worden war, standen in den Dörfern; Personen, die Morgens das heil. Abendmahl genossen hatten, sah man Nachmittags betrunken, ihre Eltern mißhandeln, oder, weil sie der Obrigkeit nicht gehorcht, in Ketten geschlossen. Ach, ich habe viel erwartet und wenig gefunden." Burckhardt, Miss.-Bibl. IV. 1. p. 164 ff.

5) Vgl. besonders die fortwährenden Kirchenzuchtsskandale und haarsträubende Schilderungen, wie Burckhardt a. a. O. IV. 2. p. 172 ff.; Graul's Reise-

meinden herrschende Laster; ja, wenn selbst die Lobsprüche, die der stets rosig gelaunte Missionsinspektor Josenhans einzelnen indischen Christengemeinden ertheilt, so zweifelhaft lauten, wie z. B.: „es gebe unter denselben auch ganz wahrhaftige Leute [1]);" wahrlich, dann handelt es sich nicht mehr um die geringeren oder bedeutenderen Anfänge, sondern geradezu um das gute oder schlechte Prinzip in der ganzen bisherigen Missionsarbeit. Wahrlich, dann will es uns selbst sehr bittersüß anmuthen, wenn Herr Graul folgendermaßen zu trösten sucht: „es ist eben Elend an allen Ecken und Enden, — aber doch christliches Elend" (als ob christliches Laster vielleicht besser wäre als heidnische Tugend?) und es trotz aller Erbärmlichkeit des indischen Reischristenthums doch gar „wohlthuend" findet, wenn man so durchs Land hinreise und hie und da ein weißes Kirchlein aus dunkeln Palmyrapalmen hervorblicken sehe [2])!

Doch, „das sind Allgemeinheiten und Allgemeinheiten sind stets nur halb wahr." Besuchen wir deßhalb, um vom sittlichen Zustand jener Christen ein anschauliches Bild zu gewinnen, wiederum einzelne Stationen, vor allem die uns zunächst angehenden, die der Basler Mission. Eines ihrer Hauptarbeitsfelder ist bekanntlich die Malabarische Küste. Die wichtigste Arbeit aber, die ihr nach Burckhardt dort gelang, war unter den Pulayern und Nayadis, beides wahr-

---

berichte aus Indien; Heidenbote 1856 p. 112; Miss. Reg. 1832 p. 308; Church Missionary Records 1852 p. 100, 152; 1854 p. 202; 1856 p. 224; Ev.-luth. Miss.-Bl. 1853 pp. 6, 7, 35, 40, 74, 89, 201, 304, 318 ff.; 1858 pp. 135, 141, 189 und schließlich: Beleuchtungen der Missionssache, Beilage zum Calwer Miss.-Bl. 1847 p. 27 ꝛc. ꝛc.

1) Miss.-Mag. 1853 IV. p. 206. So erklärt auch die Missionsconferenz in Benares feierlich, daß sie trotz aller Fehler der eingebornen Christen glaube: „es möchten dennoch **einige wenige** unter denselben gefunden werden, welche mit vorgerückten europäischen Christen einen günstigen Vergleich aushalten könnten." Church Miss. Intelligencer 1857 p. 140.

2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 248.

scheinlich zum Urvolk Indiens gehörige Stämme. Hören wir die Schilderungen, die ein unverdächtiges Missionsblatt von denselben und der Mission unter ihnen macht [1]):

„Die Pulayer wohnen meistentheils in den sumpfigen Reisfeldern ihrer Herren. Ihre Hütten sind für die Regenzeit nur durch kleine Erhöhungen gegen die allgemeine Ueberschwemmung schlecht gesichert, und bedenkt man nun, daß sie von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends mit etwa einer Stunde Ruhe am heißesten Mittag meist bis über die Kniee im Schlamm auf den umherliegenden Feldern arbeiten müssen, so wundert man sich, wie sie dabei leiblich ausdauern können, zumal bei ihrer geringen Kost; desto erklärlicher ist es aber, daß sie dabei geistig so ganz verdumpfen..... Von Rechtsuchen bei den Gerichten war bis in die neueste Zeit noch keine Rede, sie ließen sich zur Strafe geduldig Nase und Ohren verstümmeln und dachten auch nicht einmal an Selbstrache. Wurden sie aber als Zeugen in Criminalfällen verhört, so galt ihre Aussage unbesehen; „„die sind zu dumm, die wissen nicht zu lügen,““ das war der zweideutige Ruhm, den sie noch stets mit andern Gebirgsstämmen theilen. Ehebruch soll früher sehr selten gewesen sein, allein die reißende Zunahme der muhamedanischen Bevölkerung, die durch keine Kastenvorurtheile an der Ausübung ihre Lüste auch an Sklavenweibern gehindert ist, hat vielen Familien geraubt, was sie bis dahin, ohne es viel zu schätzen, besaßen. Doch sind bisher nur Wenige Anhänger des „Propheten“ geworden..... Wo jedoch der Herr es befiehlt, da wechselt der Pulayer seine Religion eben so leicht, wie sein Kleid, behält sich aber stillschweigend vor, in besonderen Nöthen seine Hülfe auch künftig da zu suchen, wo er sie sonst zu finden meinte. Er murmelt nämlich jeden Morgen der aufgehenden Sonne seine Andacht zu und opfert der furchtbaren Göttin Kali, die seinen Herrn an Härte weit übertrifft, Alles, was er sich er-

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 249—254.

sparen kann. Eine Pulayer Familie wird übrigens um 50 bis 100 Rupien verkauft und für 40 bis 50 Rupien in ewige Pacht gegeben. Doch werden dabei Mann und Frau nie getrennt, eben so wenig die Kinder von den Eltern vor dem 16. Jahr.

„Und dennoch sind die Pulayer noch immer nicht die Geringsten. Die letzte der 72 Kasten, in die der berühmte Ketzerbekehrer Sankra-Acharya das Malabarische Volk, der Ueberlieferung zufolge, getheilt hat, bilden die von der Basler Mission gleichfalls besonders bedachten Nayadis. Das sind die Letzten der Letzten. Die Pulayer verunreinigen nur auf 64, die Nayadis dagegen auf 72 Schuh Entfernung. Sie stammen, der Sage nach, von verstoßenen Brahminen, die sich in das nächste Walddickicht geflüchtet. Dort leben sie denn allerdings. Aber wie? Ohne allen andern Schirm, ohne alle andere Hülle, als die Blätter und Zweige gewähren, — so ziemlich wie das Vieh. Das Herumstreifen in dem Walddickicht des Urwaldes ist so recht ihre Freude, und ihre ganze Thätigkeit besteht darin, daß sie dann und wann auf einen Alligator Jagd machen, oder sich der Landstraße so weit nähern, um den Vorübergehenden ein Almosen abzunöthigen, das auf die Straße hingeworfen wird. Sucht man sich ihnen zu nähern, so entfliehen sie, keines Zurufens achtend, in das Dickicht. Sie können essen und fasten, nicht gleich wie ein anderer Mensch. Eine Kugel gekochten Reises macht sie eine Stunde weit laufen. Sie wissen ihn nämlich gar nicht einmal zu kochen. Ebensowenig wissen sie etwas von der Arzneikunst. Sie legen sich, wenn sie Fieber haben, in die heißeste Sonne. Dasselbe thun sie mit den neugebornen Kindern. Obgleich sie in dieser Weise von Jugend auf eine gewisse Zähigkeit erlangen, so zeigt doch ihr jämmerlicher Körper, daß sie ihr Leben nicht hoch bringen. Der ganze Stamm geht, natürlicher Berechnung nach, einem gewissen Untergang entgegen."

Ueber die Missionsversuche unter diesem Volke urtheilt derselbe Berichterstatter: „Die Basler Missionare haben an dem

Volke der Malabaren einen ziemlich harten Boden zu bearbeiten. Besonders prüfungsvoll ist die Mission unter den Nayadis zu Kotekal, die mit einem Katechisten an Ort und Stelle versehen, von den Missionaren in Calicut zuweilen besucht werden. Gerade als Herr Direktor Graul zu Calicut in dem gastfreundlichen Hause der Missionare verweilte, kam die betrübende Nachricht, daß sämmtliche Nayadis bis auf Eine Familie, die wahrscheinlich aus politischen Gründen verabredeter Maßen an Ort und Stelle bleiben mußte, entlaufen waren. Man sucht sie nämlich auf einem für Reis- und Cocosbau geeigneten Grundstück nahe am Ponaniflusse anzusiedeln und hat zu dem Zweck bereits für sieben Familien Wohnung eingerichtet. Allein sie ziehen ein stetes Umherwandern bei hungrigem Magen der leichtesten Arbeit bei der besten Kost vor. . . . . Ein trauriges Geschlecht, dem man in Ermangelung bessern Bodens, bei vorhandenen Mitteln und Kräften immerhin seine Thätigkeit zuwenden mag, dessen evangelische Bearbeitung aber unter den allergünstigsten Voraussetzungen schwerlich je erheblichen Gewinn für die allmählige Christianisirung des Malabarischen Volkes als solchen austragen dürfte. . . . Aus dem Allem geht zur Genüge hervor, daß Missionsversuche im Lande Malayalam bis jetzt nicht die Früchte getragen haben, wie es bei minder eingehender Betrachtung erscheinen könnte, wenn man sich eben bloß an die Zahlen hält und etwa von 1542 Seelen, die mit der dortigen Mission in Verbindung stehen, hört[1])."

Nichtsdestoweniger sind es aber solche Früchte, welche die Committee in ihrem Jahresbericht von 1847 zu folgendem Siegeslied begeistern: „Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich! — Es sind 2500 Seelen theils in Christo gesammelt, theils auf dem Wege zu ihm, oder doch angeleuchtet von ihm. Davon sind über 1500 in den Schulen, 137 in eigentlich christlicher Erziehung, 51 sind Lehrer, worunter 8 Christen, 14

1) a. a. O.

predigen oder lehren als Katechisten und 700 sind die Heerde getaufter Heiden, welche unsere Brüder weiden. Und dies, seit vor 12 Jahren unsere ersten Sendboten den Fuß auf indischen Boden setzten [1])."

Ebenso düster wie obiger Bericht des lutherischen Blattes ist das Gemälde, das der, den Baslern sehr wohlwollende Burckhardt von ihrer Gesammtarbeit in Indien macht, fast nur von Trunksucht, dumpf leidendem Widerstand, thierischen Zuständen, heuchlerischem Jasagen, zweifelhaften Erweckungen und unzweifelhaften Rückfällen berichtend [2]).

Geh'n wir zu den Lutheranern über. Andere so geschickt zu kritisiren wissend, werden sie selbst um so leuchtendere Vorbilder sein. Allein ein Blick in ihre eigenen, allerdings durch große Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit sich auszeichnenden Berichte lehrt uns, daß diese Mission von allen wohl die am niedrigsten stehende und in jeder Beziehung elendeste ist, daß sie, bei vollständigem Ungeschick, irgend welche achtungswerthe Elemente aus der eigentlichen Heidenwelt an sich zu ziehen, in ihrem Proselytismus ausschließlich entweder auf Katholiken, Syrer, Reformirte oder aber auf solche Heiden angewiesen ist, welche wegen lasterhaften Lebenswandels, selbstverschuldeter Armuth, durch Ausschweifung sich zugezogener Krankheiten u. s. w. aus der heidnischen Gesellschaft förmlich ausgestoßen sind [3]). So anerkennenswerth nun solch christlicher Samariterdienst an diesen Elenden ist, so wenig verdient doch, mein' ich, eine Mission besonderes Lob, deren Thätigkeit, in dem Maaß wie die lutherische, hierauf beschränkt bleibt.

Wenden wir uns zu den englischkirchlichen Sta-

1) Burckhardt III. p. 229. Heidenbote 1846 p. 69 ff.

2) Kl. Miss.-Bibl. III. 1. p. 226—232.

3) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 20 ff. p. 66 ff.; 1850 p. 323 u. s. f.; 1853 p. 6 f. 33, 322, 362; 1858 p. 49 ff.

tionen und zwar zu denjenigen, aus welchen von jeher die stolzesten Siegesberichte ertönten, auf welchen die Missionare den längsten, den ausschließlichsten, den ungehindertsten Einfluß ausüben konnten und auf welche sie bis in die neueste Zeit ihren Gegnern gegenüber stets mit einer Dünkelhaftigkeit ohne Gleichen hingewiesen haben: Tinnevelly, Travancore, Krischnagur[1])! Welcher Ruhm an den öffentlichen Missionsfesten, welches Elend, welch grauses, selbst Gegner zu Thränen rührendes Elend in den schriftlichen, hie und da ans Tageslicht tretenden Berichten der Missionare! „Wer mit dem Gedanken hieher (nach Palamcotta) kommt, als seien die apostolischen Zeiten in Tinnevelly wiedergekehrt ..... der wird kopfschüttelnd heimgeh'n," meint Herr Graul[2])! „Die Schamars" (das Hauptvolk in diesem Landestheil), belehrt uns Herr Mullens, „gelten als das am wenigsten intelligente Volk in Indien — die Mehrzahl zeichnet sich durch Gefühllosigkeit, Unwissenheit, Lasterhaftigkeit aus und ist unfähig, irgend eine Gedankenreihe eine Zeit lang fortzusetzen. .... Die Ursache der schnellen Fortschritte des Christenthums unter ihnen ist leicht zu erkennen u. s. w. [3])" Ja das angesehenste englische, von der kirchlichen Missionsgesellschaft selbst herausgegebene Missionsblatt[4]) bricht neulich in folgende Klagen über Tinnevelly aus: Die Aufrichtigkeit der Bekehrten sei zweifelhaft; zu sanguinische Hoffnungen seien in Betreff ihrer genährt worden; wenn die Geschäfte nicht nach Wunsch gingen, so kehrten sie zum Heidenthum zurück, und nur Wenige hätten aus dem geringen Unter-

---

1) Vgl. z. B. den widerlichen Humbug über die sittlichen Vorzüge der Christen in Tinnevelly im Journal des Missions évangéliques 1826 p. 325 ff.

2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 248.

3) Results etc. p. 76.

4) Church Missionary Intelligencer 1860 p. 265. Ganz ähnliche Urtheile vgl. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 245 und 246. Ch. Miss. Record 1854 p. 202 und schon früher Miss. Registre 1831 p. 496 ff., 232—39; ferner (über Travancore) Proceedings 1861 p. 142.

richt, den man ihnen geben konnte, einen wirklichen Nutzen gezogen. Die Missionare hätten zwar Recht gehabt, dieses Volk, so unrein auch die Beweggründe, die es hergeführt, gewesen sein mögen, in Pflege zu nehmen, „allein," so schließt der Bericht, „wir können nicht überrascht sein zu vernehmen, daß dies Werk nur sehr wenig befriedigenden Erfolg hatte."

Fast noch entmuthigender lauten die Berichte aus Krischnagur. Sowohl die drei letzten Jahresberichte der englischkirchlichen Gesellschaft [1]), als anderweitige englische [2]) und französische [3]) geben das Unreine in der ganzen Bewegung und den niedern sittlichen Stand dieser sogenannten Christen offen zu.

„Aber," wendet man oft ein, und hat namentlich die englischkirchliche Gesellschaft in ihrer bekannten Petition an das Parlament dieses Argument sehr geltend gemacht, „der letzte indische Aufstand hat die Treue der eingebornen Christen bewährt, indem im Süden keine, im Norden nur wenige während desselben abgefallen sind [4])." Darauf haben wir einfach zu erwiedern, daß da jener Aufstand bekanntlich im Norden, nicht im Süden seinen Sitz hatte, die eingebornen Christen aber meistens dem Süden, dem Norden nur sehr wenige angehören, wir es in der That sehr begreiflich finden, daß es im Süden keine, im Norden aber nur wenige Abtrünnige gab. Zwei oder drei Märtyrerthaten aber können offenbar nichts beweisen.

Was aber das Betrübendste vom Allem, das ist die That-

---

1) Vgl. besonders in Proceedings 1860 p. 88 — 93 die Leichtfertigkeit, mit welcher diese sogenannten Christen eingestandenermaßen um bloßen Geldes willen eben so gut vom Heidenthum zum Protestantismus, wie von diesem zum Katholicismus übergehen; ferner Proceedings 1861 p. 88.

2) News of the Churches 1861 Jan. p. 4. Mullens, Results etc. p. 35. Ch. Miss. Record 1856 p. 220 u. s. w.

3) Descombaz a. a. O. p. 261.

4) Miss.-Mag. 1858 p. 231. Proceedings of the Ch. Miss. Soc. 1858 p. 216 f.

sache, daß die eingebornen Missionare und Katechisten offenbar nicht besser sind als die Gemeinden selbst[1]), ist die fortwährende Klage über grobe Fleischessünden, Verstecktheit, Unlauterkeit, Heuchelei, Miethlingswesen und andere Laster, welche nicht etwa nur den zahlreichen, ganz- oder halbheidnischen Lehrern an den christlichen Schulen[2]), sondern eben so gut dem eigentlichen eingebornen Predigerstande ankleben[3]). Ueber die Wurzel aller übrigen Schäden aber, über das erwähnte Miethlingswesen, sei uns noch eine kurze Erläuterung gestattet.

Er erhellt nämlich aus den oben citirten, wie aus einer Masse anderweitiger Stellen in der Missionsliteratur, noch mehr aber aus einer eingehenden Betrachtung des gesammten Oekonomie- und Colonisationssystems der meisten Gesellschaften, daß nicht $^{9}/_{10}$, sondern $^{99}/_{100}$[4]) aller Bekehrten, solche aus rein äußern Beweggründen und zwar den verschiedenartigsten geworden sind. Da lesen wir von solchen, welche den Missionaren ganz einfach durch die Armuth in die Arme getrieben wurden[5]); wieder von andern, denen das Christenthum durch die Pockenimpfung nahe gebracht wurde[6]). Hier verlangt Einer die Taufe, um durch die

1) Mullens, Results etc. p. 18.

2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 268.

3) Church Miss. Record 1856 p. 194. Heidenbote 1851 p. 74. Beleuchtungen über die Missionssache 1847 p. 27 ff. Basler Jahresbericht 1858 p. 64. Miss.-Mag. 1841 IV. p. 92. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 299. Wiggers II. 1. p. 131. Burckhardt, kl. Miss.-Bibl. III. 3. p. 147. („Von 200 von Gützlaff ausgesandten Predigern stellte sich heraus, daß 60 Opiumraucher, 55 Lügner und Betrüger, 50 von denen man nichts wieder gehört, 15 Untaugliche und nur 20 ehrliche Leute seien.")

4) „Von 10 à 100 wird es nicht Einer wagen, ohne einige äußere Hülfe von uns herauszutreten und Christum offen zu bekennen." Basl. Jahresber. 1859 p. 68. Vgl. hierzu die Schilderung a. gl. Ort p. 57 ff. (unten citirt.)

5) Vgl. zu den obigen Stellen auch Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 267. Burckhardt III. 1. p. 228, 265 ꝛc. ꝛc. Basler Jahresbericht 1859 p. 57 ff.

6) Burckhardt, Miss.-Bibl. III. 1. p. 230.

Vermittlung der Missionare sein Vermögen vor räuberischen Verwandten sicher zu stellen[1]. Dort eine Menge Anderer, um Anstellungen in der Mission zu erhalten[2]. Sehr oft kommen Frauen, um durch Brechung der Kaste ihrer Männer los zu werden und dann um so freier ihrer Lust den Zügel schießen zu lassen[3]. In Travancore war die Sabbathruhe der Christen das Hauptanziehungsmittel für die Eingebornen[4]. In Madras ward eine Bekehrung durch eine glücklich vollzogene Teufelsaustreibung veranlaßt[5] u. s. w. u. s. w. Das Alles aber wird förmlich zum Princip erhoben durch das Unterstützungs- und Colonisationssystem der verschiedenen Gesellschaften. Weit am ausgebildetsten und am meisten praktisch ist hierin, wie auch die andern Gesellschaften zugeben, das System der Basler[6]. Die Beilagen zum Jahresbericht 1859 geben hierüber äußerst interessante Aufschlüsse:

„Die Mehrzahl der Austretenden ist nämlich," so lesen wir, „zur Zeit ihres Uebertritts an nichts weniger gewöhnt, als an regelmäßige Arbeit, noch kennen sie auch das Vergnügen, das ein Mensch fühlen muß, der sein eigen Brod ißt. Sie haben sich entweder auf dem Bettel herumgetrieben, oder sind einem Familienhaupt auf dem Brod gelegen, oder sind von den Ihrigen weggelaufen, gerade weil sie nicht arbeiten mochten[7]." Ja, „es kam sehr oft vor, daß diese Leute, während sie scheinbar ernste Sucher und Lerner waren, ihren Sinn erst zeigten, nachdem sie recht ausgefüttert waren, und im Geheimen davon liefen, nicht selten auch

1) Heidenb. 1846 p. 74.
2) Burckhardt III. 3. p. 148, 181.
3) Basler Jahresbericht 1859 p. 70.
4) Mullens, Results etc. p. 36.
5) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1853 p. 302.
6) Vgl. Basler Jahresbericht 1859 p. 85 ff. 70 u. s. w. News of the Churches 1861 Sept. p. 223.
7) A. a. O. p. 58.

noch das Eine und Andere mitnehmend [1]." „Da that es denn Noth, solche Leute an gerechte Arbeit zu gewöhnen," es entstand das Bedürfniß, da ohne Unterstützung eingestandener Maaßen Convertiten nicht erhältlich waren [2]), solche Unterstützung denn doch wenigstens auf eine zweckmäßige, moralisch hebende Art zu ertheilen, und es wurden hierbei besonders die praktischen Grundsätze schweizerischer Armenpflege angewandt. Statt einfach Geld zu geben, wurden allmälig nur Vorschüsse gemacht, Ländereien erworben und in Pacht gegeben, Gewerbe eingeführt, Werkstätten verschiedener Art, als da sind: Schlossereien, Webereien, Schreinereien, Buchdruckereien, Lithographien, sogar eine Lohnfuhranstalt u. s. w. wurden nicht ohne praktisches Geschick errichtet und die Convertiten darin beschäftigt. „Wenn Leute von dem Heidenthum sich zu Christo bekehren wollen," so erläutert ein Missionar dieses System, „und wir nach eingehender Untersuchung keinen Grund haben, sie für unredlich zu halten, so erlauben wir ihnen die Kaste zu brechen und verhelfen ihnen zu einem Obdach im Missionsgehöfte und zu einer Beschäftigung, womit sie sich ihr Brod verdienen können, sei es Landbau oder sonst ein Gewerbe. Das wird Colonisation genannt. Häuser bauen, Werkstätten einrichten, leiten und überwachen, Vorschüsse machen und wieder Rechnung fordern — welch' eine Last für den Missionar, welche Opfer für die Freunde der Mission [3])!"

Ich muß bekennen, daß ich vom Standpunkt der Civilisation aus gegen ein solches ächt christlich-humanes System nichts einzuwenden wüßte; ja es dürfte ihm, wenn es von unreinem und kleinlichem Proselytismus frei gehalten würde, als einem Hauptbeförderungsmittel praktischen Christenthums, als

1) A. a. O. p. 57.
2) A. a. O. p. 68 (oben).
3) A. a. O. p. 68.

einem lebendigen „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", die allgemeine Anerkennung nicht versagt werden. Ganz anders aber stellt sich die Sache vom Standpunkt der gegenwärtigen Missionspraxis dar. Bedenken wir, daß, wie erwiesen, für $^{99}/_{100}$ der Convertiten die mit diesem System verbundenen ökonomischen Vortheile der eigentliche Beweggrund, wie die Baseler selbst sagen [1]), die conditio sine qua non ihres Uebertritts sind; fassen wir überdies folgende von Missionar Ammann selbst gerügte Thatsachen ins Auge: 1) daß die Christen theilweise in Beziehung auf Pacht bisher anders gehalten worden als die Heiden, welche letztere mehr zu bezahlen hatten; 2) daß man nicht streng darauf gesehen hat, daß der Pachtzins jährlich richtig bezahlt wurde; 3) daß man hie und da Leute zu Pächtern gemacht hat, welche vom Ackerbau wenig oder nichts verstanden haben; 4) daß man ihnen außerdem in den erstern Fällen außer Land und Haus, auch die Ochsen, den Samen und Reis zum Unterhalt bis zur Ernte gab; 5) daß die Geldanlehen öfters in der eigenthümlichsten Form gemacht wurden, daß man weder Zins noch Kapital zurückforderte [2]); vergegenwärtigt man sich die nothwendigen Folgen eines solchen Systems, so begreift man leicht, daß was auf den ersten Anblick eine sehr praktische Armenunterstützung, eine sehr lobenswerthe Bethätigung christlichen Erbarmens unter diesen Elendesten aller Elenden zu sein scheint, in Wirklichkeit nichts Anderes als eine üppige Aussaat verwerflichster Heuchelei wird; und hat auch das betreffende Rescript der Basler Committee (a. 1859) diese Uebelstände einigermaßen zu heben gesucht, hauptsächlich durch Ziehung einer Grenzlinie zwischen Katechumenen und Getauften, zwischen Unterstützungen im Anfang des Uebertrittes (die auch ferner bleiben) und Unterstützungen im weitern

---

1) S. oben S. 68.

2) Referat von Miss. Ammann über die leibliche Versorgung der Christen in der Provinz Canara, Beilage zum Basler Jahresbericht 1859 p. 74, 75 ff.

Fortgang (die möglichst wegfallen sollen): so ist doch das verderbliche Grundprincip, daß die Colonisation in den unmittelbaren Dienst eines kleinlichen Proselytismus genommen wird, in eben demselben Rescript ausdrücklich sanktionirt worden [1]). Da nun aber dieses Verfahren der Basler von den meisten übrigen Missionaren bewundert und mehr oder weniger nachgeahmt wird [2]), so glaube ich mit meiner Behauptung im Rechte zu sein, daß die bekehrten Christen in Indien, Java, Ceylon, China u. s. w. außerdem, daß ihre Anzahl eine äußerst geringfügige ist, etwas ganz Anderes sind, als was man in Europa gemeiniglich unter Christen versteht.

All' diese Nachweisungen zu schließen, mein' ich somit dargethan zu haben, daß die Mission in den genannten Ländern weder in numerischer, noch sittlicher, noch religiöser Hinsicht irgend gewirkt hat, was man von ihr zu erwarten berechtigt ist, und was sie selbst so laut von sich verkündet hat. Ich halte es für eine ausgemachte Thatsache, daß sie, mit einem jährlichen Budget von 5 Millionen Franken einzig für Indien und einer Million für China, in numerischer Beziehung beinahe nichts, in sittlicher weniger als nichts geleistet hat.

Aber woher denn, wird mancher meiner Leser erstaunt fragen, dieser ungeheure Abstand zwischen Ruhm und Leistung, zwischen selbstaufgesetztem Lorbeerkranz und errungenem Sieg, zwischen prächtigem Goldrahmen und darin steckendem nichtssagendem Gemälde? Warum dieses Gepränge eines neuen Caligula-Triumphzuges durch ganz Europa hin, um schließlich als Beute

---

1) S. ebendaselbst p. 87, 88.

2) Die Amerikaner überbieten noch diese gewissenlose Unterstützungsmaxime, aber ohne die praktische Art der Basler. Vgl. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 247. Die Londoner Gesellschaft dagegen macht eine rühmliche Ausnahme.



nichts als ein paar leere indisch-britische Muscheln aufzuweisen? Wenn es keine Wirkung ohne Ursache gibt, so wird man zugestehen, daß diese Frage ihre Berechtigung hat. Und in der That, glaub' ich, läßt sich jener seltsame Widerspruch zwischen Worten und Thaten des Pietismus hinlänglich erklären.

Vorerst durch die wunderbare Naivetät, mit welcher die Missionare all' die Fortschritte, welche europäische Cultur auf der einen, Auflösung des alten Götterglaubens und Aufkommen neuerer deistisch-nihilistischer Systeme auf der anderen Seite unter den civilisirten Heiden in Indien unleugbar gemacht haben 1) — einfach sich selbst als Verdienst zuschreiben. Allerdings wird durch jene sehr natürliche Verbreitung europäischer, besonders englischer Cultur und durch jenen in sich nothwendigen Zerfall des Heidenthums dem Christenthum mächtig der Weg gebahnt, und daß dieses sein siegreiches Panier einst unter allen Völkern entfalten wird, unterliegt wohl keinem Zweifel. Allein mit den bisherigen Fortschritten zu jenem Ziele hin hat die bisherige Mission ungefähr so viel zu thun, wie der englische Proselytismus in Italien mit dem Haß der Italiener gegen den Papst, oder wie Calvin mit der Entstehung der französischen Encyklopädie. Der Pietismus wird erst dann in Indien herrschen, wenn die St. Peterskirche in Rom die Kathedrale des englischen Methodismus wird geworden sein.

Eine zweite Ursache jener bemerkenswerthen Selbsttäuschung der Missionare liegt im Charakter der Hindu und Chinesen. Beide Völker setzen dem taktlosen Angriffsverfahren der christlichen Sendboten nur sehr selten aktiven Widerstand entgegen. Theils die angeborne, sprichwörtlich gewordene Höflichkeit jener beiden Nationalitäten, theils ihre überlegene Intelligenz und

1) Das sogenannte „junge Indien", besonders das „junge Bengalen" bleibt an kühner Verneinung und raffinirter äußerer Bildung allerdings hinter keiner ähnlichen europäischen Richtung zurück.



Schlauheit dem gewöhnlichen Schlag der Missionare gegenüber läßt sie denselben gewöhnlich nur mit feinem Witz, mit ironischer Zustimmung, mit spöttischen Einreden und Fragen antworten, deren wahrer Sinn durch alle Zeilen der Missionsberichte hindurchleuchtet, aber unsern ehrlichen Zöglingen Basels und des Wupperthales gänzlich entgeht. Wenn so eine größere Hinduversammlung dem Missionar fast bis gegen Ende der Predigt zuhört und keinen Skandal erhebt, wenn listige Gurus und Pundten den Prediger alle Augenblicke unterbrechend, laut verkünden: „die Padri haben Recht, ganz Recht, hört doch zu,“ wenn ein Brahmine versichert, in wenigen Jahren seien alle Hindu Christen, und wenn nicht sie, doch ihre Kinder und wenn nicht ihre Kinder, doch ganz gewiß ihre Kindeskinder, und wenn nicht diese — dann stürzen von ausbrechendem Jubel und in die Lüfte steigenden Tedeums fast die Mauern Zions zusammen und Psalmengesang ertönt von Islington bis Krischona. Wenn allerlei neugierige und absurde Fragen an den Missionar gerichtet, wenn Tausende geschenkter Traktate willig in Empfang genommen werden, um sogleich der Vernichtung oder Profanation anheimzufallen (s. Nachweise unten), dann ist ein neues „Regen und Bewegen“, „ein Geist des Suchens“ ins Volk gefallen, und der Sieg des Christenthums und das Binden des Antichrists steht vor der Thür. Ein baptistischer Missionar, der in dieser Beziehung etwas scharfsichtiger als mancher seiner Collegen zu urtheilen scheint, schildert uns solche Scenen mit folgenden Worten: „Ueber die Art, wie unsere Mission angenommen wird, haben wir wenig Neues zu berichten. Das Volk hört, als ob es nicht hörte. Wenn man anfängt zu hoffen, man habe einen aufmerksamen Zuhörer vor sich, weil er gegen das, was man sagt, Nichts einwendet, so wird er den nächsten Augenblick auf eine Aufforderung hin, die man so eindrücklich als möglich zu machen sucht, Einem einen Bückling machen und davon gehen. Am nächsten Abend gehen wir aus und während wir predigen, theilt sich die

Masse und läßt einen reinlich gekleideten, glattköpfigen, wohlgenährten Baboo durch, der höflich, aber mit leichter Protektormiene zuhört; in dem Augenblick aber, wo wir etwas zu ihm selbst sagen wollen, Gott bittend, daß es sein Gewissen erwecken möchte, wendet er sich an seinen Nachbar und frägt ihn leise, doch deutlich genug, daß man ihn versteht: ob der Sahib die Sprache nicht sehr gut spreche? Vielleicht warten wir, wenn er so lange dableibt, bis das Volk auseinander gegangen ist; wir sprechen mit ihm, und am Ende unserer Anrede erwähnt er die Namen mehrerer Europäer aus seiner Bekanntschaft, welche er stets wahrheitsliebend, ehrlich und freundlich gegen ihn gesinnt gefunden habe und versichert uns dabei zuversichtlich, daß das Verfahren der Christen ihm eine sehr günstige Meinung über die Religion der Christen gegeben habe. Wir wagen es ihn zu bitten, die Frage der Religion zu einer für ihn persönlichen zu machen und ihn grüßend, schicken wir uns an, fortzugehen. Er dankt uns und verspricht, die Sache solle seines ernstlichen Nachdenkens gewürdigt werden, aber wünscht zu wissen, ob wir durch eine Frage beleidigt würden? Welche ist es? antworten wir, aus seinem Tone schließend, daß er wirklich Aufklärung wünsche. „„Mein Herr, darf ich Sie fragen, wie hoch sich Ihr Gehalt beläuft?““ „Solcher Boden,“ meint schließlich der Missionar, „ist hart zu bearbeiten. Ist es nicht begreiflich, wenn wir zuweilen denken, wir verschwenden unsere Kräfte für nichts[1])?“ Ueber den Werth des indischen Jasagens, das alle Augenblicke in offenen Spott umschlägt, ertönen überhaupt von allen Reisenden, so auch von manchen Missionaren selbst die bittersten Klagen[2]). Nichts desto weniger bildet dieses Jasagen fortwährend

1) Annual Report of the Bapt. Miss. Soc. 1860 pp. 12 u. 13.

2) Ein köstliches Beispiel z. B. Church Miss. Record 1856 p. 322—26. Ferner: Basler Heidenbote 1851 p. 110. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 253. Calcutta Conf. p. 64. Heidenbote 1839 p. 36 ꝛc.

einen Hauptgrund all' jener lauten Triumphlieder, eine Hauptquelle all' jenes köstlichen Glückes und jener rührenden Selbstzufriedenheit, welche unsere Missionare auszeichnet, und da bekanntlich ein Wahn, der uns beglückt, besser ist als eine Wahrheit, die zu Boden drückt, so würde es uns sehr leid thun, wenn wir mit diesen Auseinandersetzungen den einen oder andern jener Glücklichen in seinem Wahn, was wir nicht denken, irgendwie gestört haben sollten.

Die dritte und Hauptsache aber des erwähnten Widerspruchs liegt im Charakter der Missionare selbst; nämlich in ihrer großen Neigung, über ihre Wirksamkeit übertriebene, unwahre, ja geradezu lügenhafte Berichte nach Europa zu senden. So oft diese Behauptung auch schon ausgesprochen worden ist, so würd' ich doch nicht wagen, sie zu wiederholen, wenn ich sie nicht durch Thatsachen erhärten, ja mich auf Zeugnisse aus dem eigenen Lager der Missionsfreunde berufen könnte. Nicht nur Bischof Heber (siehe oben) scheint dieser Meinung gewesen zu sein, sondern unter vielen Andern auch Herr Missionsdirektor Graul, der selbst in Indien war und sich die Dinge daselbst, wie aus Allem erhellt, ohne Brille angesehen hat. „Es liegt mir ganz besonders daran," schreibt dieser ehrenvolle Augenzeuge, „den Zustand der Gemeinden in den Heidenländern nicht irgend ins Goldfarbene zu malen. Es geschieht das leider häufig genug und zwar abgesehen davon, daß die Wahrheit an und für sich ein Segen ist, zu großem Schaden der Missionssache und der Personen, die in der Missionssache betheiligt sind. O daß doch alle unsere deutschen Missionsblätter recht nüchtern werden wollten! Was hilft alle Schminke! Sie wird doch zuletzt heruntergewaschen werden, wenn die Wahrheit wie ein Platzregen darüber kommt. Ich scheue mich wahrlich nicht, es unumwunden auszusprechen, daß es leider Missionsblätter gibt, die nun, nachdem ich mehrere Missionen mit eigenen Augen an Ort

und Stelle gesehen, zu lesen es mich doppelt anwidert. Der Wahrheit allenthalben die Ehre! Warum nicht auch in der Missionssache, der Sache der Wahrheit[1])?" Ja warum nicht? Darüber gibt uns derselbe gründliche Sachkenner systematische Antwort, gewissermaßen einige Lineamente zu einer Psychologie des Humbug. „Die Berichte der Missionare sind unzureichend," erklärt er an einer andern Stelle seiner Reiseberichte, 1) „weil die Missionare selten die Bildungshöhe haben, um das Volk, an dem sie arbeiten, gehörig verstehen und seine Zustände richtig auffassen zu können; 2) weil nicht wenigen Missionaren die volle Nüchternheit des Geistes fehlt, die Erfolge ihrer Arbeit richtig zu würdigen; 3) weil manche Missionare sich unbewußter Weise selbst täuschen, und zwar zur Beruhigung ihrer selbst sowohl als derer, die auf ihre Arbeit sehen; 4) **endlich, weil es wohl auch solche gibt, welche absichtlich täuschen**[2])." Und das bestätigt sich denn allenthalben. Wir lesen von geglätteten, zugestutzten öffentlichen Berichten[3]). Wir stoßen auf gegenseitige Beschuldigungen des Humbugs fast auf jeder Seite der Missionsliteratur. Wir hören von Basler Humbug[4]), von deutschem[5]), von englischem[6]), von methodistischem[7]), von amerikanischem Humbug[8]), von Humbug in Indien, von Humbug auf den Inseln, von

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 115.

2) A. a. O. p. 45. Vgl. auch Heidenbote 1856 p. 11.

3) A. a. O. p. 322.

4) Ev. Miss.-Mag. 1857 p. 404, 434. Heidenbote 1853 p. 4. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 253 u. 254 u. die Schriften Hoffmann's.

5) Vgl. Gützlaff.

6) Vgl. Tinnevelly.

7) Vgl. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 45.

8) A. a. O. 1851 p. 278.

Humbug in China, kurz Humbug allerorten, Humbug in allen Formen und Sprachen.

Als erstes nie fehlendes Merkmal des eigentlichen, so zu nennenden Pietismus haben wir somit im Spiegel der äußern Mission den Humbug gefunden d. h. auf deutsch: runde Zahlen in allen Dingen! wie bei den Kometen: ungeheure Nebelmassen mit einem verschwindend kleinen Kern, über dessen Consistenz die Gelehrten noch im Streite liegen, wie bei Kometen auch: ungeheure Aufregung überall, wo er erscheint, — bei Matronen und Kindern! Sein Werk unter den civilisirten Heiden aber gleicht in jeder Beziehung dem Sturm der Israeliten auf Jericho, das diese bekanntlich durch bloßes Posaunenblasen eingenommen haben. Nur mit dem Einen kleinen Unterschied, daß dort auf das Geschmetter der Trompeten die feindlichen Mauern nach dem Bericht der Schrift wirklich eingestürzt sind, hier aber ewig weder fallen, noch wanken wollen.

Aber warum wollen sie denn nicht fallen, diese Mauern des modernen Jericho? Paulus Wort: „nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Edle[1]) u. s. w. und die „Armen im Geist" der Bergpredigt haben damit, wie Missionar Winnes bündig be-

1) Daß sich übrigens die alte Kirche hauptsächlich aus den „Armen" rekrutirt habe, ist ein lächerliches Vorurtheil. Nicht nur die vielen Apostrophen der neutestamentlichen Briefe an die „Reichen," sondern namentlich die Zeugnisse der Kirchenväter und anderer Schriftsteller beweisen das Gegentheil. Plinius in seinem bekannten Brief an Trajan schreibt von Leuten „jedes Standes" (omnis ordinis), die sich an die Christen angeschlossen hätten. Clemens Alex. (Strom. VI, 18) berichtet von ganzen Dörfern und Städten, selbst von vielen Philosophen, welche sich zur Wahrheit bekehrt hätten. Selbst Celsus in der bekannten Stelle bei Origenes (lib. III. 50 ff.) gibt den Christen nicht Schuld, daß sie ihre Predigt vorzugsweise an die Armen, sondern, daß sie sie, im Widerspruch zu antiker Sitte, an die Jugend, an die Frauen und an Handwerker zu richten nicht verschmähten. Tertullian ferner (Epistola ad Scapulam) bezeugt, daß sich in der Kirche Senatoren, Matronen und andere Leute

wiesen hat[1]), nichts zu schaffen. Die tiefe „heidnische Verdorbenheit", der „satanisch verkehrte", „durch und durch verfinsterte" Charakter der Hindu und Chinesen kann jene „failure" auch nicht erklären. Denn abgesehen davon, daß jene schwarzen Schilderungen vom Charakter der Eingebornen zum großen Theil arge Uebertreibungen, ja geradezu Verläumdungen sind[2]),

vom höchsten Range befinden. Aehnliches erhellt aus seinem Apologeticus c. I. p. 3, ad Nationes I. c. 1 u. vielen andern Stellen. Von den Zeiten Diocletian's und Constantin's nicht zu reden. Wenn man daher den traurigen Stand des heutigen indischen und chinesischen Reis-Christenthums mit demjenigen der alten Kirche parallelisiren will, so beruht das entweder auf historischer Unkenntniß oder auf arger Unverschämtheit. Arme werden freilich, wie Gibbon sagt, in der christlichen Kirche immer mehr sein, als Reiche, einfach deßhalb, weil ihrer mehr in der menschlichen Gesellschaft sind, für deren Totalität das Christenthum bestimmt ist.

1) Vgl. oben p. 60.

2) Es gehört nicht minder zur Taktik der Missionare, die zu bekehrenden Heiden in recht schwarzen, als die bekehrten in möglichst glänzenden Farben zu malen, so daß man in jenen Bekehrungen wirkliche Umwandlungen aus Teufeln oder Bestien in Engel des Lichts vor Augen hätte. Wie das Letztere, beruht aber auch das Erstere auf handgreiflicher Uebertreibung, wenn nicht absichtlicher Erfindung. Was z. B. die so furchtbar geschilderte Entwürdigung des indischen und chinesischen Nationalcharakters (vgl. Berichte wie Ch. Miss. Int. 1860 p. 71 ff. Journ. des Miss. 1826 p. 50 ff. Mullens, Miss. Results p. 6, 20) betrifft, so treten damit nicht nur viele zerstreute, unwillkürliche Aeußerungen anderer Missionare (Miss.-Mag. 1854 IV. p. 130. Miss. Int. 1857 p. 107, 110. Miss. Record 1852 p. 267; 1856 p. 200 etc.), sowie die Zeugnisse bekehrter Heiden über ihre Landsleute (Calc. Conf. p. 40. Lebensgeschichte von Kaundinja p. 9. Vgl. auch Miss.-Mag. 1859 III. p. 127) in Widerspruch; sondern werden sie namentlich durch die Berichte glaubwürdiger Reisenden, Gelehrten und in jenen Ländern lang angesessener Beamten Lügen gestraft. Es ist interessant, über den Charakter der Hindu folgende — den meisten Missionsberichten schnurstracks widersprechende Urtheile — zu hören:

Der angesehene Lieut.-Colonel Edwards nennt die Eingebornen Indiens einen gutmüthigen, freundlichen, edlen Menschenschlag, unter dem er seine glücklichsten Tage verlebt habe. Er sagt, daß ihre Humanität eine wirklich große

hat das Christenthum in dieser Beziehung schon größere Siege

sei, daß sie warme Herzen besäßen und empfänglich seien für jedes Zeichen von Wohlwollen, das man ihnen gebe. Liverp. Conf. p. 353.

Bischof Heber schreibt (cit. von Bohlen a. a. O. I. p. 51): Ich stimme keineswegs den Schilderungen von Verdorbenheit und allgemeiner Unwürdigkeit bei, wie sie Viele von den Hindu entworfen haben. Sie sind entschieden ein mildes, angenehmes und verständiges Volk, mäßig, sparsam, sowie höchst betriebsam und ausdauernd, wenn es ein bestimmtes Ziel gilt.

Bohlen selbst, ohne die Schattenseiten des indischen Nationalcharakters irgend zu verhehlen, ist einer der begeistertsten Lobredner ihrer Mäßigkeit, Ehrlichkeit, Gastfreundschaft und hebt dagegen in greller Farbe die von den Engländern (selbst mit geistlicher Sanktionirung) an jenem Volk begangenen Scheußlichkeiten und Grausamkeiten hervor (a. a. O. p. 50 ff.).

Benfey (Ersch und Gruber II. 17. p. 241) schreibt: In neuerer Zeit sind eine Menge harter Urtheile gegen sie (die Indier) laut geworden. Es mag nun vielleicht im Allgemeinen zuzugestehen sein, daß die lange Fremdherrschaft, der grauenhafte Despotismus der fremden und der diese nachahmenden einheimischen Herrscher sehr nachtheilig auf den indischen Charakter wirkte, indem er die ohnedies ihrer Stellung nach zur Corruption geneigten Brahmanen und andere Große zunächst verdarb — allein beachtenswerth ist dennoch, daß diese harten Urtheile größtentheils von Missionaren, welche für ihre Lehren nicht den erwarteten Anklang fanden, oder die selbst nur sehr oberflächlich mit Indien bekannt geworden sind, ausgingen, während die Urtheile derjenigen, welche lange Zeit in Indien zugebracht haben und durch Sprachkenntnisse und andere Mittel zur Beurtheilung ihres Charakters hinlänglich vorbereitet sind, überaus günstig lauten. Hastings sagt unter Anderem: „Die Indier sind edel, wohlwollend, eher zur Dankbarkeit für erwiesene Freundlichkeit, als zur Rache für empfangene Uebelthaten geneigt und so frei von den schlechten Neigungen menschlicher Leidenschaften als irgend ein Volk auf dem Erdkreis; sie sind treu und zugethan ihrer Herrschaft und unterwürfig gegen gesetzliche Autorität. Sie sind zwar abergläubisch, aber denken nicht schlechter von den Engländern, weil sie nicht ihres Glaubens sind. Sie haben Fehler, aber nur allgemeine; sie sind im Ganzen mäßig und besonders im Trinken." In Bezug auf die Verbrechen ergibt sich die Zusammenstellung der in England und Indien vor Gericht zur Verurtheilung gekommenen als überaus günstig für Indien. Die Vergleichung ergab in

errungen. Das „teuflische Institut der Kaste"[1]) endlich erklärt Manches, aber bei weitem nicht Alles. Denn an sich eine ganz natürliche und relativ berechtigte Erscheinung, wartet es, um unterzugehen, nur derjenigen höhern Staats- und Religionsform, welche das Berechtigte daran ebensowohl in sich aufgenommen als vergeistigt haben wird, ist zudem vom Buddhismus und verwandten Sekten in vielen Gegenden, z. B. einigen Inseln und Bergdistrikten, namentlich aber auf Ceylon, bereits längst, im eigentlichen Indien wenigstens für eine Zeit lang überwunden worden. Wenn daher der Pietismus ihm bisher so wenig Raum hat abzugewinnen vermocht, so muß der Fehler nicht einzig an der Käste liegen. Warum denn, so fragen wir noch einmal, wollen die Mauern Jerichos nicht stürzen?

Diese Frage zu beantworten, muß ich die Geduld meiner Leser ersuchen, mich ein Paar Schritte weiter zu begleiten. Die folgenden Kapitel werden uns den gewünschen Aufschluß geben.

Einem Jahr einen verhältnißmäßigen Ueberschuß von 1086 Untersuchungen und 1768 Verurtheilungen zu Gunsten Indiens.

Ritter aber in seiner Erdbeschreibung (V. Theil p. 943, VI. Theil p. 1243 ꝛc.) stimmt diesen Urtheilen in allem Wesentlichen bei.

Ungünstiger lauten freilich im Allgemeinen die Urtheile der Reisenden über die Chinesen, aber dennoch bei weitem nicht so grell wie die der Missionare. Namentlich über die Höflichkeit, Gutmüthigkeit, Gefälligkeit, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit dieses Volkes ist das Urtheil aller Unparteiischen einstimmig.

Auf den Südseeinseln aber ist ohne Zweifel der frühere Zustand des Volkes nicht ganz so gräßlich gewesen und der jetzige nicht ganz so blühend, wie manche Missionspanegyriker ihn darstellen, obwohl hier gerade der Pietismus seine unbestreitbarsten Verdienste hat.

1) Basler Jahresbericht 1859 p. 64.

Zweites Kapitel.

Der Dogmatismus und die Streitsucht.

Die Mehrzahl meiner Leser steht sicherlich in der Ueberzeugung, daß den Indiern, Chinesen u. s. w., mit wie großem oder geringem Erfolg dies bisher auch geschehen sein möge, doch wenigstens mit Kraft und Wärme Christus gepredigt werde, und zwar Christus der Lebendige, Persönliche, wie er sich als Quelle aller Versöhnung und Heiligung, aller Liebe und christlicher Gesittung fortwährend unter uns offenbart. Und wahrlich, wenn wir uns wirklich hievon überzeugt halten könnten, dann würde es christlicher Demuth anstehen, alle Sorge über den großen oder geringen Erfolg (so unbegreiflich letzterer in diesem Fall auch sein müßte) dennoch mit vollem Vertrauen in die Hände Gottes zu legen. Auch wäre es ungerecht, solch' lebendige Christuspredigt in der bisherigen Mission ganz und gar abzusprechen. Vielmehr muß Alles, was dieselbe an wirklicher Bekehrung und sittlicher Neugeburt unter den Heiden erzielt hat, auf den in den Missionaren lebendigen Christus zurückgeführt werden, und was in solcher Weise namentlich Männer wie Schwarz, Rhenius, Martyn, Abdul Messih u. A. in Indien, Judson in Hinterindien u. s. w. viel oder wenig geleistet, wird Jedermann immerhin mit Freuden anerkennen. Allein solche rühmliche Ausnahmen vorbehalten, bin ich leider genöthigt, gestützt auf Durchsicht einer zahlreichen Missionsliteratur von den Zwanzigerjahren an bis heute, die Behauptung aufzustellen, daß den Heiden gemeiniglich nicht Christus, sondern vielmehr nur eine wirre Menge steifer, geist- und liebeleerer, von Menschen erfundener Dogmen von, über und um Christus herum gepredigt

wird. Nicht Christus der Lebendige, herrlich durch die Geschichte Schreitende und in unendlichem Erbarmen zu jedem armen Sünderherzen sich Niederbeugende, nicht Er, die unerschöpfliche Quelle aller christlichen Tugend und Heiligung, sondern Christus der von Pharisäern und Schriftgelehrten Gefangene, Gebundene, Getödtete, Zerfleischte, der in Dogmen, Confessionen und Symbole Einbalsamirte und mit dem schweren Stein kirchlicher Gewaltherrschaft in schimpfliches Geistesgrab Niedergedrückte ist es, der den armen Heiden zum Trost und Heil geboten wird. Sehr bezeichnend ist es hierbei, daß gerade der Pietismus, der bei seinem ersten Auftreten dem starren kirchlichen Dogmatismus gegenüber das Princip evangelischer Freiheit vertrat, nun der Hauptträger eben dieses gottentfremdeten Dogmatismus geworden ist — nur ohne den wissenschaftlichen Ernst und die geistige Zucht der alten Orthodoxie. Nirgends tritt diese Wandlung so augenfällig an den Tag, wie in der Geschichte der äußern Mission. Haben die ersten Sendboten des Pietismus an die Heidenwelt in ihrem ganzen Auftreten noch eine gewisse warme Lebendigkeit an den Tag gelegt, so haben sich bei zunehmender kirchlicher Reaktion die spätern immer mehr zu Kämpen einer — zwar tausendfach durchlöcherten und mit allerlei subjektiven Einfällen durchzogenen, aber wo sie ganz geblieben, nur um so dunkler gefärbten — Rechtgläubigkeit aufgeworfen. Ja, die in Europa erschütterte Orthodoxie in Heidenlanden wieder herzustellen, bildete seither einen offen ausgesprochenen Hauptzweck der äußern Mission [1]). Es kann nun freilich nicht im Plane dieser Schrift liegen, diese neugläubige Missionsorthodoxie in ein System bringen zu wollen; was wohl eine ebenso schwierige, wie fruchtlose Aufgabe sein möchte. Wohl aber sei es vergönnt, auf einige solcher Hauptdogmen hinzuweisen, welche, so wie sie die Schroffheit des ganzen Standpunktes am deutlichsten erkennen lassen, so auch für alle

1) Vgl. Hoffmann, Missionsfragen p. 230 ff. 249 2c.

nach Wahrheit forschenden Heiden stets den Hauptanstoß bilden, der sie vom Christenthum ferne hält. Zu diesen Dogmen gehören keineswegs die großen Centrallehren des Christenthums von der Nothwendigkeit der Wiedergeburt, von der Liebe Gottes in Christo gegen jeden bußfertigen Sünder; nicht einmal die Lehre von der Gottheit Christi findet viel Widerspruch, sobald sie nicht dogmatisch verzerrt und verunstaltet wird; am allerwenigsten aber die christliche Sittenlehre, deren Herrlichkeit, sobald sie seltener Weise einmal gepredigt wird, fast ausnahmslos die Zustimmung aller Heiden erhält[1]. Nein, nicht diese Lehren sind es, weder die am häufigsten verkündet, noch die am meisten angefochten werden, sondern fast immer nur solche, welche auch in Europa von jeder ehrlichen Wissenschaft längst außer Curs sind gesetzt worden.

Es ist unter denselben vor allem zu nennen die Lehre von der Erbsünde, von den Missionaren in einer Weise dargestellt, nicht wie eine gesunde Schrifterklärung es mit sich bringt, nicht wie jeder tiefer gebildete Theologe sie heut zu Tage annimmt, nicht wie sie als Thatsache allgemeiner Erfahrung selbst von Philosophen wie Plato, Aristoteles, Kant, Hegel u. s. w. einstimmig gelehrt wird, sondern in der Weise, wie etwa ein Luther, wo er am unbedachtesten sich äußert, oder ein Flacius sie erklärt: als vollständige Umkehrung der ganzen menschlichen Natur, als gänzliche Zerstörung aller Kräfte zum Guten, als totale Verfinsterung der Vernunft[2], in dem Maaße, daß jedes

---

1) Auf keinem Punkte tritt der große Unterschied zwischen der altchristlichen und der modernpietistischen Missionsweise so auffallend in die Augen, wie auf diesem. Man durchgehe die apostolischen Väter, den Brief an Diogenet und die sämmtlichen Apologeten von Clemens Alexandrinus bis auf Tertullian, und überall wird man finden, daß zur Empfehlung des Christenthums den Heiden gegenüber das Hauptgewicht in oft sehr schönen Schilderungen — auf die **sittlichen** Wirkungen der neuen Religion gelegt wurde.

2) Man wird mir nicht zumuthen, zu diesen und den folgenden dogmatischen Auseinandersetzungen eigentliche sogenannte Beweisstellen zu sammeln, da das

Finden der Wahrheit anders als durch übernatürliche Offenbarung,

---

erste beste aufgeschlagene Missionsblatt deren in so hinlänglicher Anzahl liefert, daß ihre Zusammenstellung einzig ein ganzes Buch füllen würde, überdies die Gegner selbst ihren Standpunkt, wie er hier dargestellt wird, wohl kaum verläugnen werden. Wenn ich nichtsdestoweniger, um der Form zu genügen, ein paar Stellen citire, wie sie mir eben zur Hand kommen, so mögen sie als nichts denn einzelne Beispiele aus einer Masse anderer angesehen werden.

Ueber die Lehre von der Erbsünde, namentlich in ihrer Anwendung auf das Heidenthum, vgl. besonders die noch weiter unten zu citirenden Clarkson, the Morals of the Heathendom (in dem Werk Christ and Missions), Hamilton, Missions in their moral estimate of the Heathen (in dem Werk Christian Missions) und besonders die übersichtliche Zusammenfassung der Missionsdogmen in Christianity and Hinduism p. 421 ff., ein sehr interessantes Werk, auf das wir zurückkommen werden. Vgl. auch: die Biene auf dem Missionsfeld, Jahrg. 1854 p. 63, wo nicht nur die bekannte Zerstörung aller Fakultäten durch die Sünde gelehrt, sondern daraus außerdem die Unmöglichkeit gefolgert wird, daß Gott mehr als ein Mal habe Mensch werden können! Ferner Miss. Registre 1831 pp. 362, 363, 369, 372. Proceedings of the Ch. Miss. Society 1858 p. 5. Journal des Miss. évang. 1827 p. 360 ff. Zu solch behaglichem Ausmalen der menschlichen Verdorbenheit bildet folgende besonnene Bemerkung Livingstone's (Missionsreisen und Forschungen in Südafrika I. p. 299) einen wohlthuenden Gegensatz:

„Ich werde nicht von ihrer (der Heiden) Gottlosigkeit sprechen. Ich hatte es mir stets angelegen sein lassen, das Heilmittel mit aller möglichen Strenge anzuwenden, aber nie die Schattenseiten des menschlichen Charakters auszubeuten. Ich habe nie ein Gemälde der Schuld entworfen, als ob dies christliche Sympathien zu erwecken im Stande wäre. Dieses Böse ist nun einmal da. Aber überall in der Welt gibt es auch Schönes zu sehen, und von diesem sich wegzuwenden und über die Sünde nachzugrübeln, kann keine gesunde Wirkung haben . . . . . . Menschliches Elend und menschliche Sünde, welche wir zu erleichtern und zu heilen uns bestreben, läßt sich der Krankheit und der Unreinheit in den Hinterstuben großer Städte vergleichen. Einer begnügt sich damit, dem Kranken zu helfen und versucht, die Krankheitsursache zu entfernen, ohne sich länger mit dem Schmutz abzugeben, als es von der Nothwendigkeit geboten wird. Ein Anderer, der für das allgemeine Wohl besorgt ist, sucht jede Kloake auf, um ihre üblen Gerüche zu beschreiben, und wird durch die lange Berührung des Schmutzes selbst angesteckt, siecht und stirbt."

jede Bekehrung zu Gott anders als durch ein Wunder[1]), überhaupt jede Anknüpfung des neuzufindenden Standpunktes an den gegebenen schlechterdings als unmöglich erscheint[2]).

Daran schließt sich als Lieblingsthema aller Missionspredigt die überall mit unzerstörbarer Sicherheit vorgetragene Lehre von der ewigen Verdammniß nicht nur etwa derjenigen, welche das Evangelium gehört und nicht angenommen, sondern schlechthin aller und jeder Ungläubigen[3]). „Pfuhl mit Feuer und Schwefel," „ewig im Höllenfeuer schmachten," „von der Hölle erlösen," das sind Ausdrücke, die alle Augenblicke wiederkehren[4]). Die möglichste Ausmalung jener Höllenstrafen bildet ein Hauptschreckmittel, um die Heiden zur Annahme des Christenthums zu bewegen, und daß für alle Nichtchristen an Gnade im Jenseits gar nicht zu denken sei, wird überall als eine über jeden Zweifel erhabene Wahrheit verkündet[5]). Wenn dann die Heiden durch solch' „fröhliche Botschaft" einigermaßen überrascht, wie es oft zu geschehen pflegt, fragen, warum denn Gott, wenn ohne Christus Jedermann verdammt sei, so vielen Millionen nie Etwas von Christus habe sagen lassen: so zieht man sich regelmäßig auf den unerforschlichen Willen Gottes, auf seine Willkür, auf die Lehre von der Prädestination zurück[6]).

Damit kommen wir überhaupt auf den tiefsten Grund, auf das eigentliche Princip der ganzen pietistischen Weltanschauung.

---

1) Miss.-Mag. 1854 IV. p. 209.

2) Miss. Reg. 1833 p. 148.

3) Vgl. Clarkson a. a. O. Hamilton a. a. O. Mullens in seinem Traktat: What is Christianity?

4) Biene auf dem Missionsfeld 1834 p. 43. Heidenbote 1853 p. 24; 1854 p. 101. Miss. Reg. 1833 pp. 148, 333, 368 etc. etc. What is Christianity? p. 66.

5) Miss. Reg. 1831 pp. 368, 370; 1833 p. 148, 333, 368 etc.

6) Miss. Reg. 1833 p. 336. Miss. Records, China Chap. II. p. 30. Heidenbote 1853 p. 59. Report of the American Board 1860 p. 119.

Es ist dies der sogenannte **Dualismus**, d. h. der schlechthinige, die ganze Welt umfassende und sie in zwei Theile spaltende Gegensatz zwischen einem guten und einem bösen Princip, zwischen Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Natur und Gnade [1]. Durch die Vorstellung, daß dieser Gegensatz erst in der Zeit entstanden (Satan ein von Gott abgefallener Engel) sei, und daß er schließlich von Christus in einigen wenigen Seelen überwunden werde, wird dieser christliche Dualismus nur scheinbar gemildert. Durch die Annahme einer ewigen Verdammniß aber, durch welche zuletzt weit die große Mehrzahl des Menschengeschlechts unter die ausnahmslose Herrschaft des Satans gerathen, und ihm gegenüber Gott nur über eine verschwindend kleine Anzahl einzelner Auserwählten herrschen soll, wird an Schroffheit selbst der altpersische Dualismus bei Weitem überboten. Denn dieser ging ja ebenfalls von einer ursprünglichen Einheit (Zaruane akarane) aus, sollte aber am Ende, was die Hauptsache ist, mit dem vollständigen Sieg des Lichts, mit der Bekehrung selbst Ahriman's und all' seiner Schaaren endigen. Aeußerst bezeichnend aber ist es, daß dieser ächt orthodoxe Dualismus sich zwar als Grundschema durch die Weltanschauung aller Missionare, selbst der sogenannt kirchlichen hindurchzieht, aber nirgends in solcher schroffer Ueberspannung hervortritt, wie in den spezifisch pietistischen, namentlich den Basler Missionaren, denen die Lehre vom Teufel, wenn nicht in theoria, doch in praxi geradezu das Hauptdogma ist. Da wird jede vorkommende Erscheinung des privaten oder öffentlichen, des religiösen oder weltlichen Lebens sogleich unter den stehenden Gegensatz von Gott und Teufel subsumirt. Alles, was den religiösen oder praktischen Interessen der Missionare dient, kommt direkt von Gott; Alles, was ihnen irgend widerstrebt, ist ein ebenso direktes Werk des Satans. Gelingt es ir-

1) Vgl. hierüber Wiggers I. p. 167. Miss. Record 1852 pp. 103, 232. Ch. Miss. Intellig. 1852 p. 27 f.



gendwo, einen Heiden zu bekehren, ernten die Missionare für ihre Bestrebungen Anerkennung und Ruhm, bleibt in einer allgemeinen Feuersbrunst ihr Haus verschont [1]), oder bricht irgendwo eine Revolution, ein Krieg aus, der ihre Interessen zu fördern scheint [2]), so heißt es stets: „lieblich,“ „erquicklich,“ „seelenstärkend,“ „deutliche Hand Gottes.“ Stoßen aber umgekehrt christliche Sendboten auf Widerstand und Spott [3]), geht um ihrer Unvorsichtigkeit willen ein Missionsposten in Flammen auf [4]), oder erhebt sich irgendwo ein Aufstand in antieuropäischem Sinne, so hat sicher der Teufel seine Hand darin gehabt [5]). Der Teufel hat die Heiden zum Götzendienste verführt [6]), der Teufel ist vor 3000 Jahren in das Herz der Chinesen eingedrungen [7]). Der Teufel will nicht erlauben, daß die Tyer bekehrt werden [8]). Der Teufel ist Schuld an den Fleischessünden der eingebornen Christen [9]). Der Teufel hat den Brand in Udapi verursacht [10]). Der Teufel hat den indischen Aufstand angezettelt [11]), der Teufel hat die Chinesen angereizt, sich gegen die fluchwürdigen Koolidiebstähle der Engländer zu erheben [12]). Kurz der Teufel ist Schuld, wo irgend etwas schief geht auf

---

1) Heidenbote 1846 p. 42.

2) Biene 1854 pp. 14, 27, 28, 39. Kingsmill, Missions and Missionary p. 541.

3) Miss.-Mag. 1841 IV. p. 23.

4) Heidenbote 1856 p. 45.

5) Vgl. diesen ganzen Dualismus am naivsten gezeichnet in den sämmtlichen Berichten Hebich's im Heidenboten, z. B. 1851 pp. 71, 74, 78 rc. Church Missionary Record 1852 p. 232.

6) Heidenbote 1853 p. 59; 1854 p. 15.

7) Report of the American Board 1860 p. 119. Clarkson p. 202.

8) Heidenbote 1853 p. 106; 1854 p. 15.

9) Heidenbote 1854 p. 39; 1853 p. 4, 103.

10) Siehe das Nähere darüber im folgenden Kapitel.

11) Proceedings of the Church Miss. Soc. 1858 p. 21.

12) Ch. Miss. Gleaner 1859 p. 129. Ch. Miss. Intelligencer 1860. Recent Intelligencer Jan. 2. p. 4.

Erden. Da nun aber auf Erden im Allgemeinen mehr Dinge schief als gerade gehen, da namentlich den Missionaren das ganze Heidenthum einen fortwährenden, unüberwindlichen Widerstand entgegensetzt, Bekehrungen zum Christenthum aber so selten sind wie Schneeflocken in Indien oder Regentropfen in Egypten, so ist klar, daß nach obiger Anschauung Satan eigentlich der wahre Regent auf Erden, zum wenigsten in jenen Ländern, Gott aber ein bloßer legitimistischer Prätendent ist, dem es nur ausnahmsweise gelingt, einen kleinen Einbruch in jenes Reich der Finsterniß zu machen. In der That begegnen wir denn auch Ausdrücken wie folgenden: „Die Heiden dienen dem Teufel[1]," „Neu-Guinea ist das Gebiet des Teufels[2]," „Ceylon ist des Satans Territorium[3]," „in Benares ist des Satans Thron im eigentlichen Sinne des Wortes[4]," „Indien ist das Land des Satans und seiner Knechte[5]," „Indien ist das vollkommene Abbild der Hölle, Alles dort trägt das Bild des Satans[6]." Er ist daselbst leibhaftig und sichtbar zu sehen[7]. Aber noch mehr: da jene entsetzliche Satansmacht ihre hauptsächlichste Verkörperung in den Götzen hat, die Götzen aber keineswegs nur plastische Hervorbringungen einer untergeordneten Stufe des religiösen Bewußtseins sind, wie ein Philosoph sich ausdrücken würde, noch auch bloße Nichtigkeiten, wie der spätere Hebraismus sie nannte, sondern direkte Ausflüsse und Manifestationen jener finstern Satansmacht, so wird ein consequentes Denken nicht umhin können, in denselben schließlich eigentliche persönliche Sa-

---

1) Biene 1854 p. 18. Proceedings of the Ch. Miss. Soc. 1858 p. 22.
2) Biene 1854 p. 64.
3) Miss. Reg. 1832 p. 309.
4) Calwer Miss.-Bl. 1837 p. 22.
5) Heidenbote 1851 p. 106. Church Miss. Record 1856 p. 320.
6) Heidenbote 1851 p. 106.
7) Heidenbote 1856 p. 34.

tanswesen, Unterteufel, Dämonen u. s. w. zu erblicken, wie dies bekanntlich unter den Christen der ersten Jahrhunderte die Ansicht war. In der That begegnen wir dieser Anschauung in den Missionsberichten sehr häufig. Die Realität der Götter wird nach eines Missionars eigenem Zeugniß keineswegs geläugnet, sondern als die Verehrung verfluchter Wesen geschildert[1]). Aus einem Götzentempel wird nach einem andern Bericht „der Dämon" förmlich auszutreiben gesucht[2]). Ja selbst religiöse Anfechtungen, die ein vor Kurzem zum Christenthum übergetretener Heide den verlassenen Göttern zuschreibt, werden als satanische vom Missionar ausdrücklich nicht in Abrede gestellt[3]). Endlich werden alle diese von den Heiden angebeteten Teufel und bösen Geister am jüngsten Tage gestraft werden[4]). Da es nun aber in Indien beiläufig an 330 Millionen Götter geben soll und diese des Hindu gesammtes Sein und Leben regieren, so begreift sich leicht, daß so ein armer Missionar sich nun allenthalben von Teufeln und bösen Geistern umringt, die Luft mit ihnen angefüllt, Alles, was rings um ihn geschieht, nicht wie wir andern Christen von einem gütigen Gott im Himmel, sondern von jenen 330 Millionen Teufeln bewirkt glaubt, daß somit all' diese Teufelsgedanken in dem Gehirn der Missionare zuletzt einen größern Raum einnehmen müssen als der Gedanke an Gott selbst und an Christus[5]). In der That begegnet man in manchen Missionsblättern, wie Jeder sich selbst überzeugen kann, dem Namen des Teufels oft 3 bis 5 Mal, ehe nur ein Mal demjenigen Gottes.

---

1) Miss.-Mag. 1841 III. p. 167. Vgl. Burckhardt, Miss.-Bibl. I. 3. p. 248.

2) Heidenbote 1853 p. 52.

3) Heidenbote 1854 p. 49.

4) Church Missionary Record 1852 p. 160.

5) Vgl. Heidenbote 1839 p. 35, wo Hebich bekennt, daß in der Umgebung der Götzen „Satan eine besondere Gewalt auf das Herz ausübe."

So stellt es sich denn schließlich heraus, daß unsere Glaubensboten, mit dem Zwecke nach Indien gesandt, Götzendiener und Teufelsanbeter daselbst zum Christenthum zu bekehren, von diesen umgekehrt selbst zum Teufelsglauben sind verführt worden. Bedenken wir aber, daß diese Anschauung durch die heimkehrenden Missionare aufs Eifrigste auch in Europa zu verbreiten gesucht wird, so drängt sich einem wohlmeinenden Christen hie und da wirklich die Frage auf, ob sich nicht irgendwo eine fromme Gesellschaft veranlaßt finden möchte, um der Verbreitung solch' beklagenswerthen Irrthums Schranken zu setzen, eine neue Mission nicht unter die Heiden, sondern unter die heidnisch gewordenen Missionare zu senden? In Wahrheit, wir unterschätzen keineswegs das praktische Moment, das, wenn mit rechtem sittlichem Ernst benutzt, diesem Artikel zu Grunde liegen mag. Allein die schroffe Ueberspannung, durch welche die natürlichsten Begebenheiten des täglichen Lebens, statt auf Gott, beständig auf den Teufel bezogen werden, vermögen wir weder christlich noch manichäisch, noch persisch, sondern nur einfach heidnisch zu nennen [1]. Durch die Geschichte der Mission aber wird uns eben diese dualistische Ueberspannung vorhandener Gegensätze als ein Hauptmerkmal des sogenannten Pietismus gezeigt [2]).

---

1) Eine interessante Zusammenstellung der verschiedenen Teufel nach ihren Klassen, Namen und Aemtern findet der Liebhaber in Knapp's Vorlesungen über christliche Glaubenslehre Theil I. pp. 369—406.

2) Es sei vergönnt, eine schöne hier einschlagende Stelle aus dem von den ältesten Christen zur heiligen Schrift gezählten Hirten des Hermas zu citiren. In Mand. VII. lesen wir: „Fürchte den Herrn . . . den Teufel aber fürchte nicht, da derselbe keine Macht besitzt," und in Mand. XII.: „Blicke fest auf den Herrn und wende dich zu ihm mit ganzem Herzen, so wirst du den Teufel nicht zu fürchten brauchen, denn er hat keine Macht über die Diener des Herrn. Denn Gott ist's, der den Sieg verleiht. Der Teufel einzig hat Furcht. Die Furcht vor ihm aber hat keinen Grund. So fürchte dich denn nicht vor ihm, so wird er vor dir fliehen." Vgl. auch die treffende Bemerkung von Clem. Alex. III, 12.

Erscheint so Sünde und Verderben, die Entzweiung mit Gott als das Natürliche, Allgemeine, Herrschende, als schlechthiniges Gesetz des Daseins, so kann folgerichtig alles Gute und Göttliche, Alles, was sich auf unser Heil, die Erlösung durch Christum, auf die Einheit des Menschen mit Gott bezieht, nur als etwas schlechthin Uebernatürliches, als Wunder, als unbegreifliche Ausnahme, als Widerspruch gegen alles normale Denken und Sein begriffen werden, und dies geschieht denn auch in Indien mit einer Rückhaltlosigkeit und Offenheit, die selbst an einem pietistischen Prediger in Europa ungewohnt ist, einen unsrer gutgesinnten Vermittlungstheologen aber ganz aus aller Fassung zu bringen im Stande wäre. Ein Wunder nicht im ursprünglich religiösen, sondern im doktrinär-dogmatischen Sinn des Wortes, d. h. ein Mirakel, ein unerklärlicher Verstoß gegen alle Gesetze des Denkens ist vor Allem Gott selbst. Als der dreieinige wird er überall, Erwachsenen und Kindern, gebildeten Brahminen und Weibern, die weder lesen noch schreiben können[1]), nach derjenigen Auffassungsweise erklärt, welche den natürlichen Sinn jedes denkenden Menschen am meisten abstoßen muß[2]): mit vornehmer Ablehnung jeder spekulativen Begründung, mit einfacher Hinweisung auf das angeblich so lehrende Bibelwort, nach der orthodoxen Formel $3 \times 1 = 1$[3]). Ein solches Mirakel ist ferner Christus, dessen Gottmenschheit ebenso ungeistig-scholastisch, als Composit zweier diametral entgegengesetzter Naturen dargestellt, nach neueutychianisch-baselscher Ketzerei sogar in den Satz: „Jesus = Schöpfer der Welt", zusammengefaßt und deßhalb selbst bei so lebendigen Missionaren

1) Miss. Records I. p. 254.

2) Vgl. Akbar's Ausspruch. Bohlen a. a. O. I, 104. Basler Jahresber. 1858 p. 61.

3) Miss. Records II. p. 30. Church Miss. Record 1856 p. 245. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 222 ff. Heidenbote 1842 p. 95; 1844 p. 105.

wie einem Martyn u. A. die fortwährende Quelle von endlos langweiligem Gezänk und gänzlich unfruchtbaren Disputationen wird [1]). Ein Mirakel, das jede Anknüpfung an das Gegebene vollständig ausschließt, ist nach Josenhans' eigenem Ausspruch die Bekehrung jedes einzelnen Menschen [2]). Eine Kette von Mirakeln, von widernatürlichen Gebetserhörungen, von privilegirten Dispensen von den gewöhnlichsten Naturgesetzen ist das Leben jedes Gläubigen [3]); das Natürliche wird in übernatürlichem Lichte geschaut [4]), das Gebet selbst in widerchristlichem Vergessen des Heldenbeispiels in Gethsemane, nach schamanisch-heidnischer Weise als die Geistesthat im Menschen gefaßt, nicht die sich unter Gottes Willen beugt, sondern die Gottes Willen zwingt [5]). Den Schlußstein aller Mirakel aber bildet endlich die Lehre von den letzten Dingen, Wiederkunft

---

1) La Vie de Martyn p. 158, 168, 174, 266. (Auch über Dreieinigkeit.) Basler Jahresber. 1860 p. 65. Miss.-Mag. 1841 III. p. 302. Die bereits oben citirten Predigten von Hebich. Ch. Miss. Intelligencer 1857 p. 162. Recent Intell. 1860 May p. 3. Church Miss. Record 1856 p. 245. Miss. Registre 1831 p. 370.

2) Miss.-Mag. 1854 IV. p. 209.

3) So soll es offenbar ein Mirakel sein, wenn ein in feindlicher Absicht auf Hebich losgetriebener zahmer Elephant von diesem plötzlich umkehrt und — wie mit gesperrter Schrift bald darauf hinzugefügt wird — in derselben Nacht plötzlich stirbt. (!!) Heidenbote 1850 p. 50 u. 51. So wird es deutlich als ein Mirakel dargestellt, wenn ein Chinese auf sein Gelübde hin, Christ werden zu wollen, falls er während einer gewissen Operation von Schmerz verschont bleibe, bei derselben nun wirklich keinen solchen zu fühlen glaubt! Heidenbote 1851 p. 23. So ist es ebenfalls ein Mirakel, daß Christen weniger als Heiden äußeren Unglücksfällen, Ertrinken, Schlangenbissen rc. ausgesetzt seien. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1859 p. 40.

4) Vgl. die mancherlei Anekdoten in Traktaten, wie z. B. die gute Hand Gottes in der Mission u. a., u. die obigen Citate.

5) So wird es als wunderbare Folge christlichen Gebetes gepriesen, wenn einmal in einer großen Feuersbrunst zwar 49 heidnische Häuser niedergebrannt werden, aber bei den christlichen angelangt, das Feuer plötzlich eine andere Rich-



Christi, Auferstehung von den Todten und Gericht, Alles stets in so crass-materiellem, unpaulischem und antijohan-

tung nimmt (heiliger Sft. Florian u. s. w.!); ebenso als außerordentliche Gebetserhörung, wenn es irgendwo rings stark regnet, aber auf die betenden Missionare nur wenige Tropfen fallen! Calwer Missionsblatt 1836 p. 16; 1848 p. 103. Vgl. ferner die vielen Traktate über Gebetserhörungen und besonders das Werk Hoffmann's: „Missionsgeschichten" I, 24, 28; II, 22, 31, 105, 218 u. s. w. (sehr schön dagegen II, 96).

Nicht zur Unterhaltung meiner Leser, sondern zum Beweis, zu welch gotteslästerlichem Unsinn und Heidenthum die pietistische Gebetsauffassung hinführt, möge aus der protestantischen Kirchenzeitung 1861 Nr. 24 folgende (wenn auch nicht direkt auf das Missionswesen sich beziehende, doch immerhin sehr charakteristische) Anekdote abgedruckt werden: „Der Abendsegen war gebetet; „„Breit' aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude"" war verklungen, die kleine Lampe ausgelöscht. So waren die lieben Alten gesund und froh zur Ruhe gegangen. Da mitten in der Nacht weckt die Frau ihren Mann. „„Was ist Dir?"" fragt er. „„Vater,"" sagt sie, „„ich bin krank, ich werde sterben."" „„Wenn das wirklich so ist, liebe Mutter, so muß ich auf und beten,"" sagt er. Damit machte sich der Alte auf und fällt auf die Kniee. Indem er nach einer Weile mit dem Bewußtsein der Erhörung aufsteht, sagt er: „„Mutter, sei getrost, Du wirst nicht sterben, der Herr Jesus hat mir's versprochen."" Nach einer Weile, während sie wieder ruh'n, fängt das treue Weib zu seufzen an: „„Ach, Väterchen, das hättest Du doch nicht thun sollen, Du weißt doch, wie ich mich sehne, bei ihm zu sein in seiner seligen Freude. Nun muß ich warten in diesem armen Thränenleben. Wohl habe ich Dich lieb, aber bei Jesu ist es doch viel besser."" — Nach kurzem Bedenken spricht der liebe Gottesmann: „„Wenn Du meinst, daß es so besser ist, so muß ich wieder auf die Kniee."" — Wiederum machte er sich mit stillen Seufzern aus dem Bette und betet zu seinem Heilande auf den Knieen und sagt ihm ganz kindlich: Er wisse ja wohl, wie gern er sein liebes Weib, die Stütze seines Alters, noch länger behielte, aber wenn er sie durchaus in sein Paradies nehmen wolle, so wolle er sich auch darein zufrieden geben. Sein Name sei gelobt! Und siehe, wenn sie noch reden, will ich antworten, spricht der Herr! Während der Mann noch betete, war der Todesengel zum Lager getreten und hatte die Seele sanft losgemacht aus ihrer irdischen Hülle und seine himmlischen Gefährten führten gerne die Erlösete ins Paradies."

Der Brahmine sagt: „Die Welt ist den Göttern unterthan. Die Götter sind den Mantras, d. h. den Zaubersprüchen unterthan. Der Brahmine ist Herr

neischem Sinne gefaßt, daß diese Lehre nicht nur den spiritualistischen Hindu, sondern gewöhnlich selbst den dumpfen Sinn des abergläubigsten Heiden empört, und daß sie offenbar ein Haupthinderniß für die Verbreitung des Christenthums unter den Heiden bildet [1]).

Wird aber das Verhältniß zwischen Gott und Welt als ein so äußerlich dualistisches gedacht, daß alles Natürliche als widergöttlich, alles Göttliche aber als widernatürlich, als Mirakel erscheint, so ist klar, daß auch die Versöhnung, durch welche diese beiden Seiten zusammengebracht, der Uebergang von der einen zur andern vermittelt werden soll, nur eine äußerliche sein kann und stets wieder in den Dualismus umschlägt, der nie wahrhaft überwunden worden ist. In der That kennzeichnet kein Dogma den Abfall des Pietismus von seinem einstigen lebendigern Princip so deutlich, wie seine Auffassung des Erlösungswerkes Christi. Nach ältest-orthodoxer Lehre wird dieser Mittelpunkt, dieser Kern und Stern des ganzen Christenthums durch die Missionare überall in den traurigsten juridisch-mathe-

---

der Mantras und durch sie Herr der Götter." Der englische Missionar aber sagt: „the prayer moves the hand that moves the world." Worin besteht wohl der Unterschied zwischen diesen beiden Sprichwörtern?

1) Basler Jahresbericht 1858 p. 61. Miss.-Mag. 1854 IV. p. 183. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1858 p. 330. Ch. Miss. Record 1852 p. 159. Man erinnere sich auch an jenen südafrikanischen Häuptling, dem gerade die Lehre von der Auferstehung der Hauptanstoß geworden ist, der ihn vom Uebertritt zum Christenthum abhielt. Burckhardt a. a. O. II. 2. p. 129. In Bezug auf die Wiederkunft Christi und den dicken Chiliasmus (Lehre vom sinnlich gemalten tausendjährigen Reiche), der sich meistens daran schließt, vergleiche man, was oben (p. 8. Anm. 8) über die Predigten Hebich's in Schaffhausen ist berichtet worden. Ferner denke man an die schwärmerischen Erwartungen, welche an vielen Orten mit dem Betreiben der äußern Mission (mit Rücksicht auf Matth. 24, 14) verbunden werden, und an die apokalyptischen Visionen, welche namentlich durch die von der Missionsstation Lodiana in Indien ausgegangenen Gebetsversammlungen (prayer-meetings) neue Nahrung erhielten.

matischen Formalismus verwandelt. Ob dem ermüdenden, unbiblischen Gerede über „stellvertretende Genugthuung“, „erfülltes Gesetz“, „wiederhergestellte Gerechtigkeit“, „Bezahlung für unsere Schuld“ u. s. w. kommt das eigentliche, sowohl praktisch wie spekulativ wichtigste Moment in jenem Dogma, die versöhnende Liebe, gar nicht zu seinem Rechte. Ja durch den feindlichen Gegensatz von Gnade und Gerechtigkeit wird der Dualismus, der zwischen Gott und der Welt als bestehend vorausgesetzt wird, nun in das Wesen Gottes selbst hinein verlegt, gerade da zum Princip gemacht, wo er am vollständigsten aufgehoben werden sollte. Deutlich zeigt sich in diesem Dogma die innige Verwandtschaft zwischen den Begriffen: transcendenter und Zorn-, immanenter und Liebesgott[1]).

Wenn sonach der Dualismus trotz aller gegenseitigen Versicherungen den Angelpunkt des ganzen Systems bildet, die Versöhnung aber statt einer realen nur eine formelle juridische ist, wie sollte für eine solche Weltanschauung diejenige christliche Lehre von besonderem Gewicht sein, welche eben mehr als jede andere die fortwährende reale Einheit zwischen Gott und dem Menschen und die praktische tägliche Bethätigung dieser Einheit betont, die Lehre von der Heiligung? Wie sollte es anders als consequent genannt werden dürfen, wenn, wie selbst in Europa von so vielen protestantischen Geistlichen in Predigt und Unterweisung geschieht, so namentlich von den Missionaren die christliche Sitten- hinter der christlichen Glaubenslehre gänzlich zurückgestellt wird? So genau dieser Mangel mit der ganzen supranaturalen, folglich auch supraethischen Tendenz des Systems zusammenhängt, und so gewiß Möhler trotz Allem, was dagegen

1) Miss.-Mag. 1841 III. p. 167. Miss. Reg. 1833 p. 332. Biene 1854 p. 63. Mullens, the Missionary on the Ganges. Ch. Miss. Record 1852 p. 129; 1856 pp. 117, 244, 312, 313, 323, 326 etc. Miss. Registre 1821 p. 440; 1831 pp. 369, 370; 1844 p. 442.

bemerkt wurde, bis auf einen gewissen Punkt im Rechte ist, wenn er für diese Einseitigkeit das Princip selbst des ältern Protestantismus verantwortlich macht, so beklagenswerth ist es, daß dieselbe sich in so hohem Grade eben da ausgebildet findet, wo ihre Folgen die gefährlichsten sein müssen: auf dem Gebiete der äußern Mission. Denn ich muß es bezeugen, daß ich zwar weitläufige, im unermüdlichsten Einerlei stets und stets wiederholte Auseinandersetzungen über Sünde, Teufel, Verdammniß, Nothwendigkeit der Vergebung u. s. w. fast in jeder Nummer der mir zugänglich gewordenen Missionsblätter, eine schöne, eindringende Darstellung der christlichen Sittenlehre dagegen oder auch nur eine ernste Hinweisung auf die Nothwendigkeit der Heiligung äußerst selten gefunden habe [1]).

Ueberaus bezeichnend ist in dieser Beziehung die Antwort, welche den Heiden auf ihre oft aufgeworfene Frage ertheilt zu werden pflegt: was denn für ein Unterschied zwischen ihnen und den Christen bestehe, da doch die Missionare sämmtliche Menschen, Heiden und Christen, Bekehrte und Unbekehrte und sich selbst mit inbegriffen, stets als gleich verdammungswürdige Sünder vor Gott bezeichnen, mit andern Worten: welchen Nutzen bei so bewandten Umständen der Uebertritt zum Christenthum mit sich bringe? Welche Antwort wird da gewöhnlich ertheilt? Worin besteht die Hauptfrucht des Christenthums? worin der Unterschied zwischen Bekehrten und Unbekehrten? Etwa darin, daß im Erstern die Liebe, im Andern die Selbstsucht vorherrschendes Princip ist? im Wandel, in der Gesinnung, im ganzen Streben,

---

1) Sehr gut tadelt dasselbe auch ein Missionar selbst in Ch. Miss. Intelligencer 1857, Recent Int. Mai 4, indem er es beklagt, daß den Heiden in Christo gewöhnlich nur das gezeigt werde, was dieselben in ihren Göttern auch hätten, z. B. die Wunder u. A., das aber, was gerade das Anziehendste in Christo sei, nämlich das moralisch und menschlich Schöne in seinem Charakter, in der Missionspredigt gar sehr zurücktrete.

in den zu Tag tretenden Früchten jeder wahrhaften Bekehrung? Keineswegs, sondern einfach darin, daß der Erstere „einen Heiland kennt, der Letztere nicht," „der Eine trotz seiner Sünden fröhlich sterben kann, der Andere durch dieselben in die Hölle kommt [1])." Das heißt ganz einfach das Mittel zum Zwecke, den Zweck aber zu einem leeren Anhängsel des Mittels machen. Das heißt charakterlos süßliche Schlummerer auf Kosten des gewürgten Lammes hin, das heißt, wie die tägliche Erfahrung lehrt, Heuchler erziehen, denen das vorgeblich oder vermeintlich gefühlte Wort der Vergebung zu nichts Anderem als zur äußersten Zuspitzung angebornen Hochmuthes, jämmerlicher Sentimentalität und daraus mit Nothwendigkeit sich ergebender feingiftigster Selbstsüchtelei und Eitelkeit dient.

Es sei erlaubt — um der zahlreichen, an süßlicher Fadheit und Charakterlosigkeit das Aeußerste leistenden Basler, Wupperthaler und anderer deutscher Traktate nicht zu gedenken — in dieser Hinsicht auf einen der bestgeschriebenen englischen für die Hindu selbst berechneten Traktate hinzuweisen. Es ist dies die bereits benutzte Schrift des bekannten Mullens: „Was heißt Christenthum?" (What is Christianity?) Nachdem daselbst erst in sehr entsprechender Form die allgemeinen Grundsätze christlichen und heidnischen Lebens dem Leser sind vor Augen geführt worden, unternimmt es der geistreiche Verfasser, in Form einer Predigt vor einem indischen Publikum die Hauptzüge der gesammten christlichen Lehre systematisch zu entwickeln. Ausgehend von der Lehre von Einem Gott und Einer menschlichen Kaste verbreitet er sich mit besonderem Nachdruck über die allgemeine menschliche Sündhaftigkeit, Sündenfall, Verdammniß, geistige und leibliche Höllenstrafen, Nothwendigkeit einer Erlösung u. s. w. und läßt endlich die ganze Rede in diese letzte Spitze auslaufen, daß durch den Tod des menschgewordenen Gottes der ewigen Gerechtigkeit

1) Heidenbote 1853 p. 26. Miss. Reg. 1833 p. 148.

nach aller Form Rechtens genug gethan, somit die Schuld für die Sünden von Myriaden Welten getilgt sei — unter der Einen Bedingung nur, daß daran geglaubt und jedes eigene Streben nach Gerechtigkeit aufgegeben werde, wozu ermahnt wird. Damit bricht die Predigt plötzlich ab und mit obligater Vertheilung von Traktaten wird der Gottesdienst geschlossen. Aber — als ob der Verfasser die ganze Verkehrtheit solcher Predigtweise fühlte, oder wie wahrscheinlicher ist, als ob ihm bei der Gelegenheit eine öfters gemachte Erfahrung plötzlich aufs Gewissen fiele — läßt er nun ganz hintennach in einem Privatgespräch einen einzelnen Eingebornen den verwunderten Einwand erheben, ob denn solche Rede, mit dem Heidelberger Katechismus zu reden, „nicht leichtsinnige und verruchte Leute mache?" „Im Gegentheil," antwortet der Missionar und entwickelt nun nachträglich die bekannte Lehre von der Dankbarkeit, der Liebe, dem Gleichwerden mit Christus u. s. f., Alles als etwas Nothwendiges, sich gewissermaßen von selbst Verstehendes. Und so scheint es mit dieser Lehre in der Mission im Allgemeinen gehalten zu werden[1]). Sünde, Teufel, Verdammniß, Genugthuung, das wird Alles weitläufig und mit brennenden Farben den Zuhörern vor die Augen gemalt. Alles Weitere aber überläßt man ihrem weiteren Denk-

1) Als treffendes Beispiel solcher Lehrart möge ferner noch folgendes Zwiegespräch zwischen einem Missionar und mehreren eingebornen Taufcandidaten angeführt werden: Fr. Was hat Gott gethan, um euch zu retten? Antw. Er sandte seinen eingebornen Sohn, um für uns zu sterben. Fr. Wie versteht ihr das? Antw. Gott strafte seinen Sohn statt unser, weil wir gegen Gott sündigen. Fr. Wenn denn Gott das für uns gethan hat, was sollen wir unsrerseits thun? Antw. Wir müssen an Christum Jesum glauben. Fr. Welchen Nutzen wird das uns bringen? Antw. Wenn wir an Christum glauben, so vergibt uns Gott unsre Sünden. Fr. Glaubst du, deine Sünden seien dir vergeben? Antw. Ja, weil ich an Christum glaube. Church Miss. Record 1852 p. 82. 2c.; ferner dasselbe Blatt 1852 p. 292; 1854 p. 209; 1856 p. 326.

vermögen — es soll sich von selbst verstehen. Wenn aber das Alles sich von selbst verstehen, wenn die ganze christliche Sittenlehre, wenn Heiligung, Liebe, Streben sich, so zu sagen, nach innerer Nothwendigkeit aus dem Geist der Heiden selbst herausentwickeln soll, so ist nicht abzusehen, warum nicht ebenso aus der Sünde Erkenntniß der Sünde, aus der Erkenntniß Buße, aus Buße Glauben sich ohne weiteres Zuthun der Missionare unter den Heiden entfalten könnte; so sollte von allem Selbstverständlichen doch wohl das Selbstverständlichste das sein, daß überhaupt eine Mission in Indien ein überflüssiges Ding ist.

Doch das sind einzelne Dogmen. Welches aber ist die Grundlage — so haben wir schließlich zu fragen — auf welcher sich dieses ganze Gebäude erhebt? Die Missionare haben ihre Lehren öfters gegen Andersgläubige zu erweisen. Lehre steht gegen Lehre, Dogma gegen Dogma. Womit beweisen sie nun die Wahrheit ihrer, die Falschheit fremder Anschauungen? Es ist sehr bezeichnend, daß sie überall, wo sie das Heidenthum in seinen Irrthümern und Widersprüchen anzugreifen haben, regelmäßig auf die Vernunft, den gesunden Menschenverstand, den Augenschein zurückgehen. Mit allen Waffen europäischer Wissenschaft, des Witzes und des Spottes, so weit solche den Missionaren etwa zu Gebote stehen, mit einer Rohheit oft, die empörend ist, wird der Väterglaube den Heiden lächerlich gemacht, die Verbindlichkeit jeder äußern Autorität bestritten [1]), und werden die Brahminen und heidnischen Priester oft in ihrem Beisein der öffentlichen Verachtung preisgegeben [2]). Mit einer Demagogie, die [illegible]s Revolutionärs aus dem Jahr 1848, mit einem Rationalismus, der eines Mitgliedes der „freien Gemeinden“ würdig wäre,

1) Miss. Reg. 1833 p. 148. What is Christianity? Church Missionary Record 1852 p. 104 etc.

2) Basler Jahresber. 1860 p. 127. Heidenb. 1850 p. 51; 1856 p. 110. Miss. Gleaner p. 31 u. s. w.

werden die Grundlagen des Heidenthums öffentlich angegriffen. Ja die Missionare gestehen ganz naiv, daß die verschiedenen Systeme heidnischer Orthodoxie sich mit keiner Waffe so vortheilhaft als mit jener der Vernunft bekämpfen lassen, daß mit anderen geographischen Begriffen (Copernikus, Galiläi?) sich nothwendig auch andere dogmatische erzeugen müssen, daß somit durch wissenschaftliche Aufklärung die Macht des Götzendienstes weitaus am wirksamsten untergraben werde [1]. Also die Missionare selbst im Fahrwasser des ungläubigsten Rationalismus dahinsegelnd! Nun weiß aber ein gelehrter Pundit, Mulvie, oder einer der zahlreichen Anhänger des Vedanta- oder Sankyaria-Systems mit den Waffen der Vernunft gewöhnlich etwas besser umzugehen, als so ein orthodox erzogener Basler oder Leipziger Missionar. Als die beste Defensive aber die Offensive kennend, geben sie — wie übrigens die Mehrzahl selbst des ungebildeten Volkes — den Unsinn ihrer Götterfabeln als bloßer Hüllen höherer Ideen sogleich aufs bereitwilligste zu und ziehen sich um so ernstlicher auf die feste Burg jener wunderbaren Gedankengebäude zurück, von deren Tiefe und durchdringendem Scharfsinn noch mancher europäische Philosoph lernen könnte. Aus diesen Systemen wird nun ein Netz bereitet, in dessen Maschen es unserm ehrlichen

---

1) Basler Jahresber. 1860 p. 55. What is Christianity? p. 39. Miss.-Mag. 1842 II. p. 12; 1843 III. p. 128. Heidenb. 1842 p. 97. Journal des Missions évangéliques 1826 p. 279 f. „Si une divinité réelle ou prétendue m'apporte une révélation qui contredit mon expérience et les faits journaliers dont je suis témoin, n'ai-je pas un juste motif, pour révoquer en doute la révélation qui me vient d'elle?“ so frägt an jener Stelle ein Missionar einen Buddhisten. Dieser bejaht die Frage, worauf ihm jener beweist, daß die Erde nicht eine Fläche, wie die buddhistischen Schriften behaupten, sondern eine Kugel sei. — Welch gefährliche, grundstürzende, wahrhaft straußisch-destruktive Consequenzen sind aber mit dem obigen hermeneutischen Missionsgrundsatze für die übernatürlich inspirirte Bibel gegeben!! Videant consules.... Vgl. auch dasselbe franz. Journal J. 1827 p. 241.



Missionar bald so unheimlich zu Muthe wird wie etwa einer Fliege unter dem ungastlichen Dache einer Spinne. Aus diesen Systemen wird eine Menge scharfer Waffen hervorgeholt und mit ihrer Hülfe jener ganze Bau von Mythen und Dogmen in Stücke geschlagen, welche die Missionare so naiv waren, für das Christenthum selbst auszugeben. Nun ist es an ihnen, sich zu vertheidigen. Wie benehmen sie sich dabei? Ziehen sie sich ebenfalls, wie es geschickten Taktikern geziemt und wie sie so eben von ihren Gegnern haben lernen können, von den unhaltbaren Spielplätzen und Promenaden, welche die schöne Stadt des Christenthums zum Ergötzen romantischer Seelen umgeben, auf die feste unerschütterliche Burg im Innern zurück? Heben sie aus der Schaale irdisch-vergänglicher Formen den Kern jener ewigen, sei es spekulativen, sei es praktisch-sittlichen Grundwahrheiten hervor, die zum Gemeingut der Menschheit gemacht zu haben, der höchste Ruhm des Christenthums ist? Nichts von dem! Jenes Bollwerk im Rücken scheint den Missionaren auch nicht dem Namen nach bekannt zu sein, Spekulation aber ihnen so viel als der leibhaftige Satan selbst zu bedeuten. Die Spielplätze also müssen vertheidigt werden. Dazu aber ist man zu schwach. Also nimmt man einfach Reißaus oder rettet sich in ein bereitgehaltenes Luftballon, weit aus dem Bereich der feindlichen Kugeln, in die hohen Regionen himmlischer Offenbarung, übermenschlicher Autorität. „So ist es, darum ist es so, Punktum.“ In der That, Rationalismus, Selbstdenken, Fortschritt, diese Waffen, die zum Angriff gut genug waren, werden bei der Vertheidigung plötzlich weggeworfen, und der breite Schild der vor Kurzem so arg verspotteten Autorität, des Väterglaubens, der übernatürlichen Offenbarung wird wieder zur Hand genommen. „Ich ging bald ab,“ schreibt ein Missionar, „von diesem schlüpfrigen Boden“ (und in der That soll das Denken für gewisse Leute ein sehr schlüpfriger Boden sein) „und legte ihm klar und einfach die Lehre von der Bibel vor[1].“ Mit

1) Biene 1854 p. 63.

diesen Worten finden wir das regelmäßige Vertheidigungsverfahren der Missionare kurz und bündig bezeichnet. Warum es Gott zugelassen, daß die Sünde in die Welt gekommen, wie Gott einen Sohn haben könne, wie die Lehre von der Dreieinigkeit denkbar zu machen sei, alle diese von den Hindu beständig aufgeworfenen Fragen sind Geheimnisse, über die man schlechterdings nichts wissen kann, aber die man bei Verlust seiner Seele Seligkeit gerade so und nicht anders glauben muß, wie die Missionare sie verkünden. Warum? Weil sie so in der Bibel, als einem von Wort zu Wort, von Buchstabe zu Buchstabe übernatürlich geoffenbarten Codex enthalten sind. So sind wir denn glücklich auf der letzten Vertheidigungslinie angelangt, auf welche die bedrängten Missionare sich zurückzuziehen pflegen, beim letzten Bollwerk, von welchem aus sie die aufrührerische Welt wieder zu Paaren zu treiben hoffen: bei der Lehre von der unbedingten, nicht näher zu untersuchenden Schriftautorität[1]). Auch mag das ein ganz zweckmäßiges Verfahren sein in Kamtschatka und gewissen Leuten in Europa gegenüber. Nur nicht in Indien! Denn zufälliger Weise begegnen wir dort noch manchen andern Religionsurkunden, denen ihre Anhänger genau dieselbe Göttlichkeit zuschreiben, wie die Christen den ihrigen. Da sind die Vedas, die von den Lippen Brahma's selbst geflossen sind; da

1) Proceedings of the Ch. Miss. Soc. 1858 p. 12 ff. Miss. Records II. (China) p. 29, 30. Miss. Reg. 1833 p. 336. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 222. Miss.-Mag. 1843 IV. p. 207. Heidenb. 1842 p. 95. In welch' unauflösbare Widersprüche die Missionare durch Festhaltung der Lehre von der wörtlichen Inspiration gerathen, siehe Miss.-Mag. 1842 p. 388. Heidenb. 1844 p. 102 ff. Diese Lehre wird von den Missionaren so mechanisch-buchstäblich gefaßt, daß selbst die Genealogien in Matth. 1 und Lucas 3 von Gott inspirirt sein sollen und die Widersprüche zwischen beiden durch die bekannten sermonistischen Kunstgriffe weggzulügen gesucht werden. Ch. Miss. Record 1852 p. 227; 1854 p. 238. Beleuchtungen der Missionssache, Beilage zum Calwer Missionsblatt 1847 p. 45 ff.



ist der Koran, dessen Sprüche vom Propheten allnächtlich auf einem weißen Pferde aus dem siebenten Himmel herniedergeholt wurden; da sind die buddhistischen Sutras, an deren Unfehlbarkeit und Göttlichkeit zu zweifeln von allen Sünden die größte ist. Mit ihnen aber findet sich durch die orthodoxe Inspirationslehre geistreicher Weise genau auf dieselbe Linie gestellt: unsere Bibel. Welche von allen diesen Autoritäten hat nun Recht? Welches Kennzeichen entscheidet über die Wahrheit ihrer ebenso gleichen wie entgegengesetzten Ansprüche[1])? Das Zeugniß der Kirche! ruft der Katholik; aber dasselbe nimmt für sich der Buddhist in Anspruch, seine Kirche als von allen die zahlreichste, imposanteste und älteste rühmend. Das Zeugniß des heiligen Geistes! sagt der Protestant; aber dieses, nur als religiöses Gefühl, nicht auch als wissenschaftliches Denken, sittliche Kraft, künstlerische Begeisterung gefaßt, behauptet der indische Jogi und der muhamedanische Derwisch beim Meditiren seiner heiligen Sprüche nicht minder gewiß zu haben, als der Christ beim Lesen der seinigen. Was soll also entscheiden? Der wissenschaftliche Boden, der sich den Kämpfenden zunächst darbietet, ist für einen Missionar zu „schlüpfrig“, das Denken dem Orthodoxen überhaupt sehr anrüchig, da es die sehr „unbescheidene“ Gewohnheit hat, einmal ins Feld gerufen, sogleich mit sehr großer Selbstgewißheit aufzutreten und in seinem Siegeslauf nicht eher stille zu stehen, als bis es sich selbst, nicht eine fremde Autorität ihm, die Grenze gesetzt hat. Was ist also zu thun? Soll, wie der alte Celsus bei Origenes vorschlägt[2]), etwa das Loos darüber geworfen, oder wie Elias den Baalspriestern gegenüber that, Gott selbst um ein direktes Wunder zur deutlichen Bezeugung der Wahrheit angegangen werden? Beides wäre von orthodoxem Standpunkt aus

1) Vgl. Miss. Reg. 1821 p. 392.

2) Adv. Celsum VI, 11. Vgl. auch die köstliche Stelle Hermotimus p. 56 f.

ein ebenso einfaches wie consequentes Auskunftsmittel. Aber zu beidem fehlt es unsern Gläubigen eben an der Hauptsache — dem Glauben; und so bleibt denn nichts Anderes übrig, als den ungleichen Kampf entweder mit einem förmlichen Reißaus unter dem Halloh der Zuhörer, oder um die Niederlage zu verdecken, mit Insolenzen, mit apodiktischen Wiederholungen und Androhungen der Hölle gegen die unbequemen Gegner abzubrechen; beides Fälle, denen wir in der That beim Lesen der Missionsblätter nur zu häufig begegnen 1).

Fügen wir dem Allem noch hinzu, daß auch die äußere Form der Missionspredigt meistens eine äußerst trockene, einförmige, nach dem Zeugniß unverdächtiger Reisenden das gerade Gegentheil indischen Schwunges oder phantasievoller Mystik ist 2); daß die Aneignung der christlichen Lehren an die Eingebornen zuweilen auf eine förmliche Mnemonik, auf gedankenloses Nachplappern von Namen hinausläuft 3); ja, daß diese todte Memorirmethode namentlich in manchen Missionsschulen bis zu dem Grade herrscht, daß, um nur ein Beispiel anzuführen, in den amerikanischen Missionsschulen heidnische Lehrer zur Ertheilung des christlichen Religionsunterrichtes, zum Lesen der heiligen Schrift, zum Einprägen

1) Conf. at Liverpool p. 67. Miss. Reg. 1833 p. 372 ff. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 222 ff. Bapt. Miss. Soc. p. 40 ff. Calcutta Conf. (on vernacular preaching). Heidenb. 1856 p. 110. Vgl. auch Fälle wie Ch. Miss. Record 1856 p. 8 ff. p. 77 etc.

2) Insurr. de l'Inde etc. p. 119: du reste la rigidité et la sécheresse des missionnaires protestants en font les agents les moins propres à agir sur des organisations mystiques et enthousiastes. Hist. de l'Inde anglaise par Baron de Penhoën chap. 8. Calcutta Conf. p. 148.

3) Missionary Records India p. 254 ff., wo einem unwissenden indischen Weib, um es zu bekehren, das Gelübde abgenommen wird, ein vorgesprochenes offenbar nicht verstandenes Gebet alle Tage ein paar Mal herzusagen. Ein ähnliches Verfahren s. Ch. Miss. Record 1854 p. 186. Ebenso bei Hebich, Ev. Miss.-Mag. 1841 III. p. 274 &c.



des Katechismus u. s. w. gebraucht werden konnten[1]). Wahrlich, dieses Alles ist nicht geeignet, unsere Behauptung im Mindesten zu entkräften, daß sich die ganze vielgerühmte Arbeit unserer protestantischen Missionare auf dem Boden eines längst veralteten, geistlosen, nur an Gedächtniß und blinden Glauben appellirenden Dogmatismus bewegt. Man vergegenwärtige sich aber den ungeheuren, alle Schranken der Endlichkeit überfliegenden Schwung der indischen Religionen, den genialen bis in alle Tiefen menschlicher Spekulation hinabreichenden Scharfsinn der dortigen Systeme; man denke an die bewundernswerthe, in keinem andern Volke in gleichem Maaße je dagewesene opferfreudige Energie, mit der alle Interessen und einzelnsten Verhältnisse des Lebens dem religiösen Gedanken unterworfen werden; und damit vergleiche man nun einen Augenblick jenes ausgedörrte, kreuz- und flügellahme, dreibeinige, jenes Alles, was von ferne nach „Geist“ und „Idee“ riecht, in die Acht erklärende System protestantischer Orthodoxie, das sich plötzlich wie ein deus ex machina vermittlungs- und anknüpfungslos an die Stelle jenes feuer- und geistsprühenden indischen Lebens setzen will; man vergleiche Beides, und die bisherige vollkommene Erfolglosigkeit einer solchen Missionsarbeit wird aufhören, uns ein Räthsel zu sein.

Doch glücklich Indien, glücklich die Mission, wenn es wenigstens bei dem angegebenen Maaße obligatorischer Rechtgläubigkeit sein Bewenden hätte! Allein das ist keineswegs der Fall. Missionsgesellschaften, die sich begnügen ihre Sendboten auf jene allgemeinen Grundzüge protestantischer Orthodoxie zu verpflichten, wie z. B. die große amerikanische, die Londoner, die Basler u. a., gelten immer noch als verhältnißmäßig liberale, als unionistisch gesinnte, als solche, welche nach den Einen das Prinzip „evangelischer Freiheit,“ nach den Andern das einer „beklagens-

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 239.

werthen Bekenntnißlosigkeit" vertreten. Die meisten übrigen Gesellschaften aber fügen ihrem hölzernen Christenthum außer den zwei Beinen: 1) des inspirirten Bibelbuchstabens, 2) der allgemeinen Orthodoxie noch das dritte ihrer speziellen Confessions- oder Sektenorthodoxie unter. Nun muß man aber wissen, daß das Missionswesen bei seinem neuen Aufschwung am Anfang dieses Jahrhunderts unionistische (d. h. allgemein orthodoxe, aber über die speziellen Confessionseigenthümlichkeiten wegsehende) Tendenzen als seinen Schild aushängte; ja noch heut zu Tage hat der Pietismus die Kühnheit, die Anbahnung solch unionistischer Gesinnung der Mission als eines ihrer Hauptverdienste nachzurühmen. Daß die verschiedenen Confessionen und Sekten zu einem großen Werk der Liebe vereint, daß unter dem Einfluß solch weitherzigen Strebens auch nach Innen das Reich Gottes neu aufgebaut und seine Glieder inniger als zuvor in Einem Glauben und Einer Liebe verbunden würden, das wagt mit triumphirendem Blick ein Hoffmann [1], ein Hundeshagen [2], ein Aikman [3], ein Hamilton [4], ja selbst der ehrliche Lücke [5]) als eine der schönsten Seiten des Missionswesens zu preisen. Mochte aber solche Liberalität anfangs auch ernst gemeint sein, so ist sie nachgerade eine bewußte Lüge geworden. Auf dogmatischem Boden erwachsen, konnte solche Union nach innerstem Gesetz nicht anders als sich wieder auflösen und tausendfach zerspalten. Und so geschah es. Gleich nach seinem ersten Entstehen verrieth das pietistische Missionswesen seine wahre Natur dadurch, daß es sich aus dem unionistischen Schooß, in dem es das Licht der Welt erblickte, immermehr loszuringen, von der allgemeinen protestantischen zur besondern Confes-

---

1) Hoffmann, Miss.-Fragen p. 253 ff. u. a. St.

2) Der deutsche Protestantismus p. 248.

3) Aikman, Cyclopedia of Christ. Miss., introduct. dissert. p. 15.

4) Hamilton, Ch. Miss. p. 201.

5) Beiträge zur Missionswissenschaft über die wahre Kirchlichkeit der evang. Miss. 2c.

sions- und Sektenorthodoxie emporzusteigen suchte und so in kurzer Zeit die Zerspaltung der ersten großen Missionsgesellschaften in eine Menge kleinerer und dieser wieder in eine Menge noch kleinerer Sonder- und Parteivereine glücklich zu Stande brachte. Ja, dieser Fortschritt vom allgemeinen zum speziellen Dogmatismus ist schließlich in allen Missionsländern so übermächtig geworden, daß unionistische Gesellschaften, wie die Basler, nur mit großer Mühe diesem allgemeinen Zug der Zeit Widerstand zu leisten vermögen. So sind wir denn gegenwärtig mit ungefähr 45 Missionsvereinen [1]) beglückt, welche über die ganze protestantische Welt zerstreut sind, und von denen kaum zwei mit einander ganz einig gehen, die meisten vielmehr ihre eigene Orthodoxie, ihre eigenen Confessionen und symbolischen Bücher besitzen. Auf diese ihre Bekenntnißschriften aber, als conditio sine qua non alles Heils, müssen sich nicht nur die auszusendenden Missionare, sondern — man höre — selbst die zu ordinirenden indischen und chinesischen Eingebornen durch Namensunterschrift oder mündliches Bekenntniß förmlich verpflichten.

Lassen wir hierüber einen Mann berichten, mit dem es uns um so mehr freut in Beurtheilung dieser Sachlage einig zu gehen, als wir ihm wegen vielfach sanguinischer Auffassung des Missionswesens bisher öfter widersprechen mußten. Hören wir, wie Missionar Mullens sich über diese Angelegenheit in Liverpool äußert: „Ich war,“ erzählt er, „vor einigen Jahren selbst anwesend, als in Calkutta drei ausgezeichnete Eingeborne zum Missionsdienst der freien schottischen Kirche ordinirt wurden. Nachdem die gewöhnlichen Fragen in Betreff ihrer persönlichen Frömmigkeit, ihrer Hingabe an den Kirchendienst und ihrer dogmatischen Ueberzeugungen an sie gerichtet worden waren, wurden sie, wenn ich mich recht erinnere, gefragt, ob sie den Grundsätzen beipflichteten, welche in der Missionsakte von 1843 enthalten sind, in welcher die einheimischen Geistlichen und Aeltesten der freien Kirche ihre

1) Siehe Descombaz II. p. 296 ff. Aikman p. 350 ff.

Verbindung mit der Landeskirche Schottlands auflösten. Ich dachte damals: was haben diese jungen Männer direkt mit diesem Dokument zu thun? Indirekt natürlich geht es sie etwas an, denn sie sind unterrichtet, bekehrt, zu Kirchengliedern aufgenommen und nun ordinirt worden in Verbindung mit diesem Zweig der christlichen Kirche .... Aber warum sollten junge bengalische Christen ihren Glauben von gewissen Verhandlungen abhängig machen, welche in der Geschichte der schottischen Kirche stattgefunden haben? Ein anderes Beispiel: Als ich im Februar 1853 in Tinnevelly war, sah ich dort vier eingeborne Brüder, welche soeben durch den Bischof von Madras zu anglikanischen Geistlichen gemacht worden waren; die ersten aus dieser tüchtigen Schaar, welche seither als Geistliche theils in Tinnevelly, theils unter den Syriern in Travancore angestellt worden ist. Ich vernahm, daß, um sie für ihr Werk vorzubereiten, ihr wackerer Lehrer Herr Sargent mit ihnen einen ähnlichen Curs durchgemacht hatte, wie er für Geistliche in England vorgeschrieben ist; ..... und daß sie überdies genöthigt worden waren, obschon mit einigen zugegebenen Modifikationen, sich durch Namensunterschrift zu denselben Glaubensartikeln zu bekennen, welche von den englischen Geistlichen unterzeichnet werden müssen .....“ [1]).

Es werden somit, wie aus diesen Worten erhellt, indische und chinesische Eingeborne angehalten, hier sich zu einem Aktenstück zu bekennen, das einen rein schottischen Hausstreit zum Ausgangspunkt hat, dort jene 39 Artikel zu unterschreiben, welche aus den confessionellen Kämpfen des siebzehnten Jahrhunderts hervorgegangen, die Grundlage der ganzen steif-englischen Orthodoxie bilden. Auch ward dieses Verfahren, obwohl von zwei Mitgliedern der Liverpooler Conferenz angefochten, von anderer Seite als ein nothwendiges und heilsames aufs Nachdrücklichste in Schutz

1) Liverpool Conf. p. 285 ff.

genommen [1]). Ja es wird damit so streng gehalten, daß, als einmal Eingeborne Indiens durch solch' unevangelischen Gewissenszwang empört, die Unterschrift der englischen Bekenntnißschriften nur mit einem „Inwiefern“ (d. h. in wie fern dieselben mit der heiligen Schrift übereinstimmten) leisten wollten, selbst dieses billige Verlangen ihnen abgeschlagen wurde [2])! Daß in solch bekenntnißtreuem Gebahren die neulutherische Sekte hinter andern nicht zurückbleiben wird, braucht nicht erst gesagt zu werden. In der That werden den Missionsbestrebungen aller lutherischen Vereine die exclusiv confessionellen Bekenntnißschriften als „königlicher Weg der Wahrheit“ zu Grunde gelegt und die Verpflichtung auf dieselben wie den europäischen Missionaren, so auch ausdrücklich den bekehrten Eingebornen zum Gesetz gemacht [3]).

Wie aber alle Missionsgesellschaften sich im Gegensatz zu einander befinden, so sind sie dagegen sämmtlich eins in der Verdammung der wissenschaftlichen Theologie der Gegenwart. „Lieber keine Mission als einen einzigen Puseyten in derselben!“ so hat das Losungswort einst in England gelautet. Aber noch viel entschiedener heißt es jetzt in England wie in Deutschland: „Lieber keine Mission als einen einzigen Hegelianer, einen einzigen Neologen in derselben [4]).“ Mit welch' dummem, von crassester Unwissenheit und lächerlichster Selbstgefälligkeit zeugendem Fanatismus von den Führern der äußern Mission überhaupt über Alles abgeurtheilt wird, was deren engen wissenschaft-

---

1) Liverpool Conf. p. 290.

2) Wiggers, Gesch. d. Miss. II. p. 81.

3) Vgl. hierzu die „Allgemeinen Grundsätze der evang.-luth. Mission zu Leipzig;“ abgedruckt im ev.-luth. Miss.-Bl. p. 337 ff.

4) Hoffmann, Missions-Fragen I. p. 237. Hamilton p. 138 ff. Clarkson p. 139 ff. Proceedings of the Ch. Miss. Soc. 1858 p. 12 ff.

lichen Horizont irgend übersteigt, werden wir noch weiter unten zu urtheilen Gelegenheit haben. Für heute genüge es, in dem Werk der äußern Mission einen Dogmatismus gekennzeichnet zu haben, der mit der Prätension auftretend, den gesammten rechtgläubigen Protestantismus unter einer Fahne zu sammeln, vielmehr zum reinen Gegentheil hievon, zu tausendfacher Zerspaltung und Zerklüftung desselben geführt und zur Befestigung eines jämmerlicheren Confessionalismus beigetragen hat, als solcher selbst im siebzehnten Jahrhundert erlebt worden ist.

Aber wenn nun doch diese verschiedenen dogmatischen Systeme, da sie durch die Natur der Sache einmal so gegeben sind, sich wenigstens in Heidenlanden in christlicher Liebe mit einander vertragen wollten! wenn die verschiedenen Gesellschaften sich doch so brüderlich in ihr Arbeitsfeld theilten, daß alle gegenseitigen Reibungen im Angesichte der Heiden vermieden blieben! wenn sie doch ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten nicht anders geltend machen wollten, als so, daß nach Lücke's[1]) frommem Wunsch aus ihrer Verschiedenheit den Heiden nur um so strahlender der gemeinsame Grund entgegenträte, in dem sie alle eins sind, nämlich Jesus Christus der Lebendige. Ja wenn —, aber die Natur der Sache bringt es mit sich, daß dieses „wenn" eben stets ein frommer Wunsch bleibt. Denn das innerste Wesen des Dogmatismus liegt im Bewußtsein, in einer bestimmten endlichen Form menschlichen Vorstellens die absolute, unfehlbare, alleinseligmachende Wahrheit zu besitzen, wogegen in jeder widersprechenden Form nothwendig nichts als Unwahrheit, in ihrer Verbreitung sittlicher Schade und religiöse Gefahr erblickt werden muß. Jeder Dogmatismus, der aufrichtig und mit sich selbst consequent ist, kann daher nicht anders als streitsüchtig sein; ja er ist dies so nothwendig, daß an einem Menschen, dessen ganze Weltanschauung eine dogmatische ist, Intoleranz und Fanatismus unbe-

1) Lücke a. a. O.

dingt als gute Charaktereigenschaften, als Zeichen von Gesinnungstüchtigkeit anerkannt werden müssen. Eine dogmatische Mission muß folglich, je eifriger sie betrieben wird, desto mehr eine unerschöpfliche Quelle von Streitigkeiten bilden. Es ist dies die wahre Frucht, an der man sie erkennt. Und in der That findet sich diese Frucht auf dem Baum der protestantischen Mission — zu ihrem Lobe sei es gesagt — in unerwarteter Anzahl. Ueberall, wo sie ihren Fuß hingesetzt, verdunkelt sich die Luft von den Geschossen, welche die tapfern Streithelden gegenseitig auf sich abschießen, mehr als einst vor dem Perserheere in den Thermopylen. Von „Zeugnissen des Glaubens", d. h. von gegenseitigen Anklagen, Verketzerungen, Widerlegungen widerhallen alle Länder. Wo irgend zwei Gesellschaften sich berühren, liegen sie sich auch sofort wegen Grenzstreitigkeiten in den Haaren. Die bekehrten Eingebornen aber müssen dabei gewöhnlich die Rolle von armen Lämmern übernehmen, um die Löwen, Tiger und Bären so lange sich streiten, bis sie förmlich in Stücke zerrissen sind. (Oft aber wissen sie auch, wie wir oben gesehen, von solcher Rolle sehr realen Gewinn zu ziehen.) Außer den Herrenhutern, welche allen Dogmatismus in der Liebe zum gemeinsamen Herrn verbrannt haben, sind einzig die liberalen Nordamerikaner, die noblen Londoner und vor Allem unsere ehrlichen Basler Missionare, wie wir hier mit besonderem Vergnügen constatiren, inconsequent genug, ihren Collegen das Beispiel christlicher Verträglichkeit zu geben. Welches Schauspiel aber bieten uns die übrigen Gesellschaften dar! Treten wir demselben einen Augenblick näher.

Da sind vor Allem die Katholiken, gegen welche sich die einhellige Wuth sämmtlicher protestantischer Missionare in allen Theilen des Erdbodens erhebt. Wir haben hier nicht zu untersuchen, wie sich die erstern ihrerseits gegen die letztern benehmen, mit welchen Mitteln sie ihre meisten Bekehrungen bewerkstelligt, wie sie namentlich in Indien die sie anfangs mit offenen Armen

als Beschützer aufnehmenden syrischen Christen durch die Inquisition decimirt und auf's schmählichste unterdrückt haben. Autorität, Verfolgungssucht, Blutdurst sind bisher leider unterscheidende Merkmale nicht der katholischen, wohl aber der römischen Kirche gewesen. Aber welches sind die Verhaltungsregeln, welche ihrerseits die Protestanten, diese Vertreter der freien Forschung, der subjektiven Ueberzeugung, der allgemeinen Gewissensfreiheit, ihren katholischen Glaubensbrüdern gegenüber beobachtet haben? Sind sie überall ihren eigenen Principien getreu geblieben? Haben sie das wirklich Berechtigte und Christliche in der katholischen Confession anerkannt, das Irrthümliche mit Sanftmuth und Milde, wo möglich, zu berichtigen, sich selbst aber und die ihnen anvertrauten Heiden über den einseitigen Gegensatz von Protestantismus und Katholicismus auf den höhern Standpunkt allgemeiner, christlicher Bruderliebe zu erheben gesucht? Auch nicht ein Versuch dazu ist gemacht worden. Dagegen tritt uns überall die schroffste, erbittertste Streitsucht entgegen, mit welcher die Einen die Andern als schlechthin irrend, ungläubig, unchristlich verdammen. Wir stoßen auf die abgeschmacktesten Controversen, welche sich in den lächerlichsten dogmatischen Subtilitäten herumbewegen[1]), auf einseitige Entgegenstellungen, in welchen z. B. die protestantische Lehre mit gutem, die katholische aber mit vergiftetem Brod, jene mit einer ächten, diese mit einer falschen Rupie verglichen, die katholischen Missionare Giftmischer genannt, ihre Irrthümer nur aus Selbstsucht und Geldliebe abgeleitet werden[2]), vom Protestantismus dagegen behauptet wird, er sei auch nicht im Allergeringsten von der Wahrheit abgewichen (!)[3]). Einstimmig lehren alle protestantischen Missionare, daß der Katholicismus schlimmer sei als das Heidenthum[4]), daß durch ihn die

---

1) Church missionary Gleaner 1859 p. 70 ff.

2) Gleaner 1859 p. 98 ff. Church Miss. Record 1852 p. 161.

3) Gleaner 1859 p. 70.

4) Gleaner 1859 p. 98.

Völker von Gott weiter weggeführt würden, als sie vorher gewesen[1]). Katholiken und Christen werden überall als Gegensätze, in China selbst dem Namen nach als Anhänger zweier ganz verschiedener Religionen aufgeführt[2]). Katholicismus ist eine bestimmte Form des Antichristenthums[3]). Er ist eine Apostaten-Kirche, eine blutbefleckte Carikatur des Christenthums, eine Feindschaft wider Christus. Er ist Babel, der falsche Prophet, der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens, der rechte Flügel des Teufels, das Thier[4]). Er ist dies so entschieden, daß nach einer berühmten Autorität für seine Bekehrung nicht einmal gebetet, sondern einzig seine schnelle und gänzliche Ausrottung herbeigefleht werden darf[5]). Seine Priester und Missionare aber werden mit dem Ehrentitel „Diener des Thiers“[6]), „Sendboten des Teufels“[7]) belegt. Gegen sie werden zu Nutz und Frommen der Eingebornen Indiens und Chinas in diesen Ländern eigene Traktate verbreitet[8]). Fortwährende Grenzstreitigkeiten, gegenseitiges Sichabjagen der erbeuteten Heiden zwischen ihnen und den Protestanten, sind gewöhnliche Erscheinungen[9]).

Ganz ähnliche Reibungen, Proselytenmachereien, Widerstand dagegen und schließliches Aufkünden aller Gemeinschaft fand zwischen den sogenannten syrischen Katholiken und den zudringlichen Anglikanern statt[10]).

---

1) Church missionary Intelligencer 1860 p. 26.
2) Mullens, Results etc. p. 42.
3) Clarkson, the several forms of Antichrist a. a. O. p. 136.
4) Church Miss. Record 1852 pp. 100, 181. Hamilton a. a. O. p. 125, bes. 128. Beleuchtungen der Missionssache 1846 p. 45.
5) Clarkson a. a. O. p. 137.
6) Miss. Reg. 1833 p. 409.
7) Heidenbote 1846 p. 10.
8) Mullens a. a. O. p. 42.
9) Church Miss. Proceedings 1858 p. 110; 1860 p. 89, 90 und sonst häufig.
10) India by Trevor p. 307. Wiggers II. 1858. Proceedings etc. 1860 p. 149.

Dies das Verhältniß zwischen Katholiken und Protestanten. Das ist aber Paradiesesfriede im Vergleich mit demjenigen zwischen den Protestanten unter einander. Welch' Gewirr von Streitigkeiten fällt da in unser Auge, wörtlich ein Krieg Aller gegen Alle! Ein allgemeiner unaufhörlicher Froschmäusekrieg! Da treten vor Allem, vom Kopf bis zu den Füßen geharnischt, die Puseyten auf den Plan und erklären laut vor allen Heiden ihre Mission als die einzig berechtigte, jede andere als ungültig. „Die Streitigkeiten," berichtet Steger, „zwischen den puseytisch gesinnten Missionaren von der Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums und den Dissenters sind so weit gekommen, daß jene einen Traktat herausgegeben und unter den eingebornen Christen (den kaum dem Heidenthum Entrissenen) verbreitet haben, in welchem die Vorrechte der apostolischen Nachfolge, die Alleingültigkeit der kirchlichen Ordination und der Funktionen der kirchlich ordinirten Prediger auseinandergesetzt und die der Dissenters als ungültig erklärt sind. Einige Nationalgehülfen und etwa 80 Hinduchristen, in den Dörfern südlich von Calkutta, sind demzufolge bereits zur Hochkirche übergetreten[1])." Aehnliches berichtet Wiggers[2]). Gleiche Klagen ertönen aus Kleinasien: „Die Drusen, seit langen Jahren den Unterdrückungen ihrer feindseligen Nachbarn ausgesetzt, wandten sich vertrauensvoll an die amerikanischen (presbyterianischen) Missionare. Durch den Todfeind beider, den maronitischen Patriarchen, kam es dahin, daß die Missionare das Land räumen mußten. „„Sie riethen nun den Drusen, indem sie volles Zutrauen in das christliche Wohlwollen eines großen Theils des englischen Volkes setzten, britischen Schutz zu verlangen, in Allem, was ihre bürgerliche und religiöse Bildung betreffe."" Die englische Regierung bot ihnen auch wirklich ihre Protektion an und zwar durch den

1) Die prot. Missionen und deren gesegnetes Wirken, Jahrg. 1843.
2) Geschichte der evangelischen Mission II. p. 86.

Missionar Nicolayson. Die Bedingungen aber, unter welchen solches nach Nicolayson geschehen könnte, waren: die amerikanischen Missionare, ihre erprobtesten Freunde, sollten (ganz nach dem Wunsche des feindseligen Patriarchen) ihre Arbeitsstellen bei den Drusen aufgeben und das Land räumen, um andern, den englischen Missionaren Platz zu machen...... Zum Glück wurde Nicolayson durch persönliche Unterredungen ein wenig umgestimmt zc.[1])" Dafür ertönt nun freilich von anderer Seite der Ruf: „Lieber keine Mission, als einen einzigen Puseyten darin[2])!" und müssen es sich diese sogar gefallen lassen, von ihren Gegnern ebenfalls zu den Antichristen gezählt, eine „gottlose Sekte", eine „pestbringende Ketzerei" geheißen zu werden[3]). Welch' dogmenwüthiger Fanatismus überhaupt die Mission der englischen Hochkirche beherrscht, wird am besten durch die Thatsache bewiesen, daß alle in ihren Dienst tretenden Geistlichen von andern protestantischen Confessionen aufs Neue ordinirt werden müssen[4]), sowie durch die jämmerlichen dogmatischen und kirchenpolitischen Streitigkeiten, welche die Ausscheidung von Rhenius, des besten aller ihrer Missionare, aus dem Verband ihrer Gesellschaft zur Folge hatten[5]).

Nicht geringerer Streit erhebt sich in den Reihen der übrigen englischen Kirchenparteien. Freikirchliche und landeskirchliche Schotten trennen sich um europäisch-kirchlicher Differenzen willen[6]). Die baptistische Mission wird durch einen zehnjährigen innern Kampf zerrissen, der endlich zur förmlichen Ausscheidung der

---

1) Steger a. a. O. p. 8.
2) Vgl. oben Hoffmann, Miss.-Fragen I. p. 237.
3) Hamilton a. a. O. p. 129—131.
4) Aikman, Cyclop. of Church Miss. p. 123.
5) Burckhardt III. 1. p. 199. Wiggers II. p. 81.
6) Wiggers II. p. 95. Ostertag p. 54.

älteren Missionare aus dem Verband der Gesellschaft führt[1]). Die Methodisten aber, wie sie selbst die Christen aller übrigen Kirchenparteien unter die zu bekehrenden Heiden rechnen, werden hinwiederum von diesen „Bollwerke des Satans", „geistige Branntweinhändler", „Verführer", „Schleicher", „Feinde Gottes" genannt, welche aus den Heiden „zweifache Kinder der Verdammniß" machen[2]).

Nun aber die Kleinodien des Christenthums, unsere köstlichen Neulutheraner! Von sämmtlichen Missionen hat die ihrige anerkannter Maaßen am wenigsten geleistet. Eben deßhalb hat sie das gehobenste Selbstgefühl. Wie überall so verkündet sie sich namentlich auch auf dem Gebiet der Heidenbekehrung mit der ergötzlichsten Zuversicht als die einzige, wahrhafte, göttliche Kirche, außer der es nur Sekten- und Menschenkirchen, nur Irrthum und Verfälschung gebe[3]). „Das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit; und dieses Wortes Herrlichkeit wird in seiner ganzen apostolischen Reinheit und Fülle allein durch den Dienst der in unsern Zeiten evangelisch-lutherisch benannten Kirche verkündigt," so ruft Herr Pastor Horning in einer Missionspredigt[4]) und fährt dann weiter fort: „Wo reines Wort und Sakrament ist, da ist allein die Kirche. Die Kirche Gottes hat keine Schwestern. Hinweg denn von allen

---

1) Wiggers II. p. 58. Burckhardt III. 1. p. 172. Aikman, Cyclop. of Ch. Miss. p. 35.

2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 292; 1851 p. 220; 1853 p. 174, 176 ff.

3) Das wagt die Kirche zu behaupten, welche, von allen die einzige, nach ächter Sektirerart und wider den ausdrücklichen Befehl Christi (Matth. 23, 8—10; 1. Cor. 1, 12, 13; 3, 3—5, 21) sich selbst den Namen eines irrenden und sündhaften Menschen zum Brandmal auf die Stirne geschrieben hat. Schon der „Vater der Orthodoxie" (contra Arianos II. p. 308), ebenso Clem. Alex. (Strom. 7, 17) haben es als ein Hauptmerkmal aller Häresie erkannt, sich nach Menschen statt nach Christo zu benennen.

4) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 313.

Menschen- und Sektenkirchen, und hin zu der Kirche, welche durch ihn reich ist an allen Stücken, und welche keinen Mangel hat an irgend einer Gabe, sondern nur noch wartet auf die Offenbarung ihres Herrn. (1. Cor. 1, 4—8.) Siehe da, die Herrlichkeit des ewigen Wortes geoffenbaret an der Kirche des Wortes [1])!.... Evangelisch-lutherische Christen, ahnt ihr, was für Kämpfe dieser Widerstreit noch erregen muß? Ahnt ihr die große Aufgabe, welcher die Mission unserer Kirche nachzukommen hat? O daß unsere Missionare und wir Alle diesem Beruf durch Gnade gewachsen wären! Die lutherische Kirche und ihre Mission sind nicht erst vor dreihundert Jahren an das Licht gekommen; sie waren früher da; denn die lutherische Kirche ist die alte Kirche mit ihrem Wort und Sakramente; daher ist sie auch die wahre, einige, heilige und ewige Kirche, für deren Erscheinung und Sieg das Wort kämpfet; sie ist die Kirche der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wer nun in Christo zum Frieden gekommen, Freudenöl statt Traurigkeit empfangen hat, den fordert das Wort auf, mit der streitenden Kirche zu kämpfen, damit er auch Hallelujah singen möge in Gemeinschaft mit der triumphirenden [2])."

So weit der lutherische Missionsprediger. Gleicht das nicht wie ein Ei dem andern der Lehre von der unfehlbaren Kirche, außer der kein Heil ist? Aehnliches ist aber fast an allen Missionsfesten dieser Sekte zu vernehmen [3]). Hören wir nun,

---

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. a. a. O. p. 316.

2) Ebend. a. a. O. p. 320.

3) So predigt z. B. an einem andern Missionsfeste auch Herr Prof. Philippi aus Rostock: nur die lutherische Kirche besitze den ganzen Trost, alle andern Kirchen nur den halben Trost. Deßhalb sei sie vor allen andern die Kirche der Mission!! Ev.-luth. Miss.-Bl. 1853 p. 287 f. „Unsere Kirche ist allein," behauptet der Berichterstatter der Leipziger Gesellschaft a. 1850, „die Kirche des lautern Bekenntnisses der freien Gnade Gottes in Christo." Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 302.

Eine interessante Zusammenstellung ähnlicher Aeußerungen unglaublichster

wie diese Zwergmission von der Bekehrungsarbeit derjenigen Kirche urtheilt, welche, wie auf diesem Felde, so überhaupt auf demjenigen praktisch-kirchlicher Bethätigung von protestantischer Seite einzig wahrhaft Nachhaltiges gewirkt hat, von der reformirten: „Daß es der bischöflichen Kirche gelingen werde," so lesen wir in demselben Blatt[1]), „das Verderben der alten morgenländischen Kirche zu überwinden, können wir freilich nicht erwarten, da sie bei allen ihren sonstigen Vorzügen vor den übrigen reformirten Kirchen mit diesen dem Worte Gottes den Gehorsam verweigert, und überdies noch den erbbischöflichen Sauerteig nebst andern damit zusammenhängenden Irrthümern hegt. Wäre dies nicht, dann würden auch die Grundsätze bei ihrer Wirksamkeit zum Theil andere sein. Was der Herr durch sie zur Erweckung und Neubelebung einzelner Glieder jener erstorbenen Kirchen thut, wird jedes evangelische Christenherz mit Freuden erfüllen, aber doch mit einer Freude, die wie über die gesammte reformirte Wirksamkeit für das Reich Gottes, mit Furcht und Zittern verbunden ist." Dieses Müsterlein aus vielen mag genügen. Niemanden aber wird es verwundern, wenn ein solch' namenlos bornirter Dünkel auch nach allen Seiten hin anstößt, beißt und gebissen wird. In der That befindet sich die lutherische Mission allenthalben mit allen übrigen Gesellschaften so zu sagen in fortwährendem Kriegszustand. Namentlich sind die bittersten Zänkereien, Eifersüchteleien, gegenseitige Eingriffe und Proselytenmachereien zwischen ihnen und den Anglikanern an ununterbrochener Tagesordnung[2]). Am häufigsten aber wen-

---

lutherischer Selbstüberhebung siehe in Guder's Vorwort zu Schneckenburger's „vergleichender Darstellung des ref. u. luth. Lehrbegriffs" p. XIV.

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 208.

2) Ostertag, Uebersicht der prot. Missionen p. 103. Burckhardt III. 1. p. 244. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 pp. 87, 289, 339, 354; 1853 pp. 49, 76, 77, 169, 203, 234 ff. Calwer Miss.-Bl. 1847 p. 48.

den diese Musterchristen ihre Waffen gegen sich selbst[1]). Das Sprüchwort von den querelles allemandes ist zwar auch sonst berühmt, aber nirgends hat es sich so sehr bewährt, wie auf dem Gebiet der lutherischen Mission. Da ist Alles fortwährend in einem solchen Prozeß der Zersetzung, der Divisionen und Subdivisionen begriffen, gewöhnlich wegen der albernsten doktrinären Seifenblasereien; da ist Alles von solch' wirrem Geist der Ungefügigkeit, der Insubordination und steifköpfigen Rechthaberei beherrscht, daß falls sich im deutschen Volk nicht glücklicher Weise ein gesunderer Sinn voraussetzen ließe als unter seinen theologischen Leitern, selbst der begeistertste Republikaner begreifen müßte, daß unsere lieben Nachbarn jenseits des Rheins eines väterlichen Regiments von Gottes Gnaden wenigstens in nächster Zeit noch kaum werden entrathen können. Aus vielen Beispielen möge genügen folgende anzuführen.

In Berlin hatte der fromme Pastor Jänike (a. 1800) die Gründung einer Missionsanstalt unternommen, welche bis in die Zwanzigerjahre der hauptsächliche Mittelpunkt aller dortigen Missionsbestrebungen blieb. Als aber in Folge eines Aufrufs aus der Feder Dr. August Neander's der Eifer für das Missionswesen in jener Stadt einen neuen Aufschwung nahm, erwachte der Gedanke, sich zu einer neuen selbständigen Gesellschaft zu constituiren. Auf einen höhern Orts ausgesprochenen Wunsch aber suchte man dies anfangs im Anschluß an die bisherige Jänike'sche Anstalt zu thun; was um so natürlicher war, als die Errichtung zweier Anstalten in derselben Stadt weder durch besonders reichliche Hülfsquellen noch durch andere entscheidende Gründe geboten war. Allein kaum war Jänike gestorben und sein Institut in neue Hände übergegangen, so löste sich die eben erst angebahnte Verbindung wieder auf, und aus einer Gesellschaft wurden zwei:

---

1) Vgl. über ihr gegenseitiges Einvernehmen in Indien Ev.-luth. Miss.-Bl. 1859 pp. 220, 303—336.

1) die frühere von Jänike, jetzt unter Rückert's Leitung stehende, 2) die eigentliche, neuentstandene Berliner unter dem Einfluß von Neander, Strauß, Goßner u. A. Glücklich, wenn es bei dieser Spaltung geblieben wäre! Aber kaum war sie erfolgt, so erhoben sich neue Differenzen im eigenen Schooß der beiden selbständigen Vereine. Vorerst allerlei endlich zu förmlichem Bruch und Austritt führende Mißhelligkeiten zwischen Rückert und manchem seiner eigenen Zöglinge wegen Confessions- und Ordinationsfragen. Dann langjährige Streitigkeiten in der andern Gesellschaft theils ebenfalls wegen dogmatischer Fragen, theils wegen Missionsmethode, Missionserziehung, ja selbst wegen des Baues eines Missionshauses und ähnlicher Dinge. Und siehe, solche Angelegenheiten, die in jeder etwas republikanisch gesinnten Versammlung, unter allen ein wenig an Selbstregierung gewöhnten Männern durch einfachen Mehrheitsbeschluß entschieden worden wären, führten dort zum förmlichen Austritt Goßner's und eines anderen Mitglieds, und zur abermaligen Spaltung der Gesellschaft in zwei, so daß aus der ursprünglichen einen nun glücklich drei solche in derselben Stadt geworden waren. Aber auch daran war's noch nicht genug. Neue Lostrennungen erfolgten selbst unter den treugebliebenen Mitgliedern und Hülfsvereinen. „Um der confessionellen Reibungen willen," schreibt Ostertag[1]), „kam man theils unter sich, theils mit mehreren Hülfsvereinen in Zwiespalt. Die strenglutherische Strömung gewann immer mehr Kraft, und man glaubte derselben Schritt für Schritt sich hingeben zu müssen, bis es in der neueren Zeit dahin gekommen war, daß die Gesellschaft sich auf die Seite der ausschließlich und streng lutherischen Partei schlug und dadurch alle diejenigen abstieß, die den Missionsbestrebungen einen freieren, evangelischen Charakter bewahrt wissen wollten. Unter diesen inneren Reibungen und äußeren schweren Erfahrungen

1) Ostertag, übersichtliche Geschichte der prot. Miss. p. 75.

konnte freilich die Gesellschaft keinen gedeihlichen Fortgang nehmen, was um so mehr zu bedauern ist, da so schöne und edle Kräfte für eine großartige Missionsthätigkeit dort zur Hand wären."

Daß ein solcher Zustand der Dinge nicht ohne Einfluß auch für die ausgesandten Missionare unter den Heiden bleiben konnte, läßt sich denken. In der That meldet Ostertag von derselben Gesellschaft: „Unter ihren Sendboten brachen wiederholt tiefgreifende Zwistigkeiten und Zerwürfnisse aus, die den ganzen Bestand ihrer Mission gefährdeten, und mehrmals geschah es, daß auch die Missions-Superintendenten, welche mit großen Vollmachten zur Schlichtung der Streitigkeiten ausgesandt wurden, durch allerlei Mißgriffe das Uebel nur vermehrten [1])."

Ein fast noch reichlicherer Schooß des kleinlichsten und verwickeltsten Dogmengezänks war die norddeutsche Missionsgesellschaft. Ursprünglich aus reformirten und lutherischen Mitgliedern bestehend, wurde sie durch die confessionelle Frage natürlich ebenfalls bald getrennt. Indessen kam nach langen Verhandlungen endlich ein Vergleich zu Stande, durch welchen die augsburgische Confession als gemeinsame Grundlage für die Mission anerkannt und in Betreff der Lehre vom heiligen Abendmahl eine überaus diplomatisch gehaltene Erklärung in 6 Punkten aufgestellt wurde, welche alle streitigen Punkte umgehend nur das Gemeinsame in beiden Lehren betonte. Der Streit schien geschlichtet und sollten endlich zwei Missionare nach Neuseeland geschickt werden. Unglücklicher Weise aber war der eine in einer lutherischen, der andere in einer reformirten Kirche ordinirt worden. Da bricht abermals Zetergeschrei in Zions Mauern aus. Beide Missionare sind zwar gut orthodox, beide nehmen die Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Abendmahl unbedingt an. Aber das genügt keineswegs. Um wilde Neuseeländer mit Erfolg bekehren zu

1) Ostertag a. a. O. p. 74. Vgl. auch Wiggers I. p. 198 ff.

können, muß überdies geglaubt werden, daß im Abendmahl der Leib des Herrn nicht nur von den Gläubigen, sondern auch von den Ungläubigen gegessen werde, muß die Concordienformel unterschrieben, muß ausdrücklich anerkannt werden, daß die reale Vereinigung der menschlichen und göttlichen Natur in Christo nicht anders als vermittelst der tria genera communicationis idiomatum — forsche Leser dem Sinn dieser geheimnißvollen Worte nicht weiter nach — habe stattfinden können, und zwar dieses Alles, um — Neuseeländer zu bekehren, die nicht fünfe zählen können. Kurz Zetergeschrei erhebt sich in Zions Mauern. Anträge werden gestellt, Kommissionen niedergesetzt, langjährige Verhandlungen angesponnen. Endlich wird die oben erwähnte Vermittlungsakte aberkannt, und um des lieben Friedens willen geben die Reformirten zu, als allgemeine Grundlage einfach die Augsburgische Confession, nicht etwa in ihrer spätern (etwas veränderten) Ausgabe, sondern invariata und als Lehrbuch für die Heiden den lutherischen Katechismus (sic!) annehmen zu wollen. Ueberdies wird ausgemacht, daß die Ordination der Missionare künftig nur an solchen Orten stattfinden solle, wo eine Verpflichtung auf die Augsburgische Confession und zwar allein auf diese üblich sei — nämlich einzig zu Stade. Das scheint, hätte den Lutheranern endlich genügen sollen. Keineswegs! „Daß indessen," so berichtet Wiggers weiter [1]), „nicht alle Bedenken beseitigt sind, weder auf lutherischer, noch auf reformirter Seite, ist gewiß. Die Lutheraner werden, abgesehen davon, daß für eine große Anzahl derselben damit ein ansehnlicher Theil ihrer Bekenntnißschriften in Ansehung der Mission nicht in seiner Vollständigkeit geschützt und aufrecht erhalten wird, immer befürchten müssen, daß die Anerkennung der Augsburgischen Confession auf Seiten der Reformirten nur mit einem gewissen Vorbehalt stattfinde, indem eine

1) Wiggers I. p. 223.

unbedingte Anerkennung und mit der lutherischen einstimmige Auslegung mit der Reformirten Eigenthümlichkeit nicht vereinbar und verträglich erscheint, so lange sich diese in ihrer Verschiedenheit von der lutherischen behaupten will; die Reformirten aber werden die Annahme der unveränderten Augsburgischen Confession ohne eine die Auslegung derselben limitirende reformirte Bekenntnißschrift für ein das Wesen ihrer Gemeinschaft beeinträchtigendes Zugeständniß halten, welches überdies ohne hinlängliche Legitimation gemacht worden ist; beiden aber wird es klar werden müssen, daß es ein Widerspruch sei, die Lehre unter den Heiden auf einem Unionsgrund zu erbauen, welchen man daheim nicht als solchen gelten zu lassen vermag, und daß die ausziehenden Boten weder von der einen, noch von der andern Kirchengemeinschaft im vollen Sinne des Wortes als die ihrigen angesehen werden können. Fortwährend enthalten sich daher mehrere deutsche Missionsvereine, z. B. der Möllen'sche, aus confessionellen Bedenken der Theilnahme an der Gesellschaft, und aus demselben Grunde hat das Consistorium des Herzogthums Lauenburg sämmtlichen ihm untergebenen Geistlichen untersagt, sich an dem Vereine der Stadt Lauenburg als Committeemitglieder zu betheiligen." Kurz, der Streit brach immer wieder aus. Im Jahr 1846 meldet Ostertag [1]), „kam man zu dem Beschlusse, auch im westlichen Afrika eine Mission zu beginnen, was denn auch im folgenden Jahr zur Ausführung kam. Allein immer wieder brach die alte Fehde aus. Etliche von den edelsten und thätigsten Mitgliedern der Gesellschaft mahnten an die große Aufgabe der Mission, „„den Heiden vor Allem den Heiland zu bringen““ und die kirchliche Lehrform nicht in den Vordergrund zu stellen; aber die strenglutherischen Vereine lösten sich einer nach dem andern ab, und im Jahr 1850 schien die norddeutsche Missions-

1) Ostertag a. a. O. p. 80.

gesellschaft ihrer völligen Auflösung anheim zu fallen. Denn zu diesen confessionellen Kämpfen kamen auch noch Zerwürfnisse zwischen den Zöglingen und dem Inspektor, die dahin führten, daß schon 1849 die Anstalt in Hamburg aufgehoben und die Zöglinge dem Pastor Harms in Hermannsburg zur Ausbildung übergeben wurden. Die finanzielle Bedrängniß erhöhte die Verlegenheit und Mißstimmung; der bisherige Inspektor trat von seinem Amte ab, die Mission in Indien wurde aufgehoben. Der Bestand der ganzen Gesellschaft hing nur noch an einem Faden. Da waren es die Missionsfreunde in Bremen, — dieselben, welche gegenüber der streng confessionellen Partei immer den freieren evangelischen Standpunkt zu behaupten gestrebt hatten, welche nun die Sache der Gesellschaft im Vertrauen auf Gottes Segen in die Hände nahmen."

Ich könnte diese Beispiele noch bedeutend häufen. Ich könnte erzählen, wie ähnliche und noch erbärmlichere Streitigkeiten aus Anlaß des Missionswesens unter den deutschen Theologen in Nordamerika ausbrachen [1]). Ich könnte an die Spaltungen erinnern, welche letzthin selbst in der exclusiv lutherischen Leipziger Anstalt auf die bloße Befürchtung einzelner Missions-Zöglinge hin entstanden, daß ihr Seelsorger in einem gewissen Fall bei einem unirten Prediger das heilige Abendmahl zu genießen vielleicht bereit sein möchte [2]). Ich könnte auf die ärgerlichen Zerwürfnisse hinweisen, welche sich nach allerneuesten Berichten selbst inmitten der autokratisch regierten Harms'schen Mission erhoben haben [3]). Ich könnte endlich all der erbaulichen Verhandlungen gedenken, welche innerhalb der mit dem Missionswesen so innig verschwisterten Bibelgesellschaften bald um der bekannten Apokryphenfrage, bald

---

1) Wiggers I. p. 145 ff. Ostertag p. 58 ff.
2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1859 pp. 11 ff. 58 f. 181, 214 fl.
3) Prot. Kirchenzeitung 1861 Nr. 35.

um der Uebersetzung eines einzigen Wortes willen die tiefsten Spaltungen erzeugten [1]). Doch der Leser wird an den erwähnten Beispielen genug haben.

Nur so viel sei noch bemerkt: all' diese Streitigkeiten greifen so tief in die gegenseitigen Beziehungen der Missionare unter einander ein, daß einzelne derselben, wie Dr. Barth in Paris bezeugte, den andern die Kanzel versagen, mit einander zum Tisch des Herrn zu gehen sich weigern [2]), daß sie sich, wie vorgekommen, gegenseitig ihre Kapellen zerstören [3]), ja daß oft, wie Dr. Graul andeutet, selbst die Pflichten der Gastfreundschaft um des verschiedenen Bekenntnisses willen außer Acht gesetzt werden [4]). Man beurtheile ein solches Benehmen. Unter der glühenden Sonne Indiens, auf Wanderungen, wo oft Tagereisen weit kein Unterkommen zu finden ist, in einem Lande, wo der wildeste, ungesittetste Paria seinem Feinde ein Nachtlager nicht abschlagen

---

1) Die dogmatisch so äußerst wichtige Frage, ob das griechische Wort βαπτίζω mit „taufen," oder mit „untertauchen" wiedergegeben werden solle, hatte die Trennung der baptistischen von der allgemeinen amerikanischen Bibelgesellschaft zur Folge. Wiggers I. p. 148.

2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1853 p. 75 f.

3) Conférence de Chrétiens évangéliques à Paris etc. p. 279. Calwer Miss.-Bl. 1847 p. 48.

4) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 302. „Daraus werden Sie abnehmen können, wie weit unsre beiderseitigen theologischen Anschauungen auseinander gehen und es wird Sie daher gewiß freuen, zu hören, daß wir trotzdem die allerliebevollste Aufnahme gefunden haben. Glauben Sie ja nicht, daß sich das in diesem Lande, wo der reisende Europäer der Gastfreundschaft so sehr bedarf, von selbst versteht. Unter den Missionaren verschiedenen Bekenntnisses wenigstens scheint es sich keineswegs überall von selbst zu verstehen." Daß es in letzter Zeit endlich gelungen ist, auf den blauen Bergen, in Calkutta und Liverpool einige Conferenzen zwischen Missionaren verschiedener Denominationen zu Stande zu bringen, muß als eine rühmliche Ausnahme von der Regel anerkannt werden, aber eben das große Aufheben, das von denselben gemacht wurde, beweist am deutlichsten, wie wenig solch' friedliche Stimmung das bisher Gewöhnliche war.

würde, wo die Gastfreundschaft von allen Pflichten als eine der heiligsten gilt, da wird sie von einem Verkündiger der christlichen Liebe dem andern versagt, um nichtiger Streitfragen willen, wie z. B. auf welche Weise die Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Abendmahl zu denken, nach welchem Ritus, um gültig zu sein, die Taufe eines Eingebornen oder die Ordination eines Geistlichen vorzunehmen sei. Man stelle sich diesen Zustand der Dinge lebhaft vor Augen, man denke sich die Wirkungen, welche dessen Anblick auf das Urtheil der Heiden ausüben muß[1]), und man rufe sich in Erinnerung, daß diese nämlichen rohen Streithämmer es sind, welche sich selbst stets als die vorzugsweise „Gläubigen“, als die „Bekenntnißtreuen“, als die „Auserwählten des Herrn“ ausgeben, alle diejenigen aber, welche, gerade um der lebendigen Anbetung Christi mehr Raum zu schaffen, das eitle Dogmengezänk entfernt wissen wollen, überall als die „Ungläubigen“ verschreien. Man vergegenwärtige sich dieses Verhältniß: wahrlich, wem steigt nicht das Blut zu Gesicht in heiligem Unwillen über diese eifernden Pharisäer, welche mit ihrem Proselytismus die Gemeinde des Herrn zu einigen vorgeben und sie mehr zertrennen, zerspalten und vor den Heiden bloßstellen, als je eine Kirchenpartei es vor ihnen gethan; über diese süßlichen Heuchler, welche stets den Namen Jesu auf den Lippen tragen, aber von seinem Geist im Wandel überall das Gegentheil zeigen, sich selbst richtend nach dem altchristlichen Wort: „Wo Streit und Zank ist, da wohnt nicht der Geist des Herrn![2])“ über dieses mörderische Geschlecht, das stets in Thränen schwimmt über die einstigen Marter- und Todeswunden des Herrn und mit deren herzbeweglichen Schilderung sich Weihrauch sammelt, Ehrenstellen erjagt, den Bauch füllt, aber mit seiner unchristlichen Streitwuth

1) Man vergleiche Aeußerungen der Heiden, wie z. B. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 305; 1853 p. 77 rc.

2) Ign. ad Philod. VIII.

den wahren, gegenwärtigen Christus selbst viel grausamer kreuzigt, zertheilt und zerfleischt, als die alten Pharisäer es irgend gethan! O, wer möchte nicht bittere Thränen weinen, wenn er lebhaft sich vor Augen hält das herrliche, lebenswarme Bild des Erlösers, wie es aus den Evangelien so herzgewinnend zu unserer Seele spricht und damit vergleicht Ihn, wie er heutzutage von geistlosen Buchstabenknechten, die sich seine Jünger nennen, mißhandelt, verunstaltet und — zum Dank für seine Todesliebe — bei Seite geschoben wird für eine aus bunten Lappen zusammengesetzte Maske, die statt seiner der betrogenen Menge zur Anbetung dargereicht wird! O, müssen mit dem Auferstandenen ewig auch seine alten Feinde auferstehen und schlauer als das erste Mal sich in die Gestalt seiner Auserwählten verwandeln? Wird nicht bald die Stunde schlagen, wo Er all' die Fesseln, in die menschlicher Aberwitz ihn gelegt, brechen wird mit Macht, und wo vor seinem gottoffenbarenden „Ich bin's!" das unheimliche Gelichter winselnd zu seinen Füßen fallen, winselnd in die Nacht zurücksinken wird, aus der es in der trübsten Stunde der Menschheit empor gestiegen?

„Zieht aus von Babel mit fröhlichem Schall, denn der Herr hat seinen Knecht Jakob erlöst," so hört' ich einst einen Missionar predigen. Aber wo ist Babel, als in jenem Werk, in dem Götzendiener des Buchstabens sich ihr stärkstes und stolzestes Bollwerk gegen den lebendigen Christus meinen errichtet zu haben, wo anders als im Werk der dogmatischen Mission? Dogmen haben sie da zu Stein und Bekenntnißschriften zu Kalk genommen und gleich jenen Alten gesprochen: „Wohlauf, lasset uns eine Stadt und Thurm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen. Aber der Herr sprach: Wohlauf, lasset uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß Keiner des Andern Sprache vernehme. Also zerstreuete sie der Herr von dannen in alle Länder, daß

sie mußten aufhören die Stadt zu bauen." 1. Moses 11, 3—8.

Wir brechen ab. Wir glauben an dem Beispiel der äußern Mission dargethan zu haben, daß der Pietismus trotz all' seines Geredes von „überwundener todter Rechtgläubigkeit", „geistvertieftem", „liebedurchhauchtem" Christenthum, nach einem Gesetz, das wir am Ende dieses Theils näher zu untersuchen haben werden, in das Formelwesen und Schulgezänk der alten Orthodoxie viel tiefer gesunken ist, als diese selbst jemals darin befangen war. Wir meinen berechtigt zu sein, den „Dogmatismus und die Streitigkeiten", wie die Ueberschrift dieses Kapitels andeutete, als das zweite Hauptmerkmal des neuern Pietismus zu bezeichnen.

Drittes Kapitel.

Transcendenz und Taktlosigkeit.

Transcendenz und Taktlosigkeit sind Correlatbegriffe. Transcendenz als Weltanschauung [1]) ist die Taktlosigkeit d. h. die Inkongruenz, die Vermittlungs- und Anknüpfungslosigkeit des

1) Die Ausdrücke „Transcendenz" und „Immanenz" — wohl die einzigen gelehrt-theologischen, welche in dieser Arbeit vorkommen werden — verlangen für den Nichttheologen eine kurze Erläuterung. Unter „Transcendenz" versteht man im Allgemeinen diejenige Weltanschauung, welche sich Gott, ohne seine Gegenwart im Diesseits gänzlich auszuschließen, doch hauptsächlich als den Jenseitigen, geistig (und consequenter Weise local) Ueberweltlichen denkt, und im Zusammenhang damit seine Wirkung auf die Welt als eine von den Gesetzen der Natur und des Geistes unabhängige, d. h. willkürliche, vorzugsweise wunderbare, die ge-

Handelns, auf Gott und sein Verhältniß zur Welt übergetragen. Taktlosigkeit ist aber nichts Anderes als die Transcendenz, in der sich das Benehmen eines gewissen Menschen zu der ihn umgebenden Gesellschaft verhält. Dies zeigt sich schon im profanen Leben, besonders deutlich aber in der pastoralen Wirksamkeit eines Geistlichen. Betrachtet ein solcher Gottes Weltregierung gewissermaßen als einen großen Wunderarm, der unabhängig von gegebenen Gesetzen und Ordnungen aus einer jenseitigen Welt fortwährend in die diesseitige willkürlich schaltend hineingreife, und schaut er dem entsprechend auch im Christenthum nicht eine herrliche Pflanze, die aus dem Boden natürlich-historischer Entwickelung emporgesprossen, sondern ein Wundergewächs, das eines Morgens wurzellos vom Himmel zur Erde herniedergesandt worden, um daselbst eine Zeit lang eine künstliche Existenz zu fristen und einst ebenso wunderbar in den Himmel zurückgenommen zu werden: dann wird auch seine pastorale Wirksamkeit, so weit sie das reine Produkt seiner theoretischen Ueberzeugung ist,

---

wöhnliche Naturordnung nach Belieben durchbrechende vorstellt. Mit „Immanenz“ dagegen pflegt derjenige Standpunkt bezeichnet zu werden, von welchem aus zwar eine gewisse Jenseitigkeit Gottes für den natürlich-beschränkten Menschengeist nicht geläugnet, wesentlich und principiell aber Gott als der Innerweltliche, das ganze Universum lebendig Erfüllende, seine Weltregierung aber folgerichtig als eine ewig geordnete, gesetzmäßige, die von ihm selbst gewirkte Naturordnung nirgends durchbrechende gedacht wird. Beide Standpunkte schließen sich keineswegs völlig aus. Zwischen beiden gibt es auch eine Menge (freilich meist inconsequenter und unklarer) Vermittelungen. Mit diesen haben wir es indessen hier nicht zu thun, ebensowenig mit deren praktisch-theologischen Consequenzen, wie sie hauptsächlich in der sogenannten „Vermittelungstheologie“ eines Neander, Ullmann, Lücke ꝛc. ihren Ausdruck gefunden haben. Worauf es sowohl im Allgemeinen in der Theorie, als insbesondere hier in deren praktischer Anwendung ankommt: das ist die Frage, wohin das bewegende Princip, der Schwerpunkt des ganzen Systemes falle, ob in die Anschauung des inner- oder des überweltlichen Gottes. Es ist unmöglich, daß die Wirksamkeit eines Mannes, dessen Handeln einigermaßen durch's Denken bestimmt zu werden pflegt, von der Annahme des einen oder andern jener Standpunkte gänzlich unberührt bleibe.

nicht frei von Taktlosigkeit, in letzter Consequenz von stürmendem Fanatismus bleiben können. Seinem Gotte gleichend, wird er nicht in liebender Demuth mitten in seiner Gemeinde wurzeln, von unten herauf, sondern pfälzischen und neulutherischen Geistlichen ähnlich, von oben in die Gemeinde hinein (wohl auch sich selbst aus der Gemeinde heraus) regieren. Umgekehrt wird ein Theologe, der sich zwar Gottes ewiges Wesen als über alles Irdische unendlich erhaben, aber seine Wirksamkeit auf die Welt als mit dieser selbst in organischer Beziehung denkt, nicht anders können, als bei aller entschiedenen Wahrung des Göttlichen, als des unbedingt Geltenden, dennoch sorgsam all jene gegebenen Verhältnisse und Anknüpfungspunkte ins Auge zu fassen, welche das Göttliche selbst sich als seine Entwicklungsmomente gesetzt hat. Immanenz ist Liebe; Liebe aber wird weise machen.

Daß freilich dieser Einfluß des theologischen Standpunktes auf die praktische Wirksamkeit eines Geistlichen nicht in jedem Einzelnen zu verfolgen ist, daß mancher sogenannte „Transcendente" aus angeborner Milde, Weisheit oder auch Menschenfurcht in der Praxis anknüpfend, ja oft sehr anknüpfend zu verfahren weiß, mancher „Immanente" dagegen durch Charakter transcendent d. h. schroff, taktlos, fatisch ist, das ausdrücklich versichern zu wollen, wäre eine Beleidigung gegen den Leser [1]). Im Großen und Ganzen aber, in den verschiedenen theologischen Richtungen läßt sich dieser innere Zusammenhang zwischen den beiden Begriffen sehr wohl ver-

1) Wenn dem Verfasser dennoch, vielleicht weil er diese Clausel der beschränkten Zeit wegen nicht weitläufig genug hat anbringen können, ein Votum im obigen Sinn an einer schweizerischen Predigerversammlung so sehr hat verübelt werden können, so weiß man wahrhaftig nicht, worüber man sich mehr verwundern soll, ob darüber, daß jener eigentliche Grundgedanke, jener Nerv- und Knotenpunkt, von dem bei Beurtheilung „des Einflusses des theologischen Standpunktes auf die praktische Wirksamkeit des Geistlichen" ausgegangen werden mußte, in den betreffenden Referaten und Voten so gänzlich übersehen, oder darüber, daß es einmal berührt, von mancher Seite so sehr mißverstanden werden können.

folgen. Um von den neulutherischen, puseytischen und ultramontanen Donquixoten der „Amtswürde" zu schweigen (wo im niedern Dualismus zwischen Amt und Gemeinde sich stets der höhere zwischen Gott und Welt wiederspiegelt), sehen wir diese Consequenz nirgends so scharf hervortreten, wie in der Missionspraxis der protestantischen Glaubensboten [1]). Haben wir oben in deren ganzer Weltanschauung als tiefsten Grund eine Transcendenz gefunden, welche bis zum äußersten, manichäischen Dualismus fortgeht, so werden wir uns nicht verwundern, in der praktischen Bethätigung dieses Standpunktes einer Taktlosigkeit, einem unweisen, zudringlichen, alle gegebenen Verhältnisse hochmüthig übersehenden Benehmen, ja je mehr jene Transcendenz sich zum eigentlichen Dualismus erweitert, einem zornmüthigen, nach Feuer und Schwert rufenden Fanatismus zu begegnen, der an Lieblosigkeit hinter dem muhamedanischen, wie wir sehen werden, keineswegs zurücksteht. Wie im Dogmatismus die theoretische, so erblicke ich aber gerade in diesem unchristlichen Stürmen und Drängen die praktische, die eigentliche Hauptursache, der das vollständige Mißlingen der bisherigen protestantischen Bekehrungsarbeit zuzuschreiben ist. Eben deßhalb muß ich meine Leser bitten, diesen wichtigsten Theil meiner Kritik mit etwas weitläufigeren Schilderungen und Auszügen aus der Missionsliteratur beleuchten zu dürfen.

Um sich vorerst den Uebergang von Dualismus zu Takt-

---

1) Wenn dagegen die katholischen Missionare der dualistischen Weltanschauung entgegen, die bei ihnen nicht minder als bei den Pietisten zu Grunde liegt, oft sehr vermittelnd zu Werke gehen, so hängt dies aufs Genaueste mit der Immanenz Gottes und der Welt zusammen, durch die bei den Katholiken in der „Kirche" jener Dualismus als aufgehoben gedacht wird. Je äußerlicher und mechanischer diese kirchliche Immanenz vorgestellt wird, desto unwahrer, leichtsinniger und gewissenloser auch geschieht in der Regel das Geschäft der Bekehrung, wovon namentlich die jesuitischen Missionare in Indien und China schlagende Beispiele sind.

losigkeit und Schroffheit klar zu machen, rufe man sich nochmals die oben dargestellte Ansicht des Pietismus vom Wesen des Heidenthums, als einer reinen Schöpfung des Satans, in Erinnerung. Dieser Lehre entspricht nothwendig überall das erste Begegnen mit den Heiden. Nicht nur daß jene schmeichelhaften Epitheta, deren wir einige bereits namhaft gemacht, als Einleitung zu fast jeder Missionspredigt den Zuhörern direkt ins Angesicht geworfen werden, nicht nur daß der Lokalgott x oder y seinen Anbetern gegenüber sogleich ein Werk des Teufels genannt[1]), das Heidenthum dem Volke schlechtweg als ein Spiel des Satans[2]), als Teufelsdienst[3]), sogar als Schweinsdienst[4]) erklärt, daß den Heiden von vornherein verkündet wird, ihre Religionssysteme seien durch und durch falsch, unwürdig und böten nicht den allergeringsten Anknüpfungspunkt zum Heile dar[5]); nein, diese eigenthümliche Religionsphilosophie wird nun auch sehr gründlich

1) Heidenbote 1854 p. 101.

2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 174.

3) Miss.-Mag. 1841 III. p. 303.

4) Miss.-Mag. 1843 IV. p. 269.

5) Miss. Registre 1831 p. 363, 368; 1833 p. 148. Vgl. Basler Jahresbericht 1860 p. 54. Miss. Records III. p. 419, 420, 421 etc., besonders aber die vielen Traktate, die in rein negativer Weise das Heidenthum bekämpfen. Als äußerst charakteristisch mag statt vieler andern Fälle folgende Unterredung zwischen einem Missionar und einem buddhistischen Priester citirt werden (aus Miss. Reg. 1820 Juli p. 302):

„Ich fand," so berichtet der Erstere, „daß er (nämlich der Priester) für gegenseitige Anerkennung der verschiedenen Religionen sei, daß er in der That dieselbe Meinung hege, wie viele unsrer weltlich weisen Leute zu Hause, welche glauben, jeder werde selig, der nur aufrichtig in der Religion sei, die er bekennt. Er schien deßhalb meine Gesellschaft etwas zu scheuen, seit ich ihm erklärte, daß Gott keinen Nebenbuhler litte, und daß, wenn unsre heiligen Schriften Recht hätten, die seinigen nothwendiger Weise Unrecht hätten und sein buddhistischer Gottesdienst sündlich und verabscheuungswürdig (abominable) sei, daß dagegen, falls er oder ein einziges seiner Bücher in einem Grade oder einer Hin-

aufs Einzelne angewandt, in demselben Lichte werden den Hindu und Chinesen all' ihre verschiedenen heiligen Gebräuche, Einrichtungen und Ueberlieferungen dargestellt. In diesen etwa primitive Vorstufen fürs Christenthum, getrübte Funken des einen, ewigen, allen Menschen eingebornen Gotteslichtes, Ahnungen, Vorbilder, Hindeutungen auf Christum, überhaupt einen zwar durch tausendfachen Aberglauben entstellten, umhüllten, überwachsenen, aber innerlich dennoch göttlichen Kern anzuerkennen, der durch das Christenthum nicht zu zerstören, sondern zu reinigen und wiederherzustellen wäre, davon sind die protestantischen Missionare überall weit entfernt. Ja, jede solche „Accommodation" gilt ihnen von vornherein als „Abfall von der Wahrheit", als „Zeichen eines schwachen Glaubens", und der Inspektor der Basler Mission z. B. verwirft sie ausdrücklich, indem er einen Missionar, der sich unter dem Beifall der Heiden zu dieser Methode etwas hinzuneigen schien, sehr schonungslos beurtheilt [1]). Das Heidenthum wird allenthalben in Bausch und Bogen als baare Finsterniß behandelt. Das Brahminenthum, dieses immerhin großartige und durch alle Alter ehrwürdige Institut, das alles Urlicht des arischen Stammes, wie in einer (nur zu harten, zum Aufspringen zu spröden) Samenkapsel, verschlossen hält, ist „Satansburg", eine „teuflische Herrlichkeit" [2]).

---

sicht Recht haben, all die unsern von Anfang bis zu Ende erdichtet seien. Es war für mich ein besonders wichtiger Punkt, Anderen diese Erklärung zu machen, so oft sich hiezu ein Anlaß zeigte. **Es scheint mir, ich habe durch dieses Verfahren unter ihnen an Boden verloren.** Dennoch ist es ein großer Gewinn, daß sie über diese Sache die richtige Ansicht haben."

1) Basler Miss.-Mag. 1854 IV. p. 207 ff. Man halte dazu das zelotische Benehmen der Basler Miss.-Committee gegen Miss. Süß, welcher nach zwölfjähriger Arbeit auf der Westküste Afrika's seiner liberaleren und allseitigeren Auffassung des Christenthums wegen plötzlich seines Dienstes entlassen wurde. Vgl. Allgem. kirchl. Zeitschrift von Schenkel 1863 p. 475 f.

2) Heidenbote 1856 p. 33.

Brahminen, Götzendiener, Priester, die auf ihrem Standpunkt mit derselben hartnäckigen Ueberzeugungstreue festhalten, wie der Pietismus einem höhern und reinern Christenthum gegenüber auf dem seinen, sind ebendeßhalb des „Teufels Leibgarden“, „reißende Wölfe“, „wilde Thiere“, „Wasserträger des Satans“ u. s. w.[1]) Eine Stadt, in der viele Brahminen wohnen, ist ein „Hauptteufelsnest“[2]); die Tempel, wo sie ihre Andacht verrichten, sind „verfluchte Orte“[3]). Die Lehre von der Seelenwanderung, die unter einer abgeschmackten Hülle mehr Weisheit birgt, als alle apokalyptischen Träumereien modernster Gläubigkeit zusammengenommen, ist eine „Teufelslehre“[4]). Der religiöse Gebrauch des Badens im Ganges, dessen tiefere Bedeutung im Verlauf der Zeiten ähnlich unsern orthodoxen Sakramentsdogmen in reine Magie ist veräußerlicht worden, ist ein „Weg zur Hölle“[5]). Die Kasteneinrichtung, an die im moralischen Europa mit einem Finger zu rühren, an deren göttlichem Ursprung mit einem Worte zu zweifeln, in frommer Gesellschaft mit dem Aussatze befleckt, wird dagegen in Indien, wo sie von der europäischen nicht dem Geist, nur der Form und dem Grade der Ausbildung nach, verschieden ist, als die Wurzel alles Uebels, als „ein abscheuliches, vernunftwidriges Ding“, als eine „Teufelsfessel“ bezeichnet[6]). Dieselben Protestanten, die in Europa aus dem Königthum von Gottes Gnaden geradezu ein Dogma, aus dem König selbst einen Abglanz Gottes, eine allerhöchste Majestät, einen geistlichen und weltlichen Papst in einer Person gemacht haben; dieselben Gottseligen, für die es auf Erden keinen höhern Genuß gibt, als sich

---

1) Biene 1854 p. 66. Heidenb. 1839 p. 89. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 224. Miss.-Mag. 1853 I. p. 154.

2) Heidenbote 1846 p. 43.

3) Heidenbote 1846 p. 45.

4) Miss.-Mag. 1842 II. p. 221.

5) Miss.-Mag. 1841 I. p. 67.

6) Miss.-Mag. 1853 I. p. 149 ff. Heidenbote 1854 p. 19.

einem Berliner Hofprediger gleich in der Huld irgend eines Mächtigen vor aller Welt Augen sonnen zu können; dieselben Christenbrüder, die in England kein Bibel- oder Missionsfest abhalten können, ohne daß es von einem Lord patronirt, von einem Lord präsidirt, von Lords in Mode und Gesellschaft der Welt eingeführt, fashionable gemacht würde[1]), dieselben Leute werden in Indien nicht müde, auf die Institute, ohne die sie in Europa nicht eine Stunde leben könnten, fortwährend die wüthendsten Angriffe, aus der Aufhebung aller Kastenunterschiede eine Lebensfrage für das Christenthum zu machen. Ja, wer seine Kaste nicht offen brechen, auf das Gebot der Missionare nicht einfach seinen Zopf abschneiden will[2]), wird nicht in die christliche Kirche aufgenommen, oder aufgenommen, wieder hinausgestoßen. Mein Gott, wenn in Europa auf der Schwelle der Tempel jeder Eintretende erst seinen Zopf abschneiden müßte, wie viel Kirchen würden noch gefüllt bleiben!

Mit derselben Schroffheit wie auf das Brahmanenthum, wird der Angriff auch auf alle andern „Teufelsreligionen", auf den Buddhismus, den Dämonencult und den Muhamedanismus gemacht. Was den letztern betrifft, so versteht es sich von selbst, daß Muhamed, dieser wahrhaft große und wenigstens im Anfang seiner Laufbahn gottbegeisterte Mann, der das wahre Christenthum einzig durch Schuld der damaligen Orthodoxen nicht kennen lernte, nach bornirtester alter Geschichtsauffassung fortwährend der „falsche Prophet", der „Lügenprophet"[3]), seine Lehre eine „Lügenreligion", ein „Halt des Teufels", ein „Höllensystem", des „Teufels linker Flügel"[4]), der Koran aber ein „Lügen- und

1) Vgl. hierüber auch Liverpool Conf. p. 62.

2) Miss.-Mag. 1853 I. p. 159.

3) Heidenbote 1851 p. 72. Miss. Reg. 1833 p. 409. Biene 1854 p. 19.

4) Volksbote 1854 pp. 62, 68. Miss.-Mag. 1843 IV. p. 208. Calwer Miss.-Bl. 1846 p. 10. „Freilich sind," so äußert hier der sehr fromme Missionar Krapf, „die Herzen der Muhamedaner felsenhart, und ich möchte beinahe mit

Lasterbuch" genannt wird [1]). Dies Alles vor den Ohren seiner eigenen Anhänger [2]). Dies Alles, ohne im Geringsten so viel Gutes und Göttliches anzuerkennen, was auch in dieser Religion enthalten ist, und wodurch im Orient dem Christenthum jedenfalls mehr Bahn gebrochen wird, als durch alle pietistischen Missionare zusammengenommen. Auch finden wir oft, daß sich Muhamedaner durch manche positive Lehren des Christenthums wirklich angezogen fühlen, daß sie drei Viertel davon als wahr anerkennen und einzig durch das fortwährende Lästern über den Propheten abgestoßen werden [3]).

In der That, man bedenke, daß diese Religionen, deren Lästerung gewöhnlich den ersten Theil der Missionspredigt, gewissermaßen die Grußformel an die Heiden bildet [4]), für diese bisher die einzige Quelle von Allem waren, was sie an religiös-sittlichem

---

Luther (über die Juden) sagen: ein muhamedanisches Herz ist so stark- und stein-, eisen- und teufelhart, daß ihm auf keine Weise beizukommen ist; sie sind Leute zur Hölle verdammt. Es ist kein Zweifel, Muhamed ist des Teufels rechter oder linker Flügel, und ohne Satans Einfluß ließe sich eine solch tiefe Verblendung gar nicht denken. Sie wollen systematisch verloren gehen. Das Kreuz Christi ist ihnen einmal Thorheit. Ich habe mich oft tief betrübt über diese Herzenshärtigkeit; allein ich sage zuletzt immer zu mir selbst: nun ja, wenn sie denn nicht selig werden wollen, so sollen sie auch noch tiefer verdammt sein: sie sollen das Wort Gottes hören, und das soll ihnen ein Geruch des Todes werden, wenn sie es nicht zum Leben haben wollen." Dies die Worte Krapf's, und man verwundert sich noch, daß solch fanatische Gesellen nicht die Männer sind, um Muhamedaner von der Vortrefflichkeit ihres Christenthums zu überzeugen?

1) Biene 1854 p. 19.

2) Journal des Miss. évang. 1829 pp. 329, 341 und die bereits angeführten Stellen.

3) Heidenbote 1851 p. 72, 73 ꝛc.

4) Journal des Miss. évang. 1828 pp. 268, 271 ff. Miss. Reg. 1844 pp. 404, 434 etc. Heidenbote 1850 p. 51. Eine rühmliche Ausnahme machen außer den Herrenhutern und den Londonern namentlich die Missionare des amerikanischen Board und die Baptisten, denen beiderseits heftiges Los-

Leben wirklich besaßen. Man erwäge, daß alle ihre private und öffentliche Sittlichkeit (die nur ein voreingenommener Missionar auf Null reduziren kann 1), ihre ganze Weltanschauung, ihr eigenstes besseres Selbst in jenen Systemen wurzelt, und daß der wahrhaft fromme Heide in seiner Religion oft mehr als mancher Christ in der seinen, eine innere Befriedigung, ein Gefühl von Wahrheit und einen Antrieb zu der größten Aufopferung findet, die jedem Hörenden vernehmlich genug zuruft: et hic Deus est 2), und man beurtheile darnach das Unternehmen der Missionare, den Heiden, ehe diese von positiv christlichem Geiste auch nur die Ahnung haben, all' ihre sittlich-religiösen Fundamente mit einem Male unter den Füßen wegziehen zu wollen 3). Man denke ferner an so viele

---

stürmen untersagt, dagegen Milde, Sanftmuth, geziemende Achtung vor heidnischen Gesetzen und Ceremonien anempfohlen ist. Vgl. Wiggers I. p. 91. Burckhardt III. 1. p. 221 ꝛc. Auch sonst begegnen wir hie und da weisen Warnungen vor solch unklugem Verfahren. Vgl. News of the Churches 1861 Febr. p. 42. Calcutta Conference p. 47. Heidenbote 1852 p. 94, wo der beste aller Baselschen Missionare in Indien, der theologisch gebildete Mögling, besonnenere Grundsätze äußert.

1) Vgl. weiter unten die Urtheile hierüber von Bohlen, Ritter, Wuttke, Petermann ꝛc.

2) Man denke an Männer wie Schakjamuni, Atoka, Akbar; an sittlich erhabene Schriftwerke wie die Bagawadgita und an so manche schöne Züge, wie sie uns selbst aus neueren Missionsschriften, z. B. der Biographie von Hermann Kaundinja u. A. entgegentreten.

3) Unter diesen Gesichtspunkt fallen auch Traktate wie der von Dr. Wilson, Bloßstellung des Hinduismus betitelt, wo alle Menschlichkeiten und sittlichen Schwächen der indischen Götter zur Erbauung der Hindu kurz zusammengestellt sind, oder die Schriften Pfander's gegen den Koran, wo dessen Widersprüche und Blößen gegen seine angebliche Göttlichkeit ins Feld geführt werden. Was sagen dieselben Leute dazu, wenn von „Ungläubigen" gerade auf die nämliche Weise gewisse schlüpfrige Geschichten, gewisse mythische und apokalyptische Bestandtheile der Bibel gegen deren behauptete Inspiration benutzt werden? Warum selbst thun, was man an einem Voltaire, Strauß, Rumpf verdammt?

Beispiele von gebildeten Heiden, welche im Gefühl sowohl des Wahren als des Mangelhaften in ihren bisherigen Ueberzeugungen, wie Thatsache ist, oft Meilen weit zu den Missionaren hineilen, um sich mit ihnen zu gemeinsamem Finden der Wahrheit in Beziehung zu setzen, zwischen beiden Standpunkten Anknüpfungen, Uebergänge zu suchen [1]), und man frage sich: welchen Eindruck muß es auf solch einen aufrichtigen Forscher nach Wahrheit machen, wenn er sich nun plötzlich von einem unwissenden schwäbischen oder schottischen Kapuziner mit der Behauptung empfangen sieht, er sei ein Lügenpriester, ein Satansdiener, all' seine Ansichten seien faul und falsch, er werde ewig in der Hölle schmachten müssen, wenn er sich nicht bekehre, nicht an Christum glaube nach seinen beiden Naturen und mit seinen sämmtlichen Wundern [2]). Man gebe sich doch Rechenschaft, ob ein solches Verfahren, das sich in Europa nicht der geringste Taglöhner gefallen ließe, geeignet sein kann, in Indien und China hochgebildete Brahminen, Mulwi's und Mandarinen zum Christenglauben zu bekehren. Und doch ist es ein Aehnliches, das uns aus sehr vielen Missionsberichten mit der abstoßendsten Härte entgegentritt [3]).

Untersuchen wir aber näher die eigentlich praktische Seite in den gegenseitigen Beziehungen zwischen den Missionaren und den Heiden. Die ersteren können nicht immer warten, bis die letzteren zu ihnen kommen. Um ihnen das Evangelium nahe zu bringen, müssen sie sich meist selbst zu ihnen auf den Weg und in die Häuser begeben. Wie aber geschieht nun solches Aufsuchen? In der

---

1) Miss. Records I. p. 153. Miss. Reg. 1833 Juli. Histoire de l'Inde anglaise II. p. 164 ff. Miss.-Mag. 1843 II. p. 65, 68 rc.

2) Miss. Records I. p. 153 f. Heidenbote 1839 p. 35 f.; 1844 p. 32; 1851 p. 109. Miss. Reg. 1831 p. 371; 1833 pp. 148, 368, 409 etc. Ch. Miss. Records 1856 p. 249. Journal des Missions 1829 pp. 329 ff. 341 ff.

3) Sehr selten sind Ausnahmen wie z. B. die, welche wir in Miss. Reg. 1844 p. 525 f. bei Miss. Noble finden, dessen daselbst dargelegte Grundsätze von viel Weisheit und pädagogischem Takte zeugen.



mehr natürlichen, durch die Umstände geleiteten, oder der mehr gewaltsamen und abrupten Methode dieses Geschäftes, in der mehr äußerlichen, mechanischen, gesuchten, oder mehr innerlichen, organischen Weise, mit der Außenwelt anzuknüpfen, wird sich uns die ganze Weltanschauung des Pietismus aufs Bezeichnendste wiederspiegeln.

Die erste, einfachste, scheinbar sehr natürliche Art, den Heiden das Evangelium zu verkünden, besteht wohl darin, daß der Missionar sich irgendwo auf einen grünen Rasen, unter einen schattigen Baum an der Landstraße setzt und allda den Tag über wartet, bis etwa Wanderer vorüberziehen, mit denen er dann Gespräche einzuleiten und diese auf feine, geschickte Weise vom Irdischen aufs Himmlische überzuführen sucht. Lassen wir, von dieser Art der Heidenbekehrung ein anschauliches Bild zu gewinnen, beispielsweise einen Missionar selbst sprechen [1]:

„Morgens 8 Uhr nehme ich," so schreibt Bruder Müller aus Tschombala, „meinen hölzernen Sonnenschirm, gehe hinaus auf die Landstraße, setze mich etwa 1000 Schritte südlich von unserer Wohnung im Schatten eines großen reichbelaubten Baumes nieder und harre — meine Sache in stillem Gebet dem Herrn befehlend — auf eine Gelegenheit, das Wort des Lebens zu verkündigen. Siehe, da kommen die Brahminen des Weges heran. Sie würden mir gerne befehlen, aus dem Wege zu gehen, damit sie nicht durch mich verunreinigt würden; allein das will sich doch nicht schicken, da die Weißen eben einmal Herren des Landes sind, — und der stolze Brahmine kann nichts machen als selbst aus dem Wege gehen, oder aber er muß es diesmal mit seiner Reinigkeit nicht so genau nehmen. Denn der Europäer ist zwar für den Brahminen ein so unreines Wesen, daß schon seine Atmosphäre verunreinigt; allein wenn man in Indien, wo es jetzt so viele Europäer gibt, seiner verpesteten Atmosphäre ausweichen wollte, so

1) Heidenbote 1851 p. 109.

müßte man geradezu die Welt räumen. Deßhalb bekümmert man sich lieber gar nicht um die Sache, und geht seines geraden Weges fort. Doch der Padre (Missionar) soll nicht ungeschlagen durchkommen! Denn da brummt einer von den vorübergehenden Brahminen: Paschu, Paschu, Paradoschani! Nun, was will wohl das heißen? „„Paschu““ heißt Kuh, und „„Paradoschani““ heißt der größte Sünder. Will nun etwa vielleicht dieser heilige Brahmine sagen: ich sei eine Kuh und dazu der größte Sünder? Nicht doch! Denn die Kuh ist ja so heilig als der Brahmine selbst; also Kuh kann er mich nicht nennen wollen. Er weiß aber, daß wir Europäer zuweilen Kuhfleisch essen, was für den Brahminen ein unerhörter Gräuel ist. Folglich will jener Ausruf sagen: „„Kuhmörder, Kuhfresser, größter Sünder!““ — und damit eilen sie alle mit verächtlichen Blicken an mir vorüber. Nun, was ist da zu machen, als die Sache dem Herrn zu empfehlen! — Bald kommen einige Kamischer, d. h. Sterndeuter, Wahrsager, Tagwähler. Ich frage sie: wo geht die Reise hin? — Sie: Nach Mahe. — Ich: Ist der heutige Tag ein guter oder ein böser? — Sie: Ein guter, gewiß! — Von dieser Antwort nehme ich dann Veranlassung ihnen zu sagen, daß alle Tage gute Tage seien, und fahre fort, über die Lüge überhaupt und ihr lügenhaftes Gewerbe insbesondere, so wie von der Wahrheit Gottes, wie sie in Jesu Christo der ganzen Welt geoffenbaret ist, ausführlich mit ihnen zu reden. Zum Schluß ermahne ich sie, die Sünde und den Dienst des Teufels zu verlassen und zum Heiland der Sünder zu kommen. Sind sie weg, so habe ich vielleicht Zeit (wirklich?), mit stillen Seufzern ihre unsterblichen Seelen dem Herrn, der sie mit seinem Blut erkauft hat, anzuempfehlen. Vielleicht folgen ihnen aber bald einige Nayers nach, d. h. Leute aus der Sudrakaste. Ich frage sie, wohin sie wollen? Sie: Nach Tellitscherry. — Ich: Was für Geschäfte habt ihr dort? — Sie: Wir haben einen Rechtshandel im Gerichtshof. — Ich: Nun das ist schlimm; was ist die Ursache eures Prozesses? — Sie: Es ist wegen eines Erbgrundstücks. — Dies gibt

mir dann Veranlassung, über das ewig gewisse Erbtheil der Heiligen und über den Weg, dazu zu gelangen, sowie über den Richter und das Gericht, vor dem wir einst Alle offenbar werden müssen, zu reden, und ihnen das Heil in Christo eindringlich zu machen. — Sind diese fort, so kommen vielleicht einige Tyer, d. h. Palmweinbauern. Ich frage sie: wohin wollt ihr? Sie: Nach Wadagerry. — Ich: Nun, was gibt's Neues in Wadagerry? — Sie: Wir gehen zu einer Hochzeit. — So habe ich denn abermals Gelegenheit, von einer großen herrlichen Gotteswahrheit zu reden, nämlich von der Hochzeit des Lammes, zu der alle armen Sünder, auch die Hindu, auch die Tyer berufen sind. — Auf diese Weise verleb' ich oft selige Stunden auf der Straße. Oft geschieht es freilich auch, daß mich Niemand anhören will, und oft fühle ich mich auch gar ungeschickt, von den großen Thaten Gottes zu reden."

So weit der Missionar. Wir aber werden zugeben, daß eine derartige Missionsthätigkeit in der That eine sehr aufopferungsvolle und aufreibende ist, indem dabei nichts weniger als alle Thatkraft und Lust zur Arbeit aufgeopfert werden muß, auch es für einen Menschen mit gesunder Denkkraft wohl nichts Aufreibenderes geben mag, als ganze Tage lang im Schatten liegen und mit allen Vorübergehenden nach Methode religiöse Gespräche anheben zu müssen. Auch mag es scheinen, daß diese Methode eine wirklich anknüpfende und zwar eine sehr kunstvoll und fein anknüpfende sei. Ob aber die wahre seelsorgerliche Anknüpfung darin besteht, einzelne Worte oder äußere zufällige Umstände und nicht vielmehr innere Gemüthszustände, Bedürfnisse, Situationen zum Ausgangspunkt für das Höhere zu nehmen, das mag ein jeder meiner Leser selbst beurtheilen. Immerhin scheint diese Methode bei den Pietisten nicht nur in Indien, sondern auch in Europa eine sehr beliebte zu sein [1]).

---

1) Vgl. Heidenbote 1851 p. 81; 1859 p. 65 und fast jede Nummer des Miss. Registre. Diese läppische Anknüpfungsart der Pietisten in ihren Ge-

Ungefähr auf der gleichen Stufe steht die in allen größern Städten Indiens und Chinas von fast allen Missionsgesellschaften adoptirte Praxis, in der Mitte irgend eines volkreichen Stadttheils eine Bude zu miethen und in derselben den Tag über einen Missionar sitzen zu lassen, um den Vorübergehenden Bücher und Traktate anzubieten und dabei religiöse Gespräche anzuknüpfen. „Eine Bude ist in der Stadt errichtet worden," meldet eben ein baptistischer Bericht aus Agra [1]), „zum Verkauf religiöser Bücher und Traktate und es pflegt daselbst Mr. Gregson oder ein eingeborner Prediger den größten Theil des Tages über zu sitzen und sich mit den Vorübergehenden zu unterhalten. Diese Bude befindet sich zwar nicht in einer so günstigen Umgebung, als wir wünschten, und wir trachten eifrig, eine solche an einem Hauptpaß der Stadt zu erhalten, damit sie zum Verkauf der Schriften stets offen sei und ein Missionar beständig da bleibe, um mit Fragern und Andern über Religion zu sprechen." Aehnliches lesen wir in den meisten Jahresberichten der übrigen Gesellschaften und zwar in Betreff Chinas und Indiens. Ja in ersterem Lande werden

---

sprächen deutlich zu machen, mag noch Heidenbote 1859 p. 65 hierher gesetzt werden: „Wenn die Missionare in Indien auf ihre Wanderungen ausziehen, um den umwohnenden Heiden das Evangelium zu predigen, so finden sie in der Regel überall Arbeit. Entweder begegnen sie auf dem Wege einem Wanderer, der einsam seine Straße zieht, den halten sie an, fragen ihn freundlich, woher er komme und wohin er gehe und kommen dann leicht auf die Frage, ob er auch den Weg nach dem Himmel wisse. Oder sie finden Männer und Frauen auf dem Felde beschäftigt; man stellt sich zu ihnen, redet mit ihnen über Saat und Ernte und weiß dann wohl auch ein Wort zu sagen über den göttlichen Samen des Evangeliums und seine selige Frucht. Oder sie treten in ein Dorf und mischen sich unter etliche Gruppen müßiger Leute; da gibt sich wohl Anlaß, von einer Einladung zu reden, die an Alle ergangen sei, und von dem Hochzeitsmahle eines großen Königs, zu dem auch die Krüppel und Lahmen auf den Gassen und an den Zäunen eingeladen seien." Vgl. auch Church Miss. Record 1852 p. 159 f.

1) Annual Report of the Bapt. Miss. Soc. 1860 p. 53.

zu solch gelegentlichen Verkündigungen des Evangeliums nicht nur eigene Lokale, sondern selbst Theebuden und Herbergen benutzt[1]).

Einer andern Form von Missionsthätigkeit begegnen wir in den sogenannten Bazar- oder Marktpredigten. Dieselben sind theils unregelmäßige, theils regelmäßige. Die ersteren gehen in sehr einfacher Weise vor sich. Der Missionar begibt sich nämlich in die Mitte des Marktes (Bazar), wo am meisten Volk ist, oder stellt sich an eine Ecke, wo mehrere Straßen zusammenlaufen, oder auf einen starkbesuchten Spaziergang vor den Thoren der Stadt. Daselbst beginnt er zum Erstaunen des Volkes plötzlich sehr laut aus der Bibel oder einem Traktat zu lesen, bis sich endlich ein großer Haufe neugierigen Volks um ihn gesammelt hat. Ist dieser Zweck erreicht, so fängt der Missionar sammt den eingebornen Gehülfen (Katecheten), die er gewöhnlich um sich hat, dem Volk zu predigen an[2]). Wie man sich leicht denken kann, entspricht dieser originellen Selbsteinführung des Missionars meist auch die Haltung des Publikums. Neben einigen wenigen denkenden Leuten, die aufmerksam zuhören, findet sich gewöhnlich eine Masse muthwilligen Volks ein, das sich um den Missionar wie um jeden andern beliebigen Ausrufer, Marktschreier oder Possenreißer herumdrängt und ihn mit witzigen Einfällen und Spott aller Art in Harnisch zu bringen sucht, oder es sind bigotte Götzendiener, fromme Weiber, Priester, Brahminen u. s. w. anwesend, welche theils schadenfroh solcher Profanirung des Christenthums zusehen, theils mit Geschrei, Schimpf-

---

1) Vgl. über China Proceedings of the Church Miss. Soc. 1860 p. 185. Rheinische Berichte 1858 p. 56 ꝛc.

2) Heidenbote 1852 p. 93 ff.; 1855 p. 97 f. Miss.-Mag. 1854 IV. p. 131, 160; 1841 II. p. 17. Burckhardt a. a. O. III. 1. p. 257. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 220 f.; 1850 p. 263. Calcutta Conference p. 55. Church Miss. Record 1856 p. 13.

reden und verschiedenartigsten Wurfgeschossen die kühnen Prediger in die Flucht zu schlagen suchen. Auch scheinen diese solche Unannehmlichkeiten keineswegs zu fürchten, sondern je größer der Skandal, je lebhafter die Einreden und Angriffe der Heiden gewesen sind, desto triumphirender kehren sie gemeiniglich nach Hause zurück, und desto stolzer ertönen ihre Berichte nach Europa, als über Heldenschlachten, die sie für ihren Gott geschlagen, als über Siegeszeichen, daß es zu „gähren", daß die Wahrheit zu „wirken", daß Satan sich „zum letzten Verzweiflungskampf zu rüsten beginne." Nichts dagegen scheint ihnen unangenehmer zu sein, als wenn das Publikum ihre Expektorationen mit allgemeinem Stillschweigen erwiedert. Ja, sie pflegen in solchem Falle förmlich darauf auszugehen, durch allerlei Possen, komische Zwischenspiele und Ueberraschungen das schweigsame Volk künstlich in Aufregung zu versetzen. An der Missionsconferenz in Calkutta gibt uns hierüber einer der angesehensten englischen Missionare folgende Regeln: „Beim Predigen findet man hie und da eine Versammlung, so gleichgültig und fühllos wie gewisse Statuen. Dies ist, was ich vor allen Dingen am meisten verabscheue. Sie schweigen still, sie widersprechen nicht, und das mag einem Neuling sehr gefallen; er geht nach Hause und schreibt vielleicht in sein Tagebuch: „„große Versammlung, sehr aufmerksam, kein Widerspruch; möchten die empfangenen Eindrücke nachhaltig wirken."" Wogegen einer, der der Sache auf den Grund sieht, passender schreiben würde: „„todt, todt, Alles todt, weder Gefühl, noch Eindruck! wann werden diese Todtengebeine lebendig werden?"" Wenn irgend diese fürchterliche Ruhe des Publikums sich zeigt, so verlassen Sie Ihren Gegenstand; machen Sie eine lange Pause; sagen Sie Etwas, das geeignet ist, die Zuhörer entweder zum Gelächter oder zur Wuth zu reizen; Alles ist besser als diese todte See. Erzählen Sie irgend eine lächerliche Geschichte; berichten Sie irgend einen Vorfall; wenden Sie sich direkt an irgend einen Anwesenden und setzen Sie ihm so

lange zu, bis er Ihnen antwortet. Wenn Sie ihn einmal dazu gebracht haben, seinen Mund zu öffnen, so gehen Sie zu einer andern Frage über und wieder zu einer andern, bis Sie das Volk hübsch (fairly) wachgerufen haben, und dann kehren Sie zu Ihrem Gegenstand zurück. Ein Prediger zu Hause sprach griechisch, um eine schlafende Versammlung zu wecken; und ähnliche außerordentliche Mittel sind oft erforderlich, wenn man den Eingebornen predigt." Unter andern Umständen dagegen, wenn die Zuhörerschaft zu unruhig ist, empfiehlt der Redner seinen Collegen, die Lärmer durch Singen zu beruhigen[1]), ein Mittel, das wir mit sehr ungleichem Erfolg freilich — in den Bazar- und Straßenpredigten von den Missionaren sehr häufig angewendet finden. Kurz, wie man sieht, Spektakelstücke in jeder Form! religiöse Komödien, denen zur Vollständigkeit nichts fehlt als die Trommel oder die Trompete, um nach Art der Bleistiftverkäufer und Wunderdoktoren in Paris das Volk zusammenzurufen, und als ein entsprechender Harlequin, um es zu unterhalten!

Etwas würdiger verlaufen im Allgemeinen die regelmäßigen Bazarpredigten. Wo nämlich eine Gesellschaft festen Fuß gefaßt und eine förmliche Station errichtet hat, da wird zu etwa 18 Rupien oder 45 Frcs. per Jahr ein Platz auf dem Markte gemiethet, eine Mauer darum gezogen und ein Dach aufgerichtet[2]), wohl auch eine eigene Bazarschule oder eine Kapelle gegründet und darin wöchentlich zwei- oder dreimal zu bestimmten Stunden Gottesdienst gehalten. Haben diese Versammlungen nun auch ein etwas geregelteres Aussehen als die eigentlichen Straßen- und Marktpredigten, so zeichnen sie sich doch ebenfalls durch ein sehr seltsames Gemisch von Ernst und Komik, von

---

1) Calcutta Conference p. 56.

2) Heidenbote 1852 p. 93 f. Miss.-Mag. 1854 IV. p. 131, 160. Proceedings of the Church Miss. Society 1860 p. 79.

Ruhe und plötzlichen Unterbrechungen, Geschrei und Skandal aller Art aus, und geht es aus allen Berichten nur zu deutlich hervor, daß der herausfordernden Einrichtung auch dieser Gottesdienste gemäß, der Zweck der meisten Zuhörer keineswegs Belehrung, sondern Neugierde, eitle Disputir- oder Skandalsucht ist[1]). Eine sehr charakteristische Seite der Missionsprediger ist es hiebei, stets ein sogenanntes Marktbüchlein (bazaar book) mit sich zu führen und in dasselbe alle neuen Einfälle, Wendungen, Sprichwörter, Witze, Citate aus heidnischen Büchern, Lächerlichkeiten der Göttermythen und ähnliche Schätze einzutragen, auf die sie durch ihre Wortkämpfe mit den disputirsüchtigen Hindu geführt werden. „Das Marktbüchlein ist unser beständiger Gefährte," ruft ein begeisterter Bazarprediger aus, „in dasselbe wandert jeder Vers, jede treffende Beleuchtung, jedes neue Wort, das wir hören .... gehe nie aus, besonders wenn Anfänger, ohne dein Marktbüchlein, trage in dasselbe jedes neue Wort, jede schlagende Beweisführung ein 2c. Dieses Buch sollte den Missionar überall hinbegleiten, und Alles in dasselbe aufgenommen werden u. s. w.[2])"

Einen noch höher ausgebildeten Zweig der Missionsarbeit bilden aber die eigentlichen Reisepredigten. Solche gehen gewöhnlich von einem festen Mittelpunkt aus, den sich unser Sendbote für einige Zeit zur Residenz gewählt hat, und von dem aus er die umliegenden Dörfer in einem Umkreis von 4 bis 10 englischen Meilen innerhalb einiger Tage besucht, bis er nach vollendeter Bereisung der Gegend weiter in eine andere zieht. Diese Wanderungen dauern im Ganzen oft 6 Wochen bis 2 Monate. Sie geschehen zuweilen, wenn nur auf die nächste

---

1) Selbst die Kapelle an der Chitpore-Straße in Calkutta, im unmittelbaren Bereich der englischen Regierung, wird uns von Herrn Lacroix als eine sehr lärmerfüllte und schwer zu leitende geschildert. Calcutta Conference p. 64.

2) Calcutta Conference p. 48, 58.

Umgebung ausgedehnt, zu Fuß, meistens aber in Sänften, Tragsesseln (sogenannten Palanquins), zu Wagen, oder was das Gewöhnlichste ist, zu Pferde und immer mit ansehnlichem Gefolge. Missionar Stubbins gibt uns von solchem Aufzuge eine sehr anschauliche Schilderung[1]): „Da wir uns in der Umgegend nur mit Mühe irgend welche Nahrung verschaffen können, so sind wir genöthigt, Alles, was für Gesundheit oder Krankheit, für die Nothdurft oder den Luxus erforderlich ist, selbst mit uns zu nehmen. Da Orissa eine trockene Gegend ist, so bedienen wir uns gewöhnlich zweier Wagen, des einen für unser Zelt, des andern für Nahrung, Kleidung und Bücher; was Alles im Einzelnen zu beschreiben nicht nöthig ist. Alle unsere Reisen werden, ausgenommen unter gewissen Umständen, zu Pferde gemacht....... In manchen Gegenden des Landes ist ein Wagen so neu als ein Luftballon. Ein solches Ding ist daselbst nie gesehen, noch davon gehört worden; demgemäß sind daselbst auch keine Straßen zu finden, mit Ausnahme derjenigen, welche man selbst quer durch die Reisfelder macht. Der Wagenführer ist deßhalb mit Spitzaxt und Spaten versehen, womit er sich durch das Gestrüpp der Felder den Weg bahnt. Außerdem haben wir zwei Coolies, den einen, um ein leichtes Feldbett mit all seiner Zubehör, den andern, um einen Reisekoffer mit einigen Kleidern, Büchern, Nahrungs- und Kochgeräthen, einen leichten Stuhl und Schreibzeug zu tragen 2c." Dies bei Landreisen. „Wo aber Flüsse sind, da reist der Missionar zu Wasser und hat gewöhnlich ein Boot für sich selbst, eines für seinen oder seine beiden Katecheten und ein drittes zum Kochen[2])." Was nun die unterwegs gehaltenen Predigten selbst anbelangt (sofern es überhaupt Predigten sind), so ist von den Missionaren selbst zugestanden, daß sie sehr

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 169; 1850 p. 246; 1851 p. 42. Miss.-Mag. 1854 II. p. 61; IV. p. 192. Heidenb. 1852 p. 11; 1842 p. 48. Miss.-Mag. 1853 IV. p. 178. Calc. Conf. p. 51, 54.

2) Calc. Conf. p. 51.

häufig Jahr aus Jahr ein stets dieselben zwei oder drei Vorträge (wie Hebich in der Schweiz[1]) mit wenigen Abänderungen wiederholen. So hatte, um ein Beispiel zu nennen, der gefeierte Missionar Lacey in Cuttak folgende Predigten zum Vortragen an den verschiedenen zu bereisenden Orten vorräthig: 1) eine Erntepredigt, 2) eine Predigt über das Abgabenzahlen an den Zenindar, 3) eine Predigt über einen Barremango-Baum, 4) eine Predigt über das jüngste Gericht. Diese nahm er nach Herrn Lacroix's Mittheilung der Reihe nach immer wieder vor und ein ähnliches, vor Wiederholungen sich nicht zu ängstlich scheuendes Verfahren wird den Reisepredigern überhaupt als sehr praktisch anempfohlen[2]).

Nächst der Predigt bildet aber einen Hauptzweck auf diesen Missionswanderungen besonders das Vertheilen von Traktaten und ganzen oder theilweisen heiligen Schriften, und hierüber müssen wir noch ein Wort verlieren. Denn selbst bis in diesen einzelnen Zweig spiegelt sich der allgemeine Charakter der pietistischen Weltanschauung sehr deutlich wieder. Wie die Predigt, so werden nämlich auch die Traktate ganz äußerlich an die Leute gebracht. Ob diese geneigt, oder auch nur fähig seien, dieselben mit Nutzen zu lesen oder nicht, gleichviel: sie werden jedem des Wegs Daherziehenden entgegengestreckt, angepriesen, aufgenöthigt, oft um einen Spottpreis, öfter und meist ganz unentgeldlich[3]). Jenen unzähligen Anekdoten gemäß,

---

1) Calc. Conf. p. 48. Heidenb. 1846 p. 44: „Diese meine Ansprache ist so ziemlich überall dieselbe," sagt Hebich, „nur daß ich das eine Mal mehr auf dem Abscheu, Gräuel und Lügenwesen der Götzen, dann mehr auf der Aufzählung anderer Sünden verweile, jetzt Gottes Liebe, dann seinen Zorn verkündige, oder die Herrlichkeit der Stadt Gottes gegen die Pein der Hölle halte. Alles, wie es mir gerade der Herr gibt."

2) Calc. Conf. p. 48.

3) Ch. Miss. Int. 1857 p. 215 f. (Benares Conf.)

wonach eine zufällig aufgeschlagene Bibelstelle, ein auf der Straße gefundenes Blatt, ein durch den Wind zugeblasenes Traktätchen [1]) einen Menschen plötzlich bekehrt haben soll, wird diesen Schriften überall eine übernatürliche, wunderbare, gewissermaßen magische Kraft zugeschrieben, besonders wenn der Missionar vorher darüber gebetet habe [2]). Dem entsprechend werden denn auch, sowohl die heiligen Schriften, als besonders jene zahllosen Traktate, welche selbst nach Wiggers „theilweise den Stempel religiöser und geistiger Unfreiheit tragen," in ungeheuren Massen, wahl- und unterschiedslos gleich einer Meeresfluth über die Welt verbreitet. Ich will nicht auf die wirklich erstaunlichen Zahlen hinweisen, welche in dieser Beziehung in den jährlichen Berichten der verschiedenen großen Bibel- und Traktatgesellschaften zu finden sind [3]). Ich habe es hier besonders mit der Arbeit in Indien und China zu thun. Da begegnen wir denn alle Augenblicke Berichten wie folgenden: Im Jahr 1857 sind durch die Amerikaner einzig in Madura an 30,000 verschiedene Schriften vertheilt worden [4]). Im Jahr 1860 sind von derselben Gesellschaft nur für Madras 22,600,000 Seiten gedruckt [5]), nach eben demselben Jahresbericht 35,000 Schriften

---

1) Vgl. Basler Volksbote 1848 p. 153—155, ferner eine ganze Masse von Anekdoten in den „christlichen Erzählungen" 1. und 2. Theil, in den Missionsgeschichten von Hoffmann ꝛc.

2) Ch. Missionary Record 1838 p. 294.

3) Nach dem Jahresbericht von 1861 hatte z. B. die britische und ausländische Bibel-Gesellschaft bei einem Jahreseinkommen von 167,941 Liv. Sterl. (= 4,087,525 Frcs.) im Ganzen 39,315,226 heil. Schriften in einem Jahr verbreitet. Nach dem Bericht desselben Jahres hatte die religiöse Traktatgesellschaft bei einem Einkommen von circa 103,000 Liv. Sterl. (= 2,575,000 Frcs.) im Ganzen 41,833,921 Traktate verbreitet. Nicht in gleichem, doch ähnlichem Maaßstab geht die Wirksamkeit der nordamerikanischen Vereine, vgl. News of the Churches 1861 Juni und die verschiedenen Jahrgänge von Missionary Registre.

4) Basler Miss.-Mag. 1859 p. 530.

5) Annual Report of the American Board 1860 p. 99.

in einem einzigen Distrikte vertheilt worden [1]. Im Jahr 1856 sind von zwei einzelnen Missionaren im Ganzen 25,200 Exemplare der heiligen Schrift und Traktate (also von Einem täglich 70 Schriften) verbreitet worden [2]. In Singapore hat ein Colporteur in 6 Monaten 5200 Exemplare angebracht [3]. In Ava hat ein Missionar mit einigen Gehülfen auf einer 54tägigen Fahrt etwa 300 Städte und Dörfer besucht und unterwegs 15,000 Traktate und Theile der heiligen Schrift ausgegeben [4]. Zwei andere besuchten in 6 Wochen 260 Ortschaften und streuten darin 12,500 Bücher, also täglich ein jeder von ihnen circa 150 aus [5]. Ja, an einem einzigen Götzenfeste wurden 460 Schriften [6], an einem andern während 2 Tagen von einem Missionar und einem Gehülfen 7—800 Traktate [7], also etwa 40 Stück per Stunde, an einem andern sogar 4000 [8] abgesetzt. Freund Hebich aber zählt gar nicht mehr nach Exemplaren, sondern nach „Körben" und „Männerlasten". „Zwei Körbe voll," „zwei Männerlasten" u. s. w. an dem und dem Tage vertheilt [9]. Manche Methodisten endlich nehmen sich nicht einmal die Mühe, ihre Schriften den Leuten in die Hände zu geben, sondern werfen sie, einem französischen Missionsblatt zufolge, jedem Begegnenden vor die Füße [10]. Was aber ein solch maß- und planloses Aussäen nützen kann, das mag sich Jeder selbst sagen. Mit

1) Annual Report cit. 1860 p. 103.

2) Burckhardt a. a. O. III. 1. p. 237.

3) Miss. Reg. 1833 p. 294.

4) Burckhardt III. 2. p. 139.

5) Miss.-Mag. 1843 II. p. 89.

6) Heidenbote 1842 p. 96.

7) Ev. Miss.-Mag. 1843 IV. p. 207—209.

8) Ch. Miss. Record 1852 p. 292, vgl. 1856 p. 37, 202.

9) Heidenbote 1850 p. 51; 1851 p. 55, 70, 74.

10) „Notre manière de distribuer des traités est bien simple. Nous en jetons un aux pieds de chaque indigène que nous rencontrons et quelques-

der größten Selbstzufriedenheit getrösten sich die Missionare zwar stets des „glaubensvoll zu erwartenden Segens von oben." Wie weit aber auf solchen Segen diejenigen hoffen dürfen, welche blindlings Samen streuen, ohne sich die Mühe zu nehmen, auch das hiezu passende Erdreich auszuwählen, das mag das Beispiel unserer Missionare selbst am besten zeigen. Daß nämlich die Traktate gleichgültig weggeworfen, vor den Augen der Missionare besudelt, zerrissen, ja, von vielen absichtlich genommen werden, um sie nachher zu mißbrauchen und zu zerstören, daß ihre Wirkungen auf das Volk überhaupt eine äußerst geringfügige, wenn nicht eine ihrem Zweck geradezu entgegengesetzte ist, das geht nicht nur aus den einzelnen wenigen, sondern aus sehr vielen und übereinstimmenden Berichten, sowohl der Missionsblätter, als unbetheiligter Beobachter aufs Augenscheinlichste hervor[1]). Lassen wir hierüber statt vieler anderen Zeugen, einen ehrenwerthen Offizier aus der bengalischen Armee berichten[2]): „Die Missionare überschreiten in ihrem Eifer, die Verbreitung der Bibel zu fördern, häufig alle Grenzen der Diskretion. Auf dem Markte zu Hurdwar sah ich 1831 eine Anzahl Traktätchen und Bibel-Uebersetzungen in den Läden der Pastetenbäcker, und überrascht durch einen so ungewöhnlichen Anblick, hielt ich an, um nach der Ursache zu forschen. Ich fand, daß die Hindus einem christlichen Missionar erlaubt hatten, sich in einem Gebäude zu etabliren, in welchem sich die Pilger zum Bade im Ganges versammeln, und während er gegen die Thorheit und Abscheulichkeit

---

uns devant toutes les boutiques, autour desquelles se trouve invariablement un nombre plus ou moins considérable d'oisifs." Journal des Missions évang. 1855 I. p. 21.

1) Miss.-Mag. 1842 IV. p. 57. Heidenb. 1850 p. 51; 1853 p. 102. Annual Report of the Bapt. Miss. Soc. 1860 p. 53. Miss. Reg. 1838 p. 294. Liverpool Conf. p. 130. Calcutta Conf. p. 130 ff.

2) The present and future state of our Indian Empire, by Waistmacot, Capt. of the Bengal Army; citirt in Petermann's Mittheilungen 1857 p. 352.

des Badens als eines Mittels zur Reinigung von den Sünden predigte, vertheilte er Traktätchen an Alle, welche von dem Fluß zurückkamen. Die Nachfrage war so groß, daß er sie kaum befriedigen konnte. Ich blieb einige Zeit, den Vorgang mitanzusehn, und sah, wie die Leute die Pamphlete schleunigst hinwegtrugen, um ihr Zuckerwerk hineinzuwickeln. Sie sprachen mit großer Heiterkeit von den Anstrengungen des ehrwürdigen Herrn, sagten, er habe eine ganze Wagenladung Traktätchen und jeder Pastetenbäcker-Laden sei aufs beste damit versehen."

So viel über das Traktatwesen. Nun aber der persönliche Verkehr auf diesen Streifzügen zwischen unsern Glaubensboten und den zu bekehrenden Eingebornen selbst! Jedermann kennt wohl Beispiele jener taktlosen, weder Zeit, noch Ort, noch Umstände in Betracht ziehenden Zudringlichkeit, durch die sich die Bekehrungsversuche so mancher Pietisten auch in Europa auszeichnen. Das Alles aber ist Mäßigung im Vergleich mit ihrem Verfahren in Heidenlanden, wo jede Scheu vor einer einheitlichen, den Höchsten wie den Geringsten stets etwas in Schranken haltenden öffentlichen Meinung, jede Rücksicht auf bestehende, vom Gesetz geschützte sittliche und kirchliche Ordnungen wegfällt. Hier besonders sei es vergönnt, zur hellen Beleuchtung des Zusammenhanges zwischen Transcendenz und Taktlosigkeit etwas zahlreiche Beispiele, sowohl aus älterer als neuerer Zeit, im Auszuge mitzutheilen; wobei der Natur der Sache nach bloße Bazarbesuche und eigentliche Reisen sich nicht streng auseinanderhalten lassen.

Erstes Beispiel: Auszug aus dem Tagebuch des schottischen Missionars Dixon von Bombay[1]). „2. Nov. 1831. Das Volk von Südconcan, wie das Volk von Nordconcan ist gänzlich dem Götzendienst ergeben und Allem durchaus abgeneigt, was ihnen in Betreff des Christenthums nahe gebracht wird. Es ist

1) Missionary Registre 1833 p. 148—152.

falsch, von Bazarpedigten zu reden, denn das Volk sammelt sich nicht um den Missionar, ihn zu hören; und wenn er durchaus Zuhörer haben will, so muß er sich dem Volke in ihren Verandahs aufdrängen; sitzen dort ein halbes Dutzend, so stehen gewöhnlich drei oder vier auf, wenn sie den Missionar eintreten sehen, und die, welche sitzen bleiben, lachen über das, was gesagt wird. Dies ist der Stand der Dinge in Hurnee, wovon ich Augenzeuge war."

„3. Nov. Zu meiner Betrübniß konnte ich ihnen nichts begreiflich machen, und sie schienen ebenso unwillig als unfähig dazu. Ich fragte sie, ob sie je über Gott ihren Schöpfer nachgedacht hätten, ob sie wüßten, wie sie von der Sünde erlöst werden könnten? Sie erwiederten, sie hätten weder Kenntniß noch Verständniß von solchen Dingen, sie seien arme Leute, und all' ihre Sorge und Interesse sei, Nahrung zu bekommen, um ihr Leben zu fristen. Ich bemühte mich, mit ihnen über das Wesen und die Folgen der Sünde zu reden, über die Mittel, davon frei zu werden, durch die Menschwerdung und den Tod des Sohnes Gottes; aber alle Antwort, die ich von diesen armen Leuten bekam, war: sie könnten meine Rede nicht verstehen."

„7. Nov. Ging am Nachmittag aus, und in eines Brahminen Verandah eingetreten, begann ich mit den Leuten über Religion zu reden. Sie sagten, sie hätten eigene Schastras, eine eigene Religion, unsere Büßer und unsere Religion gingen sie nichts an, sie hätten ihre Religion von Geburt an erhalten, und wollten sie nicht verlassen, und es wäre unnütz mit ihnen zu reden, denn sie wollten uns nicht hören. Ich sagte, wenn aber ihre Religion falsch, unheilig und Gottes unwürdig sei, so müßten sie entweder dieselbe verlassen, ob sie gleich sie von Geburt an empfangen und sie noch so alt sei, oder ewig verloren gehen; Gott sei ein heiliger Gott und deßhalb könne eine unheilige Religion oder eine unheilige Anbetung nicht von ihm verordnet sein; ihre Vorfahren hätten den einen wahren Gott vergessen, sich selbst viele falsche

Götter gemacht, die Gebilde ihrer Einbildungskraft in Holz und Stein geschnitten und sie als Gegenstände ihrer Anbetung hingestellt; ihre Religion biete keinen einzigen Anknüpfungspunkt zur Erlangung der Seligkeit; von ihren zwei Hauptauswegen: Anbetung der Götzen und Abwaschung, sei der erste die gröbste Sünde, und der zweite durchaus ungenügend, denn das Wasser habe nur die Kraft, den Leib, nicht aber die Seele zu reinigen. Nachdem ich mit ihnen darüber gesprochen, wie wichtig es sei, an sein Seelenheil zu denken und wie nothwendig, an den einen göttlichen Erlöser zu glauben, wurden sie meiner Gesellschaft müde und gaben mir zu verstehen, ich möchte mich entfernen. Ach! wir müssen uns diesen Leuten selbst aufdrängen. Wir sind ihnen wirklich unwillkommene Boten!"

„6. Jan. 1832. Ging diesen Morgen wieder in die Schule. Hatte einige Gespräche mit mehreren Brahminen und redete wie gewöhnlich, über den Götzendienst. Nachdem ich ihnen schlagende Gründe vorgebracht, denen sie nicht widersprechen konnten, fügte ich bei: ich wolle über diesen Gegenstand mit ihnen disputiren, da ihre eigene Vernunft sie von dessen Unsinn überzeugen müsse. Ich bemühte mich, ihnen zu zeigen, daß alle Menschen Sünder seien, untüchtig zu rechtfertigenden Thaten, und deßhalb eines Erlösers bedürftig, durch dessen Gerechtigkeit sie selig würden. Sie behaupteten, wenn sie gute Werke thäten, so würden sie durch dieselben erlöst, und ich arbeitete auch, um mir durch Verbreitung unserer Religion und Gründung von Schulen ein Verdienst zu erwerben ꝛc. Ich sagte ihnen, ich stütze mich durchaus nicht auf alle diese Dinge, noch auf irgend etwas, das ich zur Rechtfertigung thun könnte, sondern allein auf das Verdienst unsers Erlösers. Hernach hatte ich einige Gespräche mit andern Brahminen in der Verandah ihrer Häuser; das Haupt derselben ist der Einnehmer des Bezirks. Mein Gespräch mit ihnen war durchgängig dasselbe, wie mit den andern. Eine Seite ist lobenswerth an die-

sen Leuten: sie sind von sehr gemäßigtem Temperament und werden niemals böse.“

„19. Jan. Ging diesen Morgen früh aus, um einige entfernte Dörfer zu besuchen. Bald nach Sonnenaufgang kam ich in einem Dorfe, Namens Gokoor, an, das unterhalb der Hügelregion von Nordconcan liegt. Sogleich nach meiner Ankunft sammelten sich die Dorfbewohner um mich. Denen, die lesen konnten, gab ich Traktate, las ihnen selber einen vor und knüpfte einige Bemerkungen daran. In diesem Dorfe wohnt nur eine Brahminenfamilie, deren Haupt anwesend war. Er ist ein sehr arglistiger Mann, der seine Sprache besser liest als mancher seiner Landsleute. Er machte einige sehr schlaue, aber nichtswürdige Bemerkungen als Antwort auf meine Behauptungen. Diese Leute haben eine große Anlage zum Bekritteln und eine bewunderungswürdige Geläufigkeit der Rede, und es ist gewiß betrübend, wahrzunehmen, wie viel mehr sie die Finsterniß als das Licht lieben. Hernach ging ich nach einem andern von Pflanzern bewohnten Dorfe. Dort fand ich einige Brahminen, welche von Basseen gekommen waren, um die Geschäfte ihrer Farmen zu beaufsichtigen; meine übrige Zeit an diesem Tage verlief hauptsächlich in Gesprächen mit ihnen. Dem Gescheidtesten unter ihnen, einem Arzte, gab ich einen Traktat und bat ihn, denselben zu lesen. Er begann zu lesen, aber mit solcher Flatterhaftigkeit in Stimmung und Manieren, daß sein Entschluß, den Gegenstand trotz seines Ernstes und seiner Wichtigkeit unbeachtet zu lassen, deutlich hervortrat. Ich sagte, wenn er es so lesen wolle, so werde es ihm nichts nützen; denn ein ernster Gegenstand erfordere auch einen ernsten Sinn. Nachdem er eine oder zwei Seiten gelesen hatte, legte er das Buch weg und sagte, er wolle nicht mehr lesen, das sei von keiner Bedeutung für ihn. Ich sagte, das sei von großer Bedeutung und Wichtigkeit für ihn und alle Menschen; denn alle Menschen seien Sünder und bedürfen des Heils. Er sagte, er habe sein Geschäft zu besorgen und keine Zeit, solchen Fragen Gehör zu geben; zu

Hause habe er einen großen Schaster, und wenn er all' seinen Vorschriften nachkommen sollte, so bliebe ihm keine Zeit, seinen Unterhalt zu erwerben. . . ." Da der Missionar ihn immer nicht gehen lassen will, erinnert der Hindu denselben an dessen eigene Landsleute: „Sorge zuerst dafür, daß diese aufhören, das Volk zu drücken, und daß sie selbst nach dem christlichen Schaster leben, dann wollen wir (die Indier) ein Gleiches thun." „Nach vielen andern Bemerkungen sagte er zuletzt, er wolle nach seinem eigenen Gutdünken wandeln. Ich erwiederte, er solle nicht nach seinem eigenen Gutdünken wandeln, denn das sei von Natur finster und sündig, sondern er solle nach dem geoffenbarten Gotteswillen wandeln. Ich bemühte mich, ihm und allen Anwesenden die Wahrheit klar darzustellen, wissend, daß es meine Pflicht so erheischt, ob sie hören wollen oder nicht."

„3. Mai 1832. Ging heute auf den Bazar von Beejapore. Ich kann das Volk nicht zusammenkriegen, um mich anzuhören. Ich muß in Jemandes Laden oder Verandah gehen und mich bei denen selbst einführen, die ich dort finde. Manchmal sind sie dermaßen von ihren Geschäften beansprucht, daß sie weder Zeit noch Neigung zum Hören haben. Wenn es mir an einem Orte nicht gelingt, die Aufmerksamkeit der Leute zu fesseln, so gehe ich an einen andern, wohlwissend, daß wenn wir nicht den ersten Angriff machen, die Leute nie von sich selbst aus fragen würden. Heute kam ein armer Mann zu meiner Wohnung, um mich um ein Almosen zu bitten. Bevor ich ihm etwas zur Linderung seiner körperlichen Bedürfnisse gab, versuchte ich es, ihm einen Begriff von seinem geistlichen Mangel beizubringen. Er fand gar keinen Geschmack an solcher Unterredung; um sie los zu werden, wollte er lieber weggehen, ohne irgend etwas empfangen zu haben."

„8. Mai 1832. Ging nach dem Theil des Dorfes, der von der Brahminenkaste bewohnt ist. Hier fand ich eine Anzahl Brahminen, welche laut einige Puranas oder Schasters lasen. Als sie mich auf sie zukommen sahen, schrieen sie und winkten mit ihren

Händen, daß ich mich ihnen nicht nähern sollte. Ich ging nichtsdestoweniger vorwärts, entschlossen, sie wenigstens nicht ungewarnt ihrem Verderben entgegengehen zu lassen. Als ich zu ihnen herankam, fragte ich sie, was sie für Bücher läsen, sie wollten es mir nicht sagen. Ich sagte ihnen dann, es sei nichts darin, was sie über Gott und die Mittel zur Seligkeit belehren könnte. Ich ermahnte sie, das sündliche Blendwerk zu verlassen, das in diesen Büchern gelehrt wird, sich zu dem Einen wahren Gott zu wenden, von dem sie so gänzlich abgefallen und Jesum Christum bekennen zu lernen und an ihn zu glauben als an den einigen Erlöser. Alles aber, was ich ihnen sagte, erregte nur Haß, Verachtung und Spott bei diesen hartnäckigen, stolzen und frechen Leuten. Ich verließ sie, von Geschrei und Schimpfreden begleitet und begab mich nach der Vorderseite des Dorftempels, wo ich einige Leute anredete, die dort waren."

„15. Mai 1832. Ging nach der Vorderseite des Haupttempels in Beejapore und redete die Brahminen an, welche kamen, um die Götzen anzubeten. Es würde mir leid thun, sie in ihrer Anbetung zu stören, wenn ich nicht wüßte, daß, sie davon wegrufen, ebensoviel heißt, als sie vom Weg des Verderbens wegrufen. Ich versuchte mancherlei Beweisführung, um sie zu überzeugen, daß eine solche Anbetung Gottes unwürdig, seinem Wesen, seinen Eigenschaften und seinem Willen entgegen sei, und daß sie nur seinen gerechten Zorn erregen könne. Solche Gedanken waren im Kopf dieser armen Leute noch nie aufgestiegen; sie folgen nur dem elterlichen Beispiel oder dem Volksgebrauch, verrichten diese Ceremonien ohne zu fragen, ob sie vernünftig oder abgeschmackt, heilig oder unheilig seien. Bei dieser Gelegenheit waren sie mit ihren närrischen Fragen und unvernünftigen Wortklaubereien flink bei der Hand und ließen denselben schnellern Lauf, als ich meine Antworten finden konnte. Aber ich versuchte an einigen der wichtigsten Punkte festzuhalten, wie: Gott ist heilig; der Mensch ist sündig; durch die Sünde ist der Mensch von Gott abtrünnig

geworden und nun unter seinem Zorn und seiner Strafe; Christus aber ist der einige Heiland, Versöhner und Erlöser, durch welchen die sündigen Menschen wieder zu Gnade vor Gott kommen können. Natürlich wurde viel von dem, was ich sagte, von diesen Zuhörern nicht verstanden; aber wir müssen die Gelegenheit benutzen und auf den heiligen Geist als die allein wirkende Kraft vertrauen."

„24. Juni 1832. Sonntags. Obschon ich die umwohnenden Leute einzuladen pflege, in meine Wohnung zu kommen, um sich über das Christenthum belehren zu lassen, so kommen ihrer doch selten, und bei denen, welche kommen, finde ich gewöhnlich andere Beweggründe, als Begierde nach Wahrheit."

Zweites Beispiel: Auszug aus dem Tagebuch des Missionars Trimnell in Ceylon [1]). „11. Oktober 1831. Auf meinem Spaziergang diesen Abend traf ich einen ehrwürdig aussehenden Mann, den ich fragte, ob er lesen könne. Er bejahte meine Frage, und daraufhin fragte ich ihn, ob er ein Christ oder ein Buddhist sei? „Ein Buddhist," war die Antwort. „Wissen Sie Etwas vom Christenthum?" u. s. w. Es erhebt sich eine religiöse Controverse, deren Ende ist, daß der Buddhist, offenbar gelangweilt, zu gehen wünscht. Aber vergebens! Jenem berühmten Schwätzer bei Horaz gleich, hängt sich unser Missionar an ihn.

Misere cupis, inquit, abire,
Jamdudum video. Sed nil agis; usque tenebo,
Persequar.

„Ich ging mit ihm," fährt das Tagebuch fort, „und fragte ihn, ob er jemals zu einem Wesen gebetet habe? Er sagte ja. Zu wem denn? Zu Buddha. Wie? Sie sind mit dem Buddhismus so gut bekannt, daß Sie nicht einmal wissen, daß Buddha Ihre Gebete unmöglich hören kann?" Und nun folgt über die buddhistische

1) Missionary Registre 1833 p. 332 ff.

Lehre eine langweilige Auseinandersetzung, welche beweist, daß der Missionar von derselben auch nicht die Elemente kennt.

„28. Oktober . . . . . . Ich begegnete einem Wasserträger, und als ich gehört, daß er nicht weit von hier wohne, fragte ich ihn, warum er nicht zur Kirche komme. Er erwiederte, er sei genöthigt, seinen Unterhalt zu erwerben. Aber haben Sie nicht eine Seele, für deren Bedürfnisse Sie ebenso gut sorgen sollen, als für die des Leibes? Ja gewiß. — Warum streben Sie denn nicht nach dem Heil und suchen sorgfältig das Mittel, um es zu finden? Wissen Sie denn nicht, daß Ihre Seele entweder ewig glücklich, oder ewig verdammt sein wird? Er bejahte meine Frage, auch glaubte er an eine Seelenwanderung, und erwartete einst in besseren oder schlechteren Zuständen die Belohnung für seine bösen und guten Thaten zu empfangen. Ich suchte ihm zu beweisen, daß seine Meinung irrig sei, und die Leute sorglos und unbekümmert um ihr Seelenheil und das zukünftige Leben mache, indem es sie als Strafe für ihre Sünden ein zweites Leben erwarten lasse, das, obschon mühevoller als das erste, ihnen Gelegenheit geben würde, durch erworbene Verdienste in ein glückseligeres Leben einzugehen.“

„2. November. Diesen Nachmittag ging ich aus, um zwei Eingeborne zu besuchen und begegnete zweien Männern, die zusammen redeten; ich schloß mich ihnen an und fragte den einen, der ein Wasserträger war und einen Bündel Kleider auf dem Rücken trug, warum ich ihn nie in der Kirche sähe. Er antwortete, um der Menge seiner Sünden willen, die ihm nicht gestatteten zu kommen. — Gerade weil Ihre Sünden groß sind, sollten Sie kommen, um zu hören, wie sie Ihnen vergeben werden können. Sie haben einen Knecht, den Sie schelten, weil er beständig seine Pflichten vernachlässigt, werden Sie es nun als gute Entschuldigung annehmen, wenn er Ihnen sagt, das geschehe um seiner vielen Sünden willen? — Ich denke, nein. — Derselbe Fall ist zwischen Ihnen und Gott. Glauben Sie aber

wirklich, daß Ihre Sünden groß sind? — Ich weiß es nicht; aber ich denke es mir so, weil ich arbeiten muß, um meinen Unterhalt zu gewinnen und weder Tag noch Nacht eine Mußestunde habe. — Daß Ihre Sünden vor Gott groß sein müssen, unterliegt keinem Zweifel. Denken Sie, es sei möglich, daß sie vergeben werden? — Ich denke, aber ich weiß nicht, wie. — Gott hat in unendlichem Erbarmen uns einen Heilweg bereitet. Er hat uns seinen eigenen Sohn als Erlöser geschenkt. — Ich drang in die Drei — denn ein anderer Mann hatte sich zu uns gesellt — sie sollten doch ja Gott bitten, daß er die Finsterniß von ihren Seelen nehme und ihnen verständige Herzen gebe, daß sie nicht länger verzögern möchten zu kommen und Gottes Wort zu hören."

Drittes Beispiel: Auszug aus dem Tagebuch der anglikanischen Missionare Hörnle und Kreiß von einer Reise auf der Jumna [1]).

„19. Nov. 1843. Wir langten wieder in Batesore an und nahmen in einem alten Serai zwischen den heidnischen Tempeln Quartier, um des Herrn Tag dort zuzubringen. Nachdem die Mela vorüber war, fanden wir sie alle leer, mit Ausnahme eines einzigen, in welchem die Bewohner von Batesore Mahadeo anbeten. Anstatt einer andächtigen Menge hatten Vögel, Mäuse und die verschiedenartigsten Insekten über und unter den Götzen Platz genommen und verunreinigten sogar Mahadeo und seine Frau Barbetti. Einigen Hindus, die neben mir standen, zeigte ich dies, als Beweis der Thorheit des Götzendienstes."

„22. Nov. Wir langten am Ghaut von Futtehabad an, wo wir den Rest des Tages zubrachten. Die Stadt ist zwei Meilen vom Fluß entfernt. Im Lauf des Nachmittags ging ich mit dem Katecheten und dem Waisenknaben aus, um das Volk ins Himmelreich einzuladen; aber es hatte nicht Zeit zu kommen.

1) Missionary Registre 1844 p. 404.

Es schien, als ob Satan vor uns hergegangen wäre, um Jedermanns Gemüth gegen unsere Worte einzunehmen. Zudem wurden gerade einige Hochzeiten reicher Mahaganen gefeiert, weshalb großer Lärm war. Wir versuchten zuerst, auf einigen Plätzen die Hindus anzureden, aber sie wollten nicht zuhören. Wir gingen dann in den Theil der Stadt, wo die Muhamedaner wohnen; dort fanden wir einen Haufen bei der Chabutra, gegenüber dem Wachthaus versammelt; wir setzten uns zu ihnen und lasen ihnen aus dem Evangelium St. Lukas vor. Diese Dinge kamen ihnen so fremdartig vor, daß sie zuerst keine Einwendungen machten; kaum hatten wir aber angefangen, von Christus als dem alleinigen Heiland der gefallenen Menschheit zu reden, als sie dem lange in ihren Herzen verschlossenen Hasse Luft machten und mit solcher Bitterkeit zu disputiren anfingen, wie ich selten gehört hatte. Der Thanadar war zugegen und sagte wie seine Brüder in Etayah: Wenn Ihr den Hindus predigt, so ist es recht, denn sie haben das Wort Gottes nicht, noch eine wahre Religion; unsern Muhamedanismus aber laßt ungescholten. Wir haben den Koran, welcher das wahre Wort Gottes enthält; wer daran glaubt, wird ebenso gut selig, als Ihr durch Eure verdorbenen Injis selig zu werden meint. — Als ich wünschte ihre unbestimmten Behauptungen zu prüfen, erwiederten sie: Wir haben keine Zeit, es ist auch nicht nöthig, es zu thun. Ihr seid ein Christ; bekümmert Euch um das, was in Euren Büchern geschrieben ist und sagt Eurem eigenen Volke, das zu thun. Wir begehren Eurer Predigt nicht und haben sie auch nicht nöthig. — Ich sagte ihnen einige Worte der Ermahnung und da es sehr spät war, verließ ich den Platz mit betrübtem Herzen."

Aehnliche Beispiele finden sich fast in jedem Jahrgang dieses Journals in solcher Menge, daß wir uns weiterer Citationen überheben können. Gehen wir zu Missionsberichten neuern Datums über.

Viertes Beispiel: Auszug aus einem Reisebericht von

Missionar Vaughan von der englischkirchlichen Gesellschaft in Burdwan vom Jahre 1860 [1]). . . „Ueber den angegebenen Punkt hinaus fanden wir die Lage der Dinge immer schlimmer. Einer der Orte, die ich zuletzt besuchte, war der hoffnungsloseste von allen. Ich begann neben einem Sivatempel zu predigen. Sogleich sammelte sich ein Haufe Brahminen, und es war, als ob Satan auf ihren Gesichtern gemalt wäre. Sie versuchten zuerst zu disputiren, und als es ihnen gelang, fingen sie an zu schimpfen und zu lästern. Einige der ältern Brahminen stampften vor Wuth und schäumten beinahe aus dem Mund. Nichtsdestoweniger fuhr ich fort und es gelang mir ruhig zu bleiben. Dann erhoben sie ein betäubendes Geschrei: Hori bol, hori bol! Sie hofften, ich würde mich zurückziehen, aber ich that es nicht; dann versuchten sie das Volk wegzutreiben, aber das Volk war nicht Willens den Spaß aufzugeben. Am nächsten Tag brachten sie einen Blödsinnigen vor mich und reizten ihn, abscheuliche Grimassen zu machen; dann erwischte ein Brahmine einen Traktat und zerriß ihn in Stücke. Diese Auftritte sind sehr verschieden von dem Bilde, das ich in meinem letzten Briefe von diesem Dorfe gemacht habe. Es schien wirklich die Perlen vor die Schweine geworfen, so lang da zu bleiben." (Ja wohl!) Allein der Missionar tröstet sich leicht darüber mit der Vermuthung, daß jene Heiden nur deßhalb so „schweinisch" gegen ihn seien, weil noch nie eine solche Perle ihnen zu Gesicht gekommen sei.

Doch all' diese Beispiele von englischer Taktlosigkeit sind nichts gegenüber der deutschen.

Fünftes Beispiel: Wie Missionar Kittel in Hubli ausgeht, die Heiden „zum Abendmahl des Lammes zu laden." Dieses Stück ist so charakteristisch für die ganze Missionsmethode der guten

1) News of the Churches 1860 Aug. 1. p. 215. Recent Intelligencer Juni.

Als ich ihm bedeutete, daß das bloße Ausrede sei, daß er als ein Mann des Verderbens das Wort von Christo, dem Sünderheiland, hören müsse, sagte er: „„Sie können ja behaupten, was Sie wollen!““ und wollte dann nichts mehr hören und sagen. Als ich aufstand und einigen versammelten Leuten, unter welche er sich auch stellte, etwas vorlesen wollte, nahm er wieder das Wort und gebot mir, in Hindusthani zu reden, wodurch es mir klar ward, daß ich einen Muselmann vor mir habe. Um unnützen Wortwechsel zu vermeiden, wandte ich mich an etliche dastehende Schneider, welche auch nicht hören wollten und mich an einen anderen Mann verwiesen, der mehr Verstand habe als sie. So hatte ich also wieder keine Wahl, als einen andern Ort zu suchen, und stellte mich zu einigen Wechslern. Einen, welchen ich schon öfters angeredet hatte, fand ich etwas aufgeweckt. Als er fort ging, sagten die zwei andern: „„reden Sie dort weiterhin mit solchen, die Ihnen auch eine Antwort zu geben wissen““ — und suchten mich fortzuschicken. Weil es mir weh that, wieder ohne weiteres fortzugehen und deßhalb zu reden fortfuhr, flüsterte ihnen ein kleiner Bube von etwa 10 Jahren zu: „„gebt ihm nur gar keine Antwort.““ Das half; sie saßen hin wie die Klötze und bewogen mich so mehr, als durch Worte, zu gehen. Mein Weg führte mich dann zu einem Färber, welcher äußerlich gar polirt ist. Er fragte, warum denn auch der Teufel da sei, läugnete dann die Existenz des Teufels und sagte: „„auf der Erde ist Himmel und Hölle; die Hölle (Naraka, welches auch „Schmutz“ bedeutet) sei das schmutzige Gefängniß, in welches die Obrigkeit die schlechten Leute werfe““ ꝛc. Weil er sich dabei etlicher gar gemeiner Worte bediente, war's gerathener für mich, zumal die Sonne untergegangen war, fortzugehen und das Dorf zu verlassen.“

„2. Juli. Heute winkten mir einige Leute vor des Mäklers Hause zu sich. Ob es kam, daß ich einige Fragen über England beantwortete, oder sonst woher — genug, sie gingen darauf ein,

daß ich ihnen etwas aus dem Worte Gottes vorlese, wobei sie sich nur ausbedungen, daß ich „vom Stamm", d. h. von vorn anfangen soll. So konnte ich mit einigen Unterbrechungen fast zwei Kapitel im Matthäus lesen. Dann fingen sie mit ihren Bemerkungen an; eigentlich gemeine machte nur Einer. Wahrscheinlich, um sich dann meiner zu entledigen, versprachen sie mir, zum Missionshause zu kommen, weil es hier, wo der Eine bald dies, der Andere das hineinschwätze, nicht gut zu reden sei; sie kamen aber nachher doch nicht. Ich setzte mich dann vor ein anderes Haus und hier sei es bemerkt, daß die Leute des Oberlandes immer zum Sitzen einladen, und nicht gerne selbst sitzen, während der Padre steht. Die Versammelten hörten ordentlich zu; es kam aber bald ein Störenfried, ein in seiner Art teuflischer Muselmann, welcher immer und immer unter die Leute hineinzuwerfen pflegt, daß Jakob einmal einen Stein angebetet und Lot seine beiden Töchter geschändet habe (wie er es nämlich erzählt), welche beide doch zu unserer Kaste (europäischen, christlichen) gehört hätten; ferner, daß wir uns nicht beschneiden ließen, während doch Christus beschnitten gewesen 2c. Der kam also, trotzdem, daß ich ihn vor des Mäklers Hause schon abgewiesen, wieder und bemächtigte sich des Wortes, um seine Lotsgeschichte wieder anzubringen. Als er mein äußerstes Mißfallen wahrnahm, sagte er, er wolle nur fragen, warum wir einige Leute aus der Gemeinde weggeschickt hätten, während doch solche wie Lot nicht hinausgeschickt seien. Die Leute nahmen dies Mal meine Partei und hießen ihn gehen, obwohl man sonst dem Muselmann nicht gern in die Quere kommt. Ich konnte darauf noch etwas über die um des Herrn willen verachteten Kinder Gottes reden. Auf dem Heimweg stieß ich auf einen bejahrten Lingaiten, der, als er mich sah, rasch mit seinem Ueberwurf seinen Mund schloß, wahrscheinlich, weil er die Nähe eines Europäers für verunreinigend hielt. Ich redete ihn an: „„warum verschließt Ihr Euern Mund?""— Er antwortete: „ohne besondern Grund"" und hörte den Worten

von Christo ordentlich zu, als er mit mir die Gasse entlang ging. Doch sah er jedes Mal ganz bedenklich und furchtsam seitwärts, so oft Jemand von seiner Kaste vorüberging. Er drehte sich plötzlich von mir ab, so daß einige Leute darüber lächelten und wandte sich einem andern Lingaiten mit einem Regenschirm unter dem Arm zu, mit welchem er seines Weges ging".

„7. Juli. Ich setzte mich vor dem Vordach eines Goldschmieds und fragte die darin sitzenden Gebrüder, ob sie nicht Christi Nachfolger werden wollten. Sie brachten aus Bedenken vor einem bestimmten „„Nein"" die Ausrede wieder vor: „„das geht nicht im Dorf,"" d. h. die Kaste geben wir nicht daran. Der eine von ihnen hat in unserer Schule Unterricht gehabt. Als ich mich anschickte, ihnen etwas vorzulesen, versammelten sich mehrere Leute und hörten der Geschichte vom verlornen Sohne zu. Sie waren so weit mit dem Herzen dabei, daß ein alter Mann sagte: „„Lasset's nur gut sein, wir können viel Klugheit von den Padris lernen."" — Ein mittlerweile vorbeigehender Leichenzug machte wenig Eindruck auf sie. Von dort wandte ich mich zu zwei Wollenzeugwebern aus einem andern entfernteren Dorfe. Sie waren ganz unbekannt mit dem Evangelio und hörten aufmerksam und unter dem beständigen, wohlgefälligen Ausruf: „„Hum! Hum!"" zu. Einige Lingaiten gesellten sich dazu, von denen einer sagte: „„Was habt Ihr denn besonders vor uns?"" Als ich ihm antwortete: „„einen Heiland, der unsere Seufzer getragen und unsere Schuld bezahlt hat,"" sagte er: „„es ist recht"" — und wandte sich schweigend ab. Vor einigen dicken Buddhisten redete ich dann etwas über die eiteln Kastenunterschiede und fand Anklang, aber ein Brahmine wetterte schnell einige Worte dazwischen, so daß aller Eindruck verwischt ward. Als sich die Buddhisten erhoben, konnte ich noch einem andern Mann das Heil in Christo zeigen."

„8. Juli. Ich ging zu einigen Brahminen, welche auf der Steinbank eines Hauses saßen. Es waren Schreiber. Sie

wollten sich nicht vorlesen lassen, ließen sich aber doch in einem Gespräch über die Sünde, welche man nach ihrem und aller Menschen Gewissen nicht leugnen könne, auf ihre Sündhaftigkeit hinführen: Ich fragte sie dann, wie sie, wenn sie auch jetzt brave Leute würden, die ihnen jetzt anhaftende Sündenschuld wegbringen wollten? Sie wurden dann still, als ich auf Christum wies, und gingen mit den Worten: „„ja wenn wir ihn sehen könnten,““ fort. Als ich mich dann zu einigen Lingaiten in einem Laden setzte, sagte einer: „„ja, ich hab's Ihnen schon sonst gesagt, wenn Sie uns monatlich 20 Rupies (50 Franken) geben, so werden wir Christen.““ — Ich las ihnen die Geschichte von dem reichen Thoren vor. Er wog meine Worte ab und drückte gegen einen andern durch Lächeln und Zeichen seine Freude (?) darüber aus. Von ihnen ging ich zu einem alten Mann und es versammelte sich bald ein Häuflein. Ich las vom guten Hirten; der Alte hörte ordentlich zu, aber sein Kopf und seine Aufmerksamkeit waren gleich nach der Richtung gewandt —, wohl aus Furcht vor nachherigem Spott, — von wo ein Zuhörer eine gemeine Bemerkung machte.“

„9. Juli. Heute war mein erster Gang zu zwei Leuten, welche vor einem Goldschmiedladen saßen. Nachdem ich eine Zeitlang gesprochen hatte, sagte ein dabeistehender Goldschmied, der gerade eine Silberstange in die Länge gedehnt hatte: „„hierdurch füllt sich unser Bauch.““ Dies veranlaßte einen von den Zweien, an welchen ich mich zuerst gewandt, zu der Bemerkung: „„es ist wahr, was er sagt; was habe ich davon gehabt, Ihnen zuzuhören?““ Ich sagte dann: „„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige alles zufallen.““ Ich redete dann auf der Straße einen Brahminen-Arzt an, der aus einem fremden Dorfe war. Er wandte sich bald mit einigen stolzen Worten ab. Ein Mann, der sie gehört hatte, sagte: „„Der hat Recht gehabt; der ist ein gescheidter Kerl!““ Er pflichtete mir aber doch bei, daß das „„Teufelsklug-

heit"" sei. Es suchten mich dann einige zu foppen, indem sie sagten, dieser und der von den Umstehenden wolle zu uns stoßen, d. h. Christ werden. — Darauf hatte ich noch Gelegenheit, vor einigen Leuten, welche in der Abendkühle auf der Bank vor ihrem Hause saßen, zu sprechen von unserm Bürgen, dem Herrn Christo. Einer wollte durchaus nicht wissen, daß mit denen, welche bis jetzt Christen geworden, irgend eine Veränderung vorgegangen sei, und behauptete: „„Wir Hindus haben auch einen Bürgen"" — dessen Namen er aber natürlich auf meine Frage nicht sagen konnte." — .

Sechstes Beispiel: Bericht des Simon und Andreas [1]): „Am Dienstag verkündigten wir in Bolma einigen Leuten das Evangelium. Diese Leute gaben dem Worte Beifall. Des andern Tages, Mittwochs, gingen wir von dort nach einem etwas entferntern Haus, zu welchem ein kleiner Teufelstempel gehört. Da fanden wir zwei Männer und einige Weiber und Kinder und sprachen mit ihnen. Sie fragten, woher wir seien, und was das Wort sei, das wir zu verkündigen hätten. Wir gaben uns als Padres (Missionars) zu erkennen, worauf sie sich weigerten, uns anzuhören: „Wir brauchen dies Wort nicht, wir dürfen es nicht hören!" Wir antworteten ihnen: „Dieses ist für Euch und uns das heilsamste Wort; es ist der Grund unserer Erlösung." Sie antworteten mit: „Pfui! packt Euch!" und einigen andern Schimpfreden. Wir erwiederten aber nochmals: „Gott hat die Gedanken der Liebe, die Er über alle Sünder gefaßt, in Eurem Hause kund gemacht: wollt Ihr sie von Euch stoßen?" Sie entgegneten: „Ihr sprecht wie Leute, die den Tod bringen." Wir ergriffen dies Wort und sagten: „Durch eines Gerechten Tod ist uns Erlösung und Vergebung geworden; durch das Wort von seinem Tod kommt den Sündern in der Welt das Heil. Nehmet das zu Herzen!" Auf dies und noch einiges Andere,

1) Heidenbote 1851 p. 81.

das wir sprachen, jagten sie uns zum Hause hinaus."

„Von dort gingen wir in ein nahes Bauernhaus, fanden aber Niemand. Ein wenig weiter war eines Palmweinziehers Haus. Dort waren zwei Männer und zwei bis drei Weiber. Ein Jüngling, der das Evangelium auch mit anhörte, unterbrach uns: „Um den Bauch zu füllen, des Bauches halber, weil sie nicht arbeiten mögen, haben sie diese ihre Kaste verdorben, eines andern Vaters Namen angenommen, und den Padris sich zugesellt, und nun sagen sie, wir sollen es auch so machen! Warum sollten wir es thun? Solche, die nichts mehr zu beißen haben, thun Alles, was man will, um des Bauches willen." Wir antworteten: „Wir sind keine Thiere, die Thiere essen des Bauches halber. Gott hat uns zu Menschen erschaffen. Arbeiten wir, so arbeiten wir für des Leibes Nahrung. Aber wir haben auch einen Geist! Wisset Ihr das? Ihr müßt das erkennen! Wie unser Leib Nahrung bedarf, so auch der Geist. Ihr habt keine Nahrung für den Geist. Jetzt hat Gott in Gnaden solche Nahrung Euch gesandt, und nicht Euch allein, sondern allen Menschen. Es ist Gottes Wort, das Wort von der Erlösung, die Gott durch seinen Sohn Jesum Christum gemacht hat. Ihr habt jetzt das Evangelium von dieser Erlösung gehört. Ihr könnt jetzt Speise für den Geist genießen. Was nützt es Euch, Euch abgemüht zu haben für den Bauch, den Bauch gefüllt zu haben und dann zu sterben! Gott will nicht, daß Ein Sünder sterbe. Er will nicht, daß sie in die ewige Pein gehen, deßhalb hat Er seinen Sohn gesandt. Gottes Sohn ist in dieser Welt geboren worden, war 33 Jahre in dieser Welt, verkündigte den Menschen, was ihnen verborgen war, er duldete für die Sünder Mühe, Leiden, Kreuz und Tod. Aus seinem Tode kommt uns das Leben. Aus seinem Blute haben wir Vergebung der Sünden, durch seine Auferstehung die Gerechtigkeit. Solche Liebe hat Gott den Sündern erzeiget. Warum wollt Ihr diese große, große Erlösung versäumen und für den Bauch

nur sorgen? Seht einmal die Vögel unter dem Himmel und die Thiere auf dem Felde an! Gott versorgt sie! Wie viel besser sind wir als sie!" — Auf all' dieses antwortete der junge Mensch: „Ihr seid noch unter den Vögeln und Thieren!" Nach einigen Worten der Erwiederung gingen wir weiter. Ein ältlicher Mann rief uns nach und sagte: „Ihr möget dies Wort in Bolma predigen, so lange als Ihr wollt — glaubet nur nicht, daß Euch ein Einziger hören wird!" Wir antworteten ihm: „Dieses Wort ist fest. Himmel und Erde werden vergehen, aber dieses Wort bleibet in Ewigkeit. Dasselbe Wort wird am jüngsten Tage gegen Euch zeugen." — So kamen wir heim."

„Am folgenden Tage predigten wir in verschiedenen Häusern das Wort. In einem Hause fanden wir unter Andern auch einen Palmweinzieher, den wir besonders anredeten. Er erwiederte: „„Was wird aus uns werden? Was wissen wir? Wie's Gott verfügt, so geht's!"" Wir bezeugten die Erlösung, die Gott für die Sünder bereitet und wie Er uns seine Liebe durch seinen Sohn geoffenbaret hat. Es kann daher Niemand sagen: was weiß ich? In Zukunft können die Sünder ihre Sünden nicht entschuldigen."

Doch wir können Indien nicht verlassen, ohne noch unserm alten Freund Hebich einen vertraulichen Besuch abgestattet und ihn auf einer seiner Missionswanderungen begleitet zu haben.

Siebentes Beispiel: Reise von Bruder Hebich von Dharwar nach Kalludghi und Bagelkota [1]) ..... „Am 6. Febr. verließ ich Kalludghi und zog nach Bagelkota, etwa 4—5 Stunden weit. Da das Bangalow zu weit von der Stadt entfernt ist, so ging ich in die Stadt selbst und wollte in einem Götzentempel wohnen; aber nirgend war ein passender zu finden, bis mir nach etwa zwei Stunden ein sehr tauglicher Ort, der gerade zwischen der Stadt und der Festung liegt, angewiesen wurde. Zuerst wurde gereinigt, und dann erquickte ich mich durch einige Erfrischungen.

1) Heidenbote 1839 p. 88 ff.

Indessen sammelte sich bald ein Haufen Jungen, die gewaltigen Lärm vor meiner Hütte machten. Ich legte mich nieder, um auszuruhen, und wollte am Abend die Stadt und Festung in Augenschein nehmen, um zu wissen, wie ich mein Straßenpredigen anzugreifen habe. Als ich nun meine Wanderung vornahm, sprangen 20—30 Knaben als Herolde vor mir her und führten mich wie ein Wunderthier überall schreiend herum. Die Stadt ist rings mit Mauern umgeben; die Straßen sind fast lauter enge Gäßchen, in denen man sich leicht verirrt. Die Knaben, meine Unkunde des Weges wahrnehmend, suchten ihren Spott an mir auszulassen, führten mich in abgelegene Theile der Stadt, und liefen dann plötzlich laut lachend davon. Doch bald hatte ich mich wieder zurecht gefunden, kam mit etlichen Leuten, die ich traf, ins Gespräch und predigte bald einer ziemlichen Anzahl den Herrn Jesum."

„Des andern Morgens fing ich mein Predigen auf dem Markte an; allein die Knaben, die sich bald wieder gesammelt hatten, machten einen so gräulichen Lärm, daß ich beinahe nicht fortfahren konnte. Als ich nach Hause zurückkehrte, verfolgten sie mich überall; ich wußte gar nicht, was ich mit ihnen anfangen sollte. Endlich ging ich zu der heidnischen Obrigkeit, und da diese sich etwas ins Mittel legte, bekamen sie etwas mehr Respekt, ließen aber dennoch nicht nach, mich zu quälen. Aber nun hatte ich es bald wieder mit den Brahminen zu thun, die Alles aufboten, mir im Hause und außer dem Hause zu widerstehen. Nachdem ich ihnen hin und wieder gehörig geantwortet hatte, erlaubte ich ihnen nicht mehr in meiner Wohnung zu sprechen und führte sie ruhig zur Thüre hinaus. Denn, wenn ich Besuchende erhielt, so kamen diese Kinder der Bosheit auch mit, und wenn ich nur den Mund aufthat, so fielen sie mir ins Wort, und so wurde ich verhindert, den Besuchenden das Wort zu verkündigen. — Ich predigte jeden Tag Abends und Morgens, wohl 6—8 Mal öffentlich an verschiedenen Orten durch die ganze Stadt hin; wenn ich dann nach Hause kam, so hatte ich Besuchende, gewöhnlich bis 9 Uhr Abends,

Leuten an und bemerkte, was man mir schon gesagt, den Sprachunterschied zwischen Yü-yiao und Ningpo. Auch beobachtete ich ein possierliches Beispiel der Furcht, welche unsere fremdartige Erscheinung oft erregt. Ein Knabe von 14—15 Jahren, dem ich auf meinem Spaziergang an der Ecke eines schmalen Kanals begegnete, sprang bis fast an die Hüfte ins Wasser, um sich vor mir zu verbergen. Nach dem Gebet, dem Frühstück und der Erbauung, die mir beim Lesen des köstlichen Gotteswortes durch Gottes Gnade zu Theil wurde, ging ich mit dem Katechisten nach dem Tempel des Stadtpatrons; unterwegs redete ich von der Liebe Christi und unserer Verpflichtung, sie reichlich und einfach auszuüben, so wie von der Schwierigkeit, uns gegenseitig verständlich zu machen. Wir fanden den Tempel voll Lärm aus Anlaß eines Gottesdienstes zu Ehren der „zwei Könige." Es war ein großer Chor singender Priester da und Frauen, die den Rosenkranz beteten, während sie das O—mi—da—veh (Einige sagen Amita Buddh) wiederholten und unzählige Male mit dem Kopf nickten und die Kniee beugten. Wir standen in einer Seitennische oder Kapelle und waren bald umringt. Ich fing an zu dem Volke zu reden und fragte sie, ob die zwei Könige und die andern Gegenstände ihrer Anbetung sie hören könnten; dann sagte ich kurz, ich sei gekommen, von dem Einen großen Könige zu predigen, von unserer Abhängigkeit von ihm, von unsern Sünden und von der Nothwendigkeit, alles Falsche abzulegen und uns zur Wahrheit zu wenden. Ich erregte viel Aufmerksamkeit und Einige verstunden mich; dann bat ich meinen Gefährten, fortzufahren. Er redete ziemlich lange. Während er redete, zog ich mich um einige Schritte zurück und trieb die Knaben und anderes unruhige Volk, das eine kleine Störung verursachte, zurück. So hatte ich mir bald einen andern Haufen ausgesondert, zu dem ich frag- und antwortweise redete; der letztere Theil fiel jedoch ärmlich aus. Der Katechist hatte unterdessen zwei sehr aufmerksame Zuhörer unter den ältern Leuten gefunden. Nach einer Weile saßen wir zusammen

auf einem Stein, um auszuruhen; als sich eine sehr große Anzahl um uns gesammelt hatte, brach ich das Stillschweigen und redete mit den Kindern, die immer zuvörderst und oft sehr lästig sind, ich empfahl ihnen ein artiges Benehmen und Ehrerbietung gegen ältere Leute, dann kam ich wieder auf unsern großen Gegenstand zurück. Dann stund Bao auf und sagte: Er sei ein untergeordneter Briefträger gewesen. Gott habe Gnaden- und Heilsbotschaft auf die Welt gesandt. Sie sei zuerst an ein fremdes Volk gelangt. Dann sei sie durch Ueberlieferung bis nach England gekommen. Englische Sendboten haben sie nach China gebracht. Ningpo habe die Nachricht auch vernommen, sie verstanden und sei nun sehr glücklich, sie ringsum seinen Landsleuten mittheilen zu können."

„28. Oktober. Donnerstags. Bevor wir nach dem Tempel gingen, wo wir für heute einen Besuch versprochen hatten, wanderten wir in verschiedenen Richtungen durch die alte Stadt und als wir in eine stille, von Privaten bewohnte Straße kamen, stellten wir uns zwischen eine Bude und einen zertrümmerten Reisladen und fingen an zu dem kleinen Volkshaufen zu reden, der unterdessen sich uns angeschlossen. Bald wurden unsere Worte von der Musik eines Hochzeitszuges übertönt, der eben durch die Pforte des nebenliegenden Hauses einzog. Ich erzählte darauf das Wunder in Cana, und nachdem ich damit zu Ende gekommen war, bat ich Bao, meine Rede zu ergänzen. Demgemäß redete er die Menge an; ich stund nicht weit davon und redete mit einigen Andern, die offenbar dem Anzug mehr Aufmerksamkeit schenkten, als dem Redner. Meine Worte, die ich so eindringlich als möglich machte, galten einem gescheiten jungen Mann, der neben mir stund. Dann gingen wir zum Tempel. Dort war dasselbe Anbeten wie gestern. Wir gingen in die Mitte des Hofes, und indem ich die Umstehenden und die Priester beobachtete, fragte ich einen derselben, ob die Gebräuche, die sie da verrichten, wahr oder falsch seien. Er gab keine Antwort; aber

einer seiner Collegen rief laut: „„Falsch““ und lachte dazu. Ich wiederholte das Wort und ermahnte das Volk, „„das Falsche zu verlassen und sich zur Wahrheit zu wenden.““

Wie man sieht, nicht nur abruptes Predigen zu den ersten besten auf der Straße Begegnenden, *sondern selbst inmitten der heidnischen Tempel!*

Neuntes Beispiel: Die Leiterpredigt in Kanton[1]). In einem Basler Traktat wird uns gar erbaulich erzählt, wie ein Missionar in eine heidnische Stadt gekommen sei, um daselbst Traktate zu verbreiten. Von großem Volksgetümmel umgeben, habe er sich aber kaum Raum schaffen können. Da habe er denn glücklicherweise eine Leiter an einem Hause stehen gesehen und sei, ein zweiter Zachäus, auf dieselbe hinaufgestiegen und von dieser hehren Kanzel hernieder habe er dann dem Volke zu predigen angefangen. „Der Herr aber weiß," so schließt die Erzählung, „was diese Predigt gefruchtet hat." In der That charakteristisch. Als einst ein schweizerischer Staatsmann in revolutionären Zeiten das gleiche schwankende Hülfsmittel benutzte, um eine große Volksmenge für seine Ideen zu begeistern, da hat man sich darüber, als über das Aeußerste von Unanständigkeit, in allen guten Gesellschaften höchlich entrüstet. Wenn aber ein frommer Missionar dasselbe zu religiösen Zwecken thut, wenn er vor bezopften Chinesen, mitten unter einem an strengste Etikette gewöhnten Volke plötzlich gleich einem Dachdeckergesellen eine Leiter erklimmt und von oben herunter zu der erstaunten Menge allerlei Unverständliches zu deklamiren beginnt, so wird das überall als eine wichtige That zum Bau des Reiches Gottes erzählt, gepriesen und in Holzschnitt verewigt. Immerhin stimme ich der Ansicht des Traktats in Betreff dieser, wie hundert an-

1) „Dem Collekte-Verein für die Basler Mission." Neue Folge. Nr. 15 Oct. 1859 p. 4.

derer Predigten bei: „der Herr allein weiß, was sie gefruchtet hat."

Als zehntes und letztes, sehr charakteristisches Beispiel mag schließlich noch die versuchte Bekehrung der Lutschu- oder Lieu-Kieu-Inseln citirt werden [1]). Auf diese einsamen Eilande im stillen Ocean, welche nominell zum chinesischen, faktisch zum japanischen Reich gehören, sandte im Jahr 1846 eine Gesellschaft von englischen Schiffscapitänen einen Missionar, Dr. Bettelheim, um dieselben dem Christenthum (und mit dem Christenthum wohl auch dem Handel) zu öffnen. Kaum aber hatte der Sendbote sammt seiner Gattin seinen Fuß auf jene Küsten gesetzt, und merkten die Behörden seine Absicht, sich bleibend unter ihnen niederzulassen, so ersuchten sie ihn in einer amtlichen Zuschrift flehentlich, ihr Gebiet zu verlassen, da sie arm seien und ihn unmöglich zu unterhalten vermöchten. „Ich bitte Sie demüthigst," so schloß das Schreiben, „Sie wollen doch Rücksicht nehmen auf dies arme, ausgehungerte Land. Sehen Sie mit Großmuth auf uns herab; seien Sie menschlich und haben Sie Erbarmen. Warten Sie, bis Wind und Wetter günstig sind, und dann segeln Sie zurück in Ihr Vaterland." Es versteht sich, daß unser Mann, gestützt auf das Wort: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen," auf diese Zuschrift der Obrigkeit auch nicht die allergeringste Rücksicht nahm, sondern nur um so mehr Anstalten zu seiner bleibenden Niederlassung traf. Um die Behörden zu besänftigen, sandte er ihnen wohlriechendes Oel, englische Münzsorten, allerlei Spielsachen und eine Art Schwarzwälderspieluhr und erreichte damit so viel, daß die Regierung ihm endlich mit Widerstreben einen Buddhistentempel zur Wohnung anwies, ihm die nöthigen Lebensmittel auf Staatskosten täglich zusandte und ihn mit 5 sogenannten „Gelehrten" umgab, welche angeblich für seine Bedürf-

1) Missions-Magazin 1860 Mai pp. 189—234.

nisse sorgen, in Wahrheit aber seinen Verkehr mit dem Volke überwachen sollten. Um trotz dieser obrigkeitlichen Vorsicht seinen Zweck zu erreichen, erbot sich Dr. Bettelheim, das Volk unentgeldlich in der Arzneikunde, in der englischen Sprache, in der Astronomie und in der Geographie zu unterrichten. Die Antwort hierauf aber lautete folgendermaßen: „Ohne daß wir uns mit Complimenten aufhalten, können wir sofort an die Beantwortung Ihres Schreibens gehen. Hiezulande sind wir gewohnt, nach China zu gehen, um dort die ärztliche Kunst zu lernen und Medicinen zu kaufen. Somit sind wir wohlbewandert in der Heilkunde und in der Kunst, den Kranken Hülfe zu leisten, und sind also weder mit Unwissenheit geschlagen, noch leiden wir Mangel an Medicinern...... (Aehnliche Antwort in Betreff der übrigen Anerbieten). „Es bedarf daher keines weitern Unterrichts von Ihrer Seite."

Was sollte nun der entmuthigte Missionar anfangen? Da er sah, daß jene Ummwege ihn nicht zum Ziele führten, beschloß er, nunmehr offen gegen den entschiedenen Willen der Behörden vorzugehen und auf den Straßen und Märkten der Hauptstadt zu predigen. Natürlich machte das sofort großes Aufsehen und so lange die Sache neu war, sammelten sich große Massen Volks um ihn. Bald aber wandte sich das Blatt. Der Missionar wurde auf offener Straße mit Steinwürfen und Stöcken angegriffen. Allein dadurch vollkommen unbeirrt, setzte er seine Predigtgänge fort. Die guten Lieukieu-Insulaner waren in Verzweiflung. Endlich, da sie weder durch Güte, noch durch Einschüchterung unseres Glaubenshelden los werden konnten, griffen sie — wahrscheinlich auf Anordnung der Behörde — zu folgendem höchst merkwürdigen Rettungsmittel: So oft Dr. Bettelheim in einer Straße erschien, so lief Alles, wie vom Winde verweht, auseinander. „Zuerst," schreibt er, „war es ein allgemeines Durcheinander. Die Leute liefen dahin und dorthin, die Thüren und Fenster wurden schmetternd zugeschlagen, die

Gemüsehändler verließen ihre Stände, die Arbeiter liefen von ihrem Geschäfte weg, die Matrosen ließen ihre Boote im Stich, Frauen schleppten ihre Kinder mit so großer Hast und solchem Schrecken in die Häuser hinein, daß die letzteren schon zu schreien anfingen, wenn sie mich nur von ferne sahen ..... Ich kann eine Gasse auf und ab wandern, einsam und verlassen, wie auf einer unbewohnten Insel. Einmal versuchte ich's eine ganze Woche lang und belagerte eine Reihe von Kramläden von früh Morgens bis spät in die Nacht. Umsonst, kein Laden, kein Fenster öffnete sich. Was soll ich dir weiter thun, Ephraim? Was soll ich dir, Lutschu, weiter thun? So fragte ich mich mit dem Propheten. Ich weiß nichts Anderes als das Evangelium."

Aber was soll das Evangelium helfen, wenn Niemand es hören will? Man sollte glauben, unter solchen Umständen, bei so kategorisch ausgesprochenem Willen des Volkes, hätte der Missionar es wohl als das Klügste nicht nur, sondern (nach Evang. Matth. 10, 14) als Pflicht erachtet, den Staub von seinen Füßen zu schütteln und in Gottes Namen weiter zu ziehen. Aber keineswegs! Da die offene Gewalt zur Eroberung der Festung nichts half, so mußte abermals die Zuflucht zu den bei dem Pietismus so beliebten Schleichwegen genommen werden. „Dr. Bettelheim sah sich gewissermaßen vor eine fast uneinnehmbare Festung hingestellt. Aber er gab die Hoffnung nicht auf. Ein neuer Angriffsplan ward entworfen, und er beschloß, diese Festung förmlich gleichsam zu bombardiren. Das Geschütz waren kleine Packete von Theilen der heiligen Schrift oder chinesische Traktate, enthaltend herzliche Ansprachen, die er selbst und seine Gattin mit großer Mühe abgeschrieben hatten. Diese warf er über die Hofmauern in die Gärten und Höfe der Wohnungen. Nun, eine kurze Zeit ging darüber hin; er gratulirte sich schon über das glückliche Gelingen dieses Planes, als eines Tages ihm eine große Kiste durch Regierungsboten überbracht wird. Er wundert sich, was sie enthalten möge, öffnet sie und findet darin

zu seinem nicht geringen Erstaunen alle seine Traktate und Büchlein wieder. Sie waren sorgfältig gesammelt worden und wurden ihm hiemit zurückgestellt."

Allein auch dadurch ließ sich unser Mann von seinem Vorhaben nicht abbringen. Er verfiel vielmehr auf eine andere sehr ingeniöse Kriegslist: er wandte sich an den sinnlichen Appetit der Leute, er suchte das Christenthum statt durch den Kopf nunmehr durch den Magen ins Herz der Leute zu bringen. Lassen wir ihn selbst sprechen: „Dem Packet von Traktaten," schreibt er, „das ich durch die Straßen kolportirte, fügte ich ein hübsches kleines Säckchen mit Schiffszwieback bei, den ich in einem mit eigener Hand erbauten Ofen gebacken hatte. Wer nun die Traktate anzunehmen sich weigerte, war in der Regel weniger spröde gegen mein Backwerk, und Manche fühlten sich auch ein wenig angezogen durch die Säckchen von buntfarbigem geblümtem Kattun, die ich ihnen darhielt. Sogar als meine Kriegslist durch die Wachsamkeit des Feindes, der allen meinen Plänen Contreminen entgegensetzte, überholt wurde und Niemand mehr weder um meine Traktate noch um die reizenden Säckchen sich kümmerte, blieben wenigstens etliche nackte sonnenverbrannte Jungen meine Kunden. Da ich nun bemerkte, daß das Dunkel des Abends meinen Spionen weniger Spielraum gewährte, wählte ich diese Zeit, um auszugehen an die Hecken und Kreuzstraßen, wo alsobald braungelbe Kinder in beträchtlicher Anzahl ab- und zusprangen, um ein wenig Backwerk und ein Säcklein zu kriegen, wozu denn immer auch ein Stücklein von dem himmlischen Manna kam."

Allein das Alles brachte den Unglücklichen seinem Ziele keinen Schritt näher. Vier Jahre lang war er, durch die regelmäßigen Lebensmittellieferungen der Regierung unterhalten, auf jener Insel stationirt und hatte noch keine Seele zu seinen Dogmen zu bekehren vermocht. Diesen Zustand der Dinge konnte er nicht länger ertragen. „Entweder mußte sich," wie er

sagte, „das Verhalten der Regierung gegen ihn (welche ihn mit Spionen umgab und an jedem Verkehr mit dem Volk systematisch hinderte) ändern, oder er selbst mußte sein Werk aufgeben.“ Zum Letztern aber wollte er sich eben nicht entschließen. So blieb denn nichts Anderes übrig, als die englische Regierung selbst zu einem gewaltsamen Einschreiten gegen die Behörden von Lutschu zu veranlassen. Wirklich rief die „seemännische Missionsgesellschaft für Lutschu“ die offizielle Intervention von Lord Palmerston, des damaligen Premierminister, an, und dieser ließ sich endlich herbei, durch den britischen Gouverneur von Hongkong ein Kriegsschiff zu senden und die Behörden daselbst benachrichtigen zu lassen, „daß die britische Regierung an Dr. Bettelheim ein lebhaftes Interesse nehme und jeden Versuch, ihn durch systematische Plackereien und Verfolgungen wegzutreiben, mit hohem Mißfallen betrachten werde.“ Folgendes ist das offizielle Sendschreiben Lord Palmerston's an die Regenten von Lutschu:

„Ihrer britischen Majestät Regierung hat mit Bedauern erfahren, daß eine systematische Plackerei und Verfolgung gegen Dr. Bettelheim in Anwendung gebracht wird. Demgemäß hat sie es für rathsam erachtet, ein Kriegsschiff in freundschaftlicher und wohlmeinender Absicht abzuordnen, um die thatsächliche Lage Dr. Bettelheim's kennen zu lernen, so wie ihm jenen Schutz und alle die Unterstützung angedeihen zu lassen, zu der er als britischer Unterthan berechtigt ist.“

Eine Expedition ging demnach unter der Führung von Capitän Cracraft und Bischof Smith in See; Verhandlungen mit den Behörden von Lutschu wurden angeknüpft, und es ward verlangt, daß alle Plackereien gegen Dr. Bettelheim künftig aufhören, daß sein gesegneter Verkehr mit dem Volke in keiner Weise mehr gestört, und daß (was sich zwar aus den Missionsblättern nicht direkt entnehmen, aber aus den unten folgenden Petitionen der Eingebornen mit Sicherheit schließen läßt)

Lutschu dem englischen Handel geöffnet werden solle. Denkwürdig ist die Scene, die in Folge hievon in der Conferenz zwischen den englischen Bevollmächtigten und den Regierungsbeamten der Insel entstand. „Der Name Bettelheim's," schreibt Bischof Smith, „schien augenblicklich eine ganze Reihe unangenehmer Gedanken und Erinnerungen zu wecken. Tschang (einer der einflußreichsten Sprecher) strich sich den Bart und zog den Athem hörbar zwischen den Zähnen. Die etwas widerwärtige Thatsache schien ihnen klar zu werden, nicht nur, daß Bettelheim ein britischer Unterthan sei, sondern daß die Ankunft des Kriegsschiffs einigermaßen mit ihrem Benehmen gegen ihn im Zusammenhange stehe. Vollends die Erklärung von unserer Seite, daß hinfort von Zeit zu Zeit ein Kriegsdampfer die Insel besuchen werde, schien wie ein Donnerschlag auf sie zu wirken. Sie baten aufs Angelegentlichste, sie mit dieser Ehre zu verschonen; es wäre das ein Unglück für sie, und das arme Land könnte die Ausgaben nicht tragen, die dies nach sich ziehen würde. Der Capitän tröstete sie mit der Versicherung, daß England nur freundschaftliche Absichten habe, und daß alle Lebensmittel aufs Liberalste würden bezahlt werden. Sie aber erwiederten, ihr Land sei klein, ihr Boden unfruchtbar, das Volk arm und von Geldmünzen finde sich nichts bei ihnen. Alle Einkäufe würden durch Tauschhandel gemacht, und sie wüßten nicht, was sie von den Engländern eintauschen könnten ......"

Diese Einwendungen wurden bald darauf durch zwei Bittschriften verstärkt. Sie sind zu interessant, als daß wir sie nicht mittheilen sollten. Die erste lautet also:

„Die unterthänige Bitte von Ma-Leang-tsai (und Andern), des Vice-Generalstatthalters von Lutschu, worin wir Seine Excellenz anflehen, Mitleid mit uns zu haben, und Bettelheim und seine Familie von hier weg und nach seiner Heimath zu nehmen, damit unser kleines Land Ruhe haben möge. Wir liegen in einem Winkel des Meeres versteckt; der Boden ist unfruchtbar

und das Volk ist arm. Während Bettelheim's Aufenthalt hier sind Beamte und Volk stets in Anspruch genommen mit der Sorge für seinen Unterhalt, so daß sie ihren eigenen Beruf vernachlässigen und die öffentlichen Geschäfte hintansetzen mußten. Die höhern Klassen haben große Ausgaben für religiöse Opfer und für die öffentlichen Vorrathshäuser; das gemeine Volk aber muß sich selber den täglichen Unterhalt erwerben, was uns Alle sehr arm macht. Wenn Dr. Bettelheim nicht bald in seine Heimath zurückkehrt, so muß unser Unglück noch mehr wachsen und das Land wird nicht mehr aufrecht zu stehen vermögen.

„Bei einer früheren Gelegenheit, am 11. Monat des verflossenen Jahres (Dez. 1849), als die englische Regierung ein Kriegsschiff hiehersandte, überschickten wir demselben eine Extrabotschaft mit der Bitte um die Entfernung Bettelheim's. Bis jetzt ist keine Antwort gekommen. Da nun aber Ew. Gnaden Schiff angekommen ist, wiederholen wir die Bitte, Bettelheim und seine Familie an Bord zu nehmen und ihn in seine Heimath zu bringen. So wird nicht bloß Ihr unterthäniger Diener auf immer dankbar sein, sondern auch das ganze Land, Beamte und Volk, werden Ihnen für diese hohe Gunst aufs Höchste verpflichtet sein.

„Dringende Bitte.

„Gegeben in Taokwangs 30. Regierungsjahr, dem 1. Tage des 9. Monats (5. Oktober 1850).“

Die zweite Petition lautet: „Die unterthänige Bitte von Ma-Leang-tsai (und Andern), des Vice-Generalstatthalters von Lutschu, welche die volle Wahrheit enthält.

„Wir erfahren durch das Gerücht, daß gewisse Personen von Ihrem ehrenwerthen Schiffe krank in Dr. Bettelheim's Wohnung gebracht wurden, um dort seiner ärztlichen Hülfe zu genießen. Nun, wenn daraus ein bleibendes Verweilen dieser Personen auf unserer Insel hervorgehen würde, so müßte uns dies große Unruhe bereiten. Unser geringes Land ist so arm und die

wenigen Getreidearten, die hier wachsen, sind spärlich. Seit Bettelheim's Aufenthalt bei uns hatten wir Alle, von den Höchsten herab bis zu den untersten Klassen, fortwährend mit ihm zu schaffen, so daß wir unserem Beruf nicht nachgehen konnten, — eine Sache, welche bittern Mangel zur Folge hat. Sollten gar noch mehrere Personen hier bleiben, so würden unsere Nöthen dadurch höchlich gesteigert und die Nation wird nicht im Stande sein zu bestehen.

„Unser Land hat keinen Handel; wir sind nur eine kleine Nation, und die Inseln, die zu uns gehören, sind sehr geringfügig ......

„Ein armes Volk, wie wir sind, wie sollen wir einen ausgedehnten Handel mit andern Ländern führen? Unser roher Zucker, unsere von Gras geflochtenen Kleidungsstücke ꝛc. tauschen wir gegen Reis und andere Artikel von Tutschara aus. Ein so unbedeutender Tauschhandel ist aber sehr verschieden von einem großen Handelsverkehr, aus welchem andere Länder Reichthum und Wohlstand schöpfen.

Wir hören, daß die Gesetze Japans aufs strengste den Handel mit dem Auslande verbieten. Nur im Hafen von Tschang-ki (Nagasaki?) wird eine bestimmte Anzahl von chinesischen und holländischen Handelsschiffen jährlich einmal zugelassen, über welche aber die Beamten strenge Aufsicht führen. Die Tutschara-Leute, obwohl zu Japan gehörig, dürfen mit uns handeln. Wenn sie aber nun hier fremde Artikel einkaufen und sie daheim einschmuggeln würden, so würden sie strenge bestraft, sie würden aufhören mit uns zu verkehren und dann müßten wir verhungern.

„Ferner haben wir keine gangbare Münze. Wegen der Kärglichkeit unserer Landeserzeugnisse aber können fremde Schiffe hier nichts einkaufen, und deßhalb stellen wir besondere Beamte an, die für die Bedürfnisse der Schiffe zu sorgen haben. Da nun in der letzten Zeit englische und amerikanische Schiffe so

häufig hier ankamen, so erwächst daraus für uns große Unannehmlichkeit und viel Mangel.

„Was nun die Religion des Herrn des Himmels (Name für die katholische Religion) betrifft, so sind wir von Alters her den Lehren des Confucius gefolgt und haben darin Grundsätze gefunden, welche die persönliche Sittlichkeit heben und unsere Familien in gute Ordnung bringen, — passend für Jeden nach seinen besondern Umständen und Lebensverhältnissen. Auch suchen wir das Land zu regieren nach den Grundsätzen und Regeln, die uns von den Weisen überliefert worden, und die geeignet sind, ewigen Frieden und Ruhe zu sichern. Außerdem ist unser Adel sowohl als das gemeine Volk ohne natürliche Fassungsgabe, und obgleich sie ausschließlich den Lehren des Confucius gefolgt sind, haben sie es darin doch nicht zur Vollkommenheit bringen können. Wenn sie nun noch dazu die Religion des Himmels studiren müßten, so würde das unsere Fähigkeit übersteigen und das Herz hat keine Neigung dazu. Sollten aber die Leute von Tutschara hören, daß wir eine neue Religion studiren, so würden sie nicht mehr mit uns verkehren, und das wäre unser Unglück.

„Diese unsere klare und wohlbegründete Bitte unterbreiten wir mit demüthigster Ehrfurcht der einsichtsvollen Prüfung Eurer Excellenz. Blicken Sie mitleidig auf uns herab; lassen Sie Niemand von den Ihrigen mehr hier wohnen; lassen Sie von dem Versuch ab, mit uns Handel zu treiben und das Christenthum uns zu lehren. So wird dann das ganze Land, Regierungsbeamte und Volk, auf ewig dankbar sein. Gegeben den 5. Oktober 1850."

So lauteten die Bittschriften. Allein die Engländer blieben unbeugsam. In der letzten Zusammenkunft der beiderseitigen Abgeordneten antwortete Capitän Cracraft mit der klaren, unmißverständlichen Instruktion Lord Palmerston's. „Da erhoben sich die höchsten Beamten von ihren Sitzen, fielen auf ihre Kniee,

stießen die Köpfe auf den Boden und flehten um Mitleid mit ihrem armen ausgehungerten Lande. Und als auch das nichts half, überreichten sie dem Capitän ein anderthalb Fuß langes Briefcouvert mit einem Schreiben an die Königin Viktoria selbst." Alles vergebens. Die Einwohner der Lieu-kieu-Inseln wurden gezwungen, Dr. Bettelheim nicht nur wider Willen unter sich zu behalten, sondern auch wider alle bestehenden Gesetze ihm vollständige Freiheit des Handelns zu gewähren, ihn nach Belieben die Häuser besuchen und öffentlich auf Straßen und Märkten predigen zu lassen.

Bei der großen Abneigung des Volks gegen den Missionar war indeß auch das nur von geringem Erfolg. Er behauptete freilich (nach dem Jahresbericht der genannten Gesellschaft von 1854), „daß er vom Volk wie ein Vater verehrt werde." Trotz dieser Verehrung und trotz aller ihm eingeräumten Freiheit zu Straßenpredigten und Hausbesuchen gelang es ihm indeß in vier weiteren Jahren nicht mehr als $4^1/_2$ Seelen (die 5. nämlich nur in Hoffnung) zwar nicht gänzlich zu bekehren, doch „seine Brüder in Christo nennen zu können." Nicht sowohl wegen des deutlich ausgesprochenen Widerwillens der Bevölkerung, als wegen finanzieller Mißhelligkeiten des Missionars mit seiner Gesellschaft, so wie wegen Entmuthigung seines Nachfolgers ist schließlich die interessante Mission dennoch aufgegeben worden.

Uns aber muß es im Innersten empören, aus diesem und vielen andern Beispielen wahrzunehmen, theils mit welch' kleinlichen, unwürdigen Mittelchen und Schlichen, theils mit welch' roher, jedes fremde Volks- und Gewissensrecht mit Füßen tretender Gewalt das Christenthum von unsern Missionaren zu verbreiten gesucht wird. In allen Welttheilen, unter gebildeten und ungebildeten Heiden, unter Hindu und Chinesen, unter Eskimo, Negern, Neuseeländern, überall dasselbe Verfahren. Ueberall wird das Christenthum nicht als die Botschaft der Liebe aufgefaßt,

die nur in der Lebensluft der Freiheit recht ergehen, nur auf dem Wege innerlich freudiger Zustimmung sich fortpflanzen kann, nicht als geistige Wahrheit, die um erkannt zu werden, vor Allem aus freies Gewissen, eigenes Nachdenken, innerlichste, von Furcht und Lockung vollkommen unabhängige Selbstbestimmung des Individuums verlangt. Nein, unter allen Zonen sehen wir diese geistigste aller Religionen von eigenen angeblichen Anhängern, in ein äußerlich gegebenes Statut, in einen übernatürlich geoffenbarten Codex verwandelt, den man gleich dem Ukas eines absoluten Königs — bei ewiger Höllenstrafe in Pech- und Feuerflammen — äußerlich, autoritätsmäßig, entwickelungs- und prüfungslos annehmen, unterschreiben, beschwören muß. Wir sehen es zu einem himmlischen Assignate mit Zwangskurs, zu einem religiös-politischen Handelsartikel degradirt, der den Völkern mit oder wider ihren Willen, auf offenen oder auf Schleichwegen, mit List oder mit Gewalt, zu gelegener oder ungelegener Stunde um jeden Preis aufgenöthigt, aufgeladen, — gemeinsam mit Opium und Baumwollenfabrikaten — zu ihrem Seelenheil octroyirt wird; stets nach dem Grundsatz des Dichters:

haud mihi deero:
Sacra loquens portas irrumpam, non hodie si
Exclusus fuero, desistam, tempora quaeram;
Occurram in triviis; deducam. Nil sine magno
Vita labore dedit mortalibus.

Wir sind aber mit unsern Beispielen noch keineswegs zu Ende. Um obigen Satz in seiner vollen Wahrheit deutlich zu machen, haben wir noch von allen Thatsachen die schreiendste, gewissermaßen die höhere Einheit von Bazar- und von Reisepredigten zu besprechen, nämlich das Auftreten unserer Missionare an den heidnischen Götzenfesten.

Diese an gewissen berühmten Wallfahrtsorten sich alljährlich wiederholenden sogenannten Mela's vereinigen mit religiösen Feierlichkeiten zu Ehren der betreffenden Gottheiten stets zugleich

die Bestimmung großer Jahrmärkte. Aus sehr entfernten Gegenden strömen oft Hunderttausende von Männern, Weibern und Kindern an einem solchen Feste zusammen, und auf der weiten, sonst einsamen Fläche erhebt sich plötzlich das Gewimmel einer volkreichen Stadt. Auf der einen Seite sieht man glänzende Tempel und Kapellen emporragen, mit zahllosen Götzenbildern, Priestern und heiligen Thieren bevölkert, in der Nähe die geweihten Badestellen und Festplätze, wo eine enthusiastische Menge ihre Waschungen, Opferungen und Prozessionen verrichtet. Auf der andern Seite aber ziehen sich lange Gassen zwischen verschiedenartigsten Kramläden, Trinkstuben und Spektakelbuden hin. Dazu überall eine Menge von Wahrsagern, Gauklern, Taschenspielern, Schlangenbändigern, Bajaderen, wandernden Musikanten, Fakiren, Jogis u. s. f., ihr marktschreierisches Wesen treibend. Das festfeiernde Volk aber, leicht erregbar und phantasievoll, wie es ist, stürzt sich, wie man sich leicht denken kann, von einer Aufregung in die andere. Von dem fortwährenden Schießen und Musiziren, von dem Schmerzensgestöhn der unter dem Wagen Dschaggernath's Verscheidenden, von dem Jubelgeschrei, das die bewunderten Hackenschwinger umgibt, von dem ausgelassenen Lärm eines zügellosen, in den ausschweifendsten sinnlichen und geistigen, religiösen und weltlichen Orgien sich ergehenden Volks wiederhallt Tag und Nacht der weite Festplatz, so daß es für einen anwesenden Europäer, geschweige für einen Hindu, schwer ist, dabei seiner fünf Sinne mächtig zu bleiben. Die Volksmenge befindet sich nach dem Ausdruck eines Basler Blattes [1]) „in einem fortwährenden Taumel von Lustbarkeit und Teufelstrug," sie ist nach Herrn Missionsdirektor Graul's Zeugniß „geistig und leiblich betrunken [2])." Wahrlich, wenn irgend welche Gelegenheit auf Erden zur Verkündigung des Evangeliums unpas-

1) Collekte-Verein für die Basler Mission. Neue Folge. Nr. 19 Juli 1860.
2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 270.

send ist, wenn irgendwo die Warnung Christi, die Perlen nicht vor die Säue zu werfen, überhaupt noch in Betracht gezogen werden soll, so muß man zugestehen, daß dies an solchen indischen Götzenfesten der Fall ist. Wenn eines Sonntags Nachmittags auf den Champs Elysées in Paris oder Mittags an einem Meßsonntag in Leipzig, oder mitten in einem Wettrennen zu Newmarket plötzlich ein beliebiger Mensch auf einem Pfeiler stehen und zu den Spielenden, Handelnden, Wettrennenden laut zu predigen anfangen würde, so müßte man ein solches Auftreten im höchsten Grade passend und schicklich finden, im Vergleich zu dem unserer Missionare an jenen Festen, wo das Heidenthum seinen Triumph mit Raserei feiert und alle Zuhörer nach Graul's oben erwähntem Ausspruch „geistig und leiblich betrunken" sind. Auch drängen sich solche Gewissensbedenken manchen Missionaren selbst zuweilen auf. Graul meint, es sei in Benutzung solcher Gelegenheiten jedenfalls große Weisheit nöthig [1]). Missionar Lacroix gibt zu, daß das Volk zum Anhören des Evangeliums nicht in der besten Verfassung sei [2]). Ein amerikanischer Missionar gesteht aus eigener Erfahrung [3]): „Mir scheint, die Wirkung mündlicher oder öffentlicher Predigt an das Volk bei einer Mela oder jedem großen Zulauf des Volks in diesem Lande als ein Mittel zur Bekehrung werde gewöhnlich überschätzt. Es herrscht fast immer ein solcher Lärm, ein solches Getümmel, ein solcher Wechsel der Zuhörer, daß es ist, wie wenn man versuchte, eine lärmende, unruhige, mit Politik gänzlich unbekannte Volksmenge dadurch über die tiefen und entfernten Beziehungen einer verwickelten politischen Frage zu belehren, daß man ihnen im Vorbeigehen Stückchen von der Ecke einer Zeitung zuwürfe, welche diesen Gegenstand behandelte. Aus solchen Papierschnitzeln, auf welchen theils voll-

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 270.

2) Calcutta Conference p. 63.

3) Miss.-Mag. 1842 IV p. 55.

ständige theils unvollständige Sätze enthalten sein möchten, könnten sie einige Gedanken herauslesen, würden aber wahrscheinlich nicht viel vom Ganzen verstehen." Selbst der oben erwähnte Basler Traktat ruft naiv aus [1]): „Ist's doch gerade so, als wenn in unsern Landen ein Prediger in eine mit lustigen Trinkern gefüllte Wirthsstube oder in einen lärmenden Tanzsaal treten und da seine heilige Botschaft ausrichten wollte." In der That! Aber was hilft es? Alle solche momentanen Vernunftregungen werden stets wieder durch die Betrachtung unterdrückt, daß vielleicht doch ein Samenkörnlein auf einen fruchtbaren Boden fallen oder in entfernte Gegenden geführt werden könne, wohin sonst keines Missionars Stimme dringe. „Allein auf der einen Seite," fährt der bereits genannte Traktat fort, „findet der Missionar nie und nirgend sonst so viele Leute aus allen Gegenden beisammen, als wie auf einem solchen Götzenfeste; und andererseits darf er es ja doch dem lieben Gott zutrauen, daß auch da etliche heilsbegierige Seelen sich finden, bei denen der Same des Wortes nicht auf den hartgetretenen Weg fällt." Wie aber solch allfälliger Segen, der nur Gott bekannt ist, weit überwogen wird durch den augenscheinlichen tausendfachen Hohn, Streit und wüsten Skandal, der die Missionspredigt bei solchen Anlässen umgibt und das Christenthum in den Augen der Heiden tief entwürdigt, das bedenken jene Herren nicht.

Doch überzeugen wir uns durch eigene Anschauung. Treten wir einigen jener Scenen, wie sie uns die Missionsblätter selbst schildern, einen Augenblick näher. Keine Gesellschaft hat die Melapredigten zu höherer Blüthe gebracht, keine legt auf dieselben ein größeres Gewicht als die Basler. Besonders ist es Freund Hebich, der hier seine gewaltigsten Schlachten geschlagen, hier seine welthistorischen Lorbeeren sich gesammelt hat. Halten wir uns also vorzüglich an seine, überhaupt an die Baseler

1) A. a. O. p. 3.

Berichte, welche durch Anschaulichkeit sich auszeichnen, im Wesentlichen aber mit denjenigen der meisten übrigen Gesellschaften (nur die Lutheraner, Londoner und Amerikaner zeigen in dieser Sache, so viel mir bekannt, etwas mehr Zurückhaltung) übereinstimmen.

Erstes Beispiel: Besuch des Payawurfestes durch Bruder Hebich vom 16.—23. Februar 1845 [1]..... „Am Eingang stand der obere Tempel mit dem großen Spielplatz, weiterhin zur Seite die wenigen 5 oder 6 Häuser der hier ansässigen Einwohner, aber die ungeheure Masse der Fremdlinge waren alle unter Lauben. Unter einem einladenden Banianbaum war auch für uns eine etwas größere Laube errichtet: aber was sollte das für so Viele? Weiter unten ein schönummauerter alter Baum, unter dem den Durstigen beständig Wasser aus dem Loch eines dargehaltenen Topfes floß. In allen drei Straßen Eß- und Trinkwaaren in Menge, besonders Branntwein zum würdigen Schluß des Festes, auch Kleider, Teppiche und viele Spielbuden. Endlich vereinigen sich die drei Wege in einer ziemlich breiten Straße, neben der rechts und links zwei ummauerte Baumgüter liegen. Nach langem Wählen bestieg ich eine dieser Erdmauern mit meinen Leuten, legte Kappe und Stock nieder, faltete die Hände und fing nach stillem Gebet an, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dann sangen wir dem Einigen Herrn und Gott, — wohl ein unerhörter Schall in diesen Bergen und die Leute strömten herzu“ u. s. f. Nun folgt der Inhalt der Predigt und ein Bericht über ihren Erfolg beim Volk, das in den ersten Tagen nur mäßigen Skandal machte. Dann aber lesen wir:

„Donnerstags nach der Andacht versuchten wir's an einem neuen Platz — nämlich auf der mächtig langen und breiten Steintreppe, welche vom obern Tempel herab zum untern reicht, und an Festen nur von Brahminen betreten wird. Nach unserm ge-

---

1) Heidenbote 1846 pp. 44—46.

wöhnlichen Gesang und Gebet war ich angefüllt mit der Liebe Gottes, die mich in diesem Augenblick ganz freudig machte. Etliche schrieen, etliche lachten, doch blieb's ruhig, bis gegen den Schluß hin eine Bewegung in der Masse sich bemerklich machte; die lange Treppe wogte von Leuten; ich ließ Jakob reden, dessen Ansprache sie heftig stach. Es ging los, die Brahminen drängten von oben, Andre von unten, das Geschrei erstickte jedes Wort, wurde lauter und lauter: „„fort, fort!““ das Gedränge stieg aufs Höchste. Wohl zehnmal bat und rief ich: „„nur ein Wort!““ Aber sie waren so erhitzt, ich mußte weichen, und schickte meine Leute voran, um den Strom zu hemmen; als ich aber den Rücken wandte, wurde ich fast geschoben; zwei ihrer Hauptleute suchten mich, zur Seite gehend, zu schützen. Unten auf der Erdmauer wollten wir's noch einmal mit Predigen versuchen — bald aber flog's mit Sandwürfen, wir mußten fort: jetzt kamen Steine. Einer traf den Hinterkopf des begleitenden Brahminen; mitleidig sagte ich: „„den hätte ich kriegen sollen!““ „„Thut nichts,““ erwiederte er und rieb den Kopf. Nun ging's hinauf auf der anderen Seite: ob ich gleich unter heftigem Geschrei anfing, konnte ich doch wieder predigen. Die zwei Begleiter sprachen endlich drein und wollten mich in den Tempel führen. Ich: „„Nein, in einen so verfluchten Ort gehe ich nicht,““ daher wandte ich mich nach Hause. Der eine Brahmine verlor sich, den andern, der für mich eine Wunde am Kopf erhalten hatte, lud ich ein, im Zelt niederzusitzen; aber er fing an zu zittern und lief eiligst davon. Nun kamen wieder die Haufen von Besuchern, Alles war ruhig. Am Nachmittag aber wurde beim Traktatenaustheilen das Gedränge so unerträglich, daß ich vor's Zelt hinausging, um nicht wegen Büchern fast zerrissen zu werden; denn für je einen Traktat waren 10—20 Hände da. Nach einer Stunde erklärte ich keinen mehr geben zu wollen, und dem Geschrei zu entrinnen stahl ich mich etwas in den Wald hinein. Da ich bei der Rückkehr den Haufen durch Aufwiegler vermehrt fand, bat ich, mich

ruhig zu lassen und zu gehen. Umsonst: ich war und blieb umringt, und da das Pferd vom Geschrei scheu wurde, ritt ich mit ihm davon. Aber als ich zurückkam, traf ich sie noch Alle, und hätte keine Ruhe gefunden, wenn nicht der Schulze und Polizeidiener von einem meiner Leute wäre herbeigerufen worden. Da ging's dann an ein Fliehen; der Hauptanführer wurde gepackt, aber auf meine Bitte entlassen, und die Herren, die uns geholfen, noch mit einer Predigt beschenkt. Ein Polizeidiener blieb bei uns für die Nacht, in der wir wieder mit den Kurgs manche Freude hatten.

„Am Freitag kamen Hörer gleich nach der Andacht, auch der obenerwähnte Beamte, Alles lief ruhig ab. Die Ruhestörer paßten aber dann auf die Abwesenheit des Polizeidieners und nöthigten mich am Ende durch ihre Gewaltthätigkeit im Zelt, das Hausrecht gegen einen zu behaupten. Gegen Mittag rüsteten wir uns zur Abreise, priesen den Herrn in gemeinschaftlicher Andacht und gingen nach dem Essen in aller Ruhe durch den Bazar, erreichten am Abend das Boot und Samstag Morgens Cannanore, wo ich Br. Gundert traf, der in meiner Abwesenheit die Predigten bei den beiden Gemeinden übernommen hatte.

„Ich habe den Eindruck, daß die Predigt durch die ganze Masse von 10—15,000 Leuten hindurchgedrungen ist. (!!)"

Zweites Beispiel: Hebich auf dem Feste zu Taliparambu[1]). Kaum waren wir von dem Heidenfest zu Payawur zurück, so gingen wir wenige Wochen darauf nach Taliparambu, wo ebenfalls ein Götzenfest war. Dies sind die Hauptzüge dessen, was wir daselbst erlebten. Der Herr war mächtig mit uns. Mehr Leute wie sonst haben das Wort gehört. Auch die Brahminen wurden dies Mal aus ihren Schlupfwinkeln herausgetrieben. Das beleidigende Wort: „„daß ihr Gott ein Stein sei,"" regte sie alle zur äußersten Wuth gegen mich auf.

1) Heidenbote 1850 p. 51.

Sie fielen mich öffentlich bei meiner Predigt an. Auch der Hauptbrahmine erschien. Sie kamen mit derselben Klage, daß ich sie und ihren Gott verunehre und ihnen großen Verlust und Schaden verursache; ja sie suchten mich wo möglich wegzudrängen und mir den Platz zu verbieten. Sie baten den anwesenden Polizeidiener, er möchte doch weggehen, damit sie mich recht durchprügeln könnten, denn in seiner Gegenwart könnten sie das ja nicht thun. Aber dies und alles Andere schlug fehl, und sie mußten mit Schanden abziehen und mir das Feld lassen. So konnte ich im Frieden das Wort verkündigen. Wir predigten stark wider diese Verführer des Volks und deckten ihren Betrug auf. . . . . Als wir am Ende des Festes mitten durch die Tausende nach Hause zogen, so versammelten sich noch einmal die Feinde, um uns noch Etwas auf den Weg mitzugeben. Sie hoben ein Geschrei mit Steinwürfen an. Sechs Polizeidiener begleiteten uns. Unser Gang durch das Volk (ich an der Spitze) war aber so rasch, daß alles Bemühen der Feinde umsonst war, und nachdem wir glücklich durch die Tausende gekommen, eilten wir fröhlich auf der Straße voran, wobei wir im Vorübergehen den Leuten theilweise noch ein Wort ins Herz sagten, während Andere uns unsere Traktate zeigten. Einer aber rief uns ängstlich nach: „„wenn ich diesen Steingott nicht anbete, so sterben mir Weib und Kind!““ So groß ist der Aberglaube! Dem Herrn aber sei Dank, der uns wieder so große Gnade gegeben! Wir haben alle den Eindruck, als habe der Herr ein großes Werk unter diesem Volke! Die Sache ist Sein, Hallelujah! Beten Sie auch mit uns, daß Er es zum völligen Durchbruch bringe! —“

Diesen frechen Angriff, den Hebich unter dem Schutz von 6 Polizeidienern auf die Heiligthümer der Heiden an deren eigenen religiösen Hauptfesten machen durfte, commentirt nun die Basler Missionscommittee in folgender geistreicher Weise: „So, meine Freunde, schreibt Missionar Hebich. Sind das nicht Heldengänge nach Jonathan's Art? Zwar sieht es aus, als wenn

die theuren Brüder, die so glaubensmuthig und heldenmäßig in das Feldlager des Teufels eingebrochen sind und mitten unter dem Wüthen der Feinde das Panier des Kreuzes aufgerichtet haben, — als ob sie nicht sowohl gesiegt hätten wie einst Jonathan, sondern unterlegen seien! Wohl dem äußern Anschein nach mag es so aussehen; aber der große Zorn der heidnischen Priester, die ungeheure Wuth der Götzendiener — ist das nicht ein deutliches Zeichen, daß sie fühlen, wie ihre Herrschaft zu Ende ist? Deshalb singen wir getrost mit Luther:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'
„Und wollt' uns gar verschlingen," rc.

Doch das Alles sind bloße Uebungen in der Mäßigung. Es soll besser kommen. Möge der geneigte Leser hinlängliche Geduld fassen, um sich durch folgende Musterschilderungen Hebich's hindurchzuarbeiten, in denen, wie in allen Berichten desselben Missionars, eine seltsame Mischung von kindlicher Naivetät und schlau berechneter Renommisterei Niemanden entgehen wird.

Drittes Beispiel: Die zwei Heidenfeste in Payawur und Taliparambu im Jahr 1851[1]).

A. Das Fest in Payawur.

„Es fand statt vom 14. bis 21. Februar. Vor der Abreise von Cannanur hatten wir extra das heilige Abendmahl in der Gemeine. Mit mir waren die Katechisten Jakob, Gnanamuttu, Obrien, Joseph, Paul, Duncan, — die fünf Knaben David, Daniel, Joseph, Hermann und Georg, und die vier Knaben Michael, Abraham, Jesuthasen und Emanuel; die zwei Brüder John und Philipp gingen mit zur Besorgung der Haushaltung, und sechs Träger trugen das Zelt und das übrige Geräthe."

1) Heidenbote 1851 p. 70—72.

„Am Abend kamen wir nach einem anderthalbstündigen Marsch an den Fluß, auf dem wir die Nacht hindurch in einem Boote fuhren. Am nächsten Morgen nach dreistündiger Wanderung mitten in niedrigen Bergen in Payawur angekommen; Alles nichts als Wald. Unsere Wohnung ist ein großes Zelt und ein kleines Zelt, die Küche ist eine Laubhütte."

„Ordnung des Tages. Morgens 5 Uhr aufstehen; es ist Nacht; meine Leute gehen in die Küche zum Feuer; ich allein im Zelt, bereite mich vor, gehe hinaus spazieren. Es dämmert; um halb 6 Uhr komme ich zur Morgenandacht, — Gesang, die Tageslosung, eine Ermahnung, Gebet. Jetzt ist's 6 Uhr vorüber; ohne ein Wort zu sprechen, wird auf den Bazar gezogen. Ein Piun (d. h. ein Polizeibeamter) ist immer mit uns, ohne den wir gar nichts thun können vor den bösen Leuten. Ich ziehe voran. Eine Erdmauer wird von mir und einigen meiner Leute bestiegen; die Uebrigen stellen sich unter mich hin. Jetzt Hut und Turban herunter, die Hände gefaltet, ein stilles Gebet; dann laut von mir: „„Unser Anfang sei im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!"" Jetzt werden 2 oder 3 Verse gesungen; dann bete ich laut, lang oder kurz, darauf predige ich laut in canaresischer Sprache; Jakob sagt Alles auf Malajalim. Dann fordere ich einen Bruder auf, nach mir zu reden, — wenn's geht, vielleicht noch Einen; dann mach' ich den Schluß. Dann stilles Gebet und nun ganz stille fort. Darauf an einem zweiten, zuweilen sogar dritten Platz ebenso. Dies von 6—8 Uhr Morgens. Um 8 Uhr ganz stille wieder nach Hause. Da angekommen wird gesungen und gebetet. Dann legt ein Jeder die Oberkleider ab und macht sich's bequem. Viele Leute sammeln sich jetzt um das Zelt. Mein Frühstück wird aufgetragen; einer von den fünf Knaben hält Wache. Ein Katechist wird gerufen, um die Herumstehenden ein wenig abzuziehen und sich mit ihnen zu unterhalten. Einige aber wollen nicht, sie wollen mich essen sehen. Ich lasse Matten unter das Zelt legen, heiße

die Leute sich setzen und nun geht's fort von Morgens halb 9 Uhr bis 1 oder 2 Uhr. Es ist gränzenlos heiß; ein Trupp löst den andern ab; gute und schlechte Leute kommen; die guten kriegen Bücher (Theile der heiligen Schrift, Traktate.) Um 2 Uhr wird für mich das Essen aufgetragen; meine Leute essen in der Küche. Die umstehenden Leute werden weggeschickt; sie wollen nicht gehen; sie wollen mich essen sehen. Nach dem Essen lege ich mich wo möglich 5 Minuten hin, um zu schlafen. Gegen 3 Uhr kommen die Leute wieder, jetzt gewöhnlich liederliches Volk. Nun ist's Zeit, den Götzen anzubeten. Musik und Trommeln erschallen, die Leute laufen vom Zelt weg. Wir kleiden uns Alle an und bereiten uns für die Predigt. Im großen Zelt versammeln wir uns, singen, beten; jetzt kommt schon wieder viel Volk um das Zelt. Nun geht's wieder auf den Bazar wie Morgens, von 4—6 Uhr. Um 6 Uhr fängt's an zu dämmern; wir ziehen heim. Nachdem wir den Lobgesang gesungen und gedankt haben, fühlt ein Jeder von uns, daß die Tagesarbeit jetzt gethan sei. Jetzt ist Alles munter und fröhlich; ich sitze allein vor dem Zelt, genieße noch etwas; meine Leute sitzen oder liegen auf Matten auf der Erde zwischen meinem Zelt und der Küche. Es werden die Vorkommenheiten des Tages erzählt: da lacht immer Einer herzlicher als der Andere. Zur Rechten an der Küche (Alles ist Wald) machen die Träger und die Knaben ein großes Feuer, das die ganze Nacht hindurch brennt; ich laufe hin und her, helfe da und lache dort oder weise zurecht, wo etwas Unrichtiges vorfällt. Vielleicht rufe ich die Knaben in mein Zelt, die mir dann einige Verse oder Lieder vorsingen, während ich müde mich niederlege. Nach 8 Uhr wird Alles zusammengerufen; dann wird Abendandacht von mir gehalten, — und darauf begibt sich Alles zur Ruhe. Alle schlafen bei mir im Zelt, nur die Träger in der Küche."

„Diesmal war der Eigenthumsherr des Tempels ein An-

derer. Ich nahm mich vor den Elephanten in Acht[1]). Es kam keine besondere Gefahr vor. Hier hatte ich schon manchmal mein Leben im Stillen drangegeben, als die Gefahren so von allen Seiten hereinbrachen; dies Mal nichts der Art. Großer Friede, viele Zuhörer, selige Erfahrungen; 600 Theile der heiligen Schrift und viele Traktate ausgetheilt, — noch nie so viel. — Im Frieden zogen wir ab, — und am 21. Februar Morgens 4 Uhr sangen wir in meiner Wohnung zu Cannanur mit lauter Stimme das Lob Gottes, der uns Elende so hoch ehret und uns würdiget, seine Zeugen unter den Heiden zu sein. Hallelujah!"

B. Taliparambu.

„Dies Fest fand vom 9. bis 19. März dieses Jahres statt. Die erste Nacht schliefen wir in Tschirakal, wo unsre lieben Missionsgeschwister uns alle Liebe anthaten. Nachts 2 Uhr wieder auf, mit Lobgesang fortmarschirt, Morgens zeitig in Taliparambu im Bangalo (Fremdenherberge) angekommen. Da habe ich das große, meine Leute das kleine Zimmer. Das Bangalo liegt auf einem Hügel; unsere Stimmen erschollen mit Lobgesang, daß man uns weithin hören konnte. Wir empfahlen uns der Gnade des Herrn, genossen etwas, ruheten und schliefen. Nachmittags 4 Uhr das heilige Abendmahl; dann hinaus auf den Bazar.

„Es war dieselbe Anzahl von Leuten mit mir, wie in Payawur. Die Ordnung dieselbe wie dort, außer daß meine Leute in ihrem eigenen Zimmer und in der Verandah schlafen. Wir stehen um 4 Uhr auf; ich gehe hier nicht spazieren, sondern wir haben hier längere Andacht. Die Hauptfestlichkeiten der

1) Es wurden bei frühern Festen Elephanten auf Hebich und seine Begleiter losgelassen.



Heiden finden hier Nachts 12 bis 4 Uhr in einiger Entfernung von unsern Augen statt; dann ziehen sie in den Tempel, und aus demselben kommen sie mit der Morgendämmerung zu unserer Predigt, die gewöhnlich bis 9 Uhr dauert.

„Ich hatte diesmal mehr Furcht in mir selbst auf diesen beiden Festen, als auf allen vorigen. Das Fest in Payawur ging für mich ganz unerwartet fröhlich und leicht vorüber, aber doch war große Furcht in mir. In Taliparambu war die Zuhörerschaft diesmal außerordentlich groß und zahlreich. Wir haben hier schon seit einigen Jahren Steinigungen erlitten, und das letzte Jahr blieben die geliebten Brüder Timotheus und Joseph (eingeborne Katechisten) durch harte Steinwürfe fast todt auf dem Platze. Diese Steinigungen nämlich gehen so zu: Wenn wir uns nach einer gehaltenen Predigt aufmachen, in unserm gewöhnlichen muntern Schritte nach Hause zu gehen, verfolgen uns 100 bis 200 und 300 junge, rüstige, starke Leute, welche alle Steine auf dem Wege, die sie kriegen können, aufraffen und sie auf uns mit aller Macht werfen. Da sieht man die Luft voll Steinen jeder Größe fliegen über unsern Köpfen. Ein solcher Haufe hat seinen Anführer. Es ist zu verwundern, daß bei einem solchen Anlauf nicht Alles todt geworfen wird. Ich bin noch nie getroffen worden.

„Voriges Jahr (1850) fing dieser Anlauf mit einem spitzigen Holzstück an, das Einer mir nach dem Gesicht warf, während ich predigte; es schien mir gerade in die Augen zu fahren. Während ich aber mit der Hand eine Bewegung machte, um dem Worte gleichsam die Bekräftigung zu geben, begegnete meine flache Hand diesem Holzstücke, ohne daß ich es recht wußte, (denn ich war mit meinem Geiste ganz in das Wort versenkt), und so fiel es von meiner flachen Hand — pump! — auf einen meiner Zuhörer, der sich dann den Kopf rieb. Gleich darauf fuhr ein Stein über meinem Haupte an den Stamm des Baumes, unter dem ich stand. Da dachte ich, es sei Zeit sich aufzumachen; ich

gab meinen Leuten einen Wink, — einige Steine fielen auf die Köpfe meiner Zuhörer, — wir beteten und gingen dann muntern Schrittes fort, und nun wurden wir mit Steinen verfolgt. Kaum verließen uns diese Bösewichter, so fing ich schon wieder an zu predigen; aber sie kamen immer wieder und trieben uns mit den Steinen fast bis zum Amthaus, so daß wir nichts machen konnten. So war es im vorigen Jahr!

„Anders ging es in diesem Jahre 1851. Der Steinigungstag fällt immer auf den dritten Tag ihres Monats, diesmal auf unsern 15. März. Dieser 15. März kam. Der Teufel hat mich diesmal wegen dieses Tages arg geplagt. „„Warum willst Du so lange hier bleiben?““ flüsterte er mir zu; „„Du bist schon lange genug hier gewesen, könntest vor diesem Tage ordentlich nach Hause gehen! Warum sich dieser Gefahr aussetzen? Vielleicht tödten sie einen Deiner Leute!““ — Und als dies nicht bei mir wirken wollte, so fing der Satan bei mir einen neuen Anlauf an und sagte: „„Warum aber an diesem Morgen ausgehen? Kannst ja gerade diesen Morgen ruhig zu Hause bleiben, und nachher kannst ja wieder ausgehen und predigen. Gewiß, es ist nicht weise, sich so einer Gefahr auszusetzen! Und welchen Nutzen bringt es? Keinen. Außer, daß sie Dich auslachen, und die Freude haben, das Gerücht auszubreiten, daß sie den Padre recht tüchtig gesteinigt haben!““ Ich wurde in der That sehr bedenklich darüber, wußte nicht, was thun? Ich betete, bat um Licht! „„Was Licht!““ war die Antwort, „„warum bist Du hier? Du mußt hinunter gehen und predigen!““ Ich schlief darauf ganz ruhig. Morgens 4 Uhr auf; halb 5 Uhr kamen wir zur Andacht zusammen. Alles finster inwendig: der Gesang wollte nicht gehen; ich betete, aber kein Anklang! Alles todt! wir gingen hinaus. Halbwegs auf dem Hügel machte ich Halt. Eine mächtige Versammlung war da; Alles stille, Alle horchten dem Wort zu. Jetzt kam der entscheidende Augenblick für mich. Meine Leute kann ich in einem sol-

chen Falle nicht fragen, denn ich habe sie schon oft über mein Gehen entrüstet gefunden. Hatte den Tag vorher noch von ihnen gehört: „„Geht Meister wohl morgen hinab? Das Beste ist, daß er nie getroffen wird!““ — Eben war ich mit meiner Ansprache an die Versammlung fertig. „„Sollst Du jetzt vollends hinunter gehen?““ fragte ich mich. Den Hut aufgesetzt! Es geht mit raschen Schritten hinab. Alles Finsterniß in meinem Innern: der Boden, auf dem ich ging, schien zu zittern, aber es ging vorwärts. Alles stille. Nun eingelenkt in den Bazar: es erschallt ein ungeheures, jauchzendes Geschrei bei dem Götzentempel, dem Götzen zu Ehren. Es ging mir durch Mark und Bein! „„Sagte ich Dir nicht,““ — sprach der Teufel zu mir, „„daß Du nicht hinunter gehen solltest?““ — Die Bazarleute lachten und schrieen mir ins Gesicht. Nun ging's durch den Bazar festen Schrittes: — wir stehen vor der Erdmauer, auf welche ich mich zu stellen pflege — sie wird von mir und den Meinigen bestiegen: dann wie gewöhnlich stilles Gebet, dann: „„Unser Anfang sei im Namen Gottes ꝛc.““ Wunderschöne Leute strömen herzu. Es wird ein Vers gesungen, die Leute hören zu, Einige ernst, Andere lachen. Ich fange an, laut zu beten: Alles finster in mir; bete lauter; Leute strömen herzu; — ich fange an zu predigen. Eine ungeheure bewegliche Masse von Menschen vor mir. Auf einmal ruft ein großer starker Nayer (d. h. ein angesehener Mann, Haupt einer Kaste): „„Nun laßt uns den Padre davon treiben!““ In diesem Augenblick springt der Piun (Polizeidiener), der mit uns diesmal auf der Erdmauer stand, eiligst hinunter, gibt dem Nayer mit einem dünnen Rohr einen Schlag; der Nayer schlägt den Piun wieder; der Piun ergreift den Nayer beim Haarschopf; der Nayer faßt den Piun gleichfalls beim Schopf; jetzt ringen sie und würgen einander. Ich schweige, alles Volk wendet sich zu diesem Zweikampf. „„Sagte ich Dir nicht,““ — fängt der Teufel wieder an mir zuzuflüstern, — „„sagte ich Dir nicht, Du solltest

nicht hinunter gehen!““ Ich war wie auf einer Folter. Ein anderer Piun eilte unserm Piun zu Hülfe; — viele Nayers halfen dem Nayer. Jetzt bittet mein Katechist Gnanamuttu zu meiner Rechten um die Erlaubniß, von der Erdmauer hinunter zu gehen; er springt zu dem Piun, der durch den Kampf schon ganz den Kopf verloren hatte, sagt ihm: „„Geh' in den (nahen) Tempel, da ist der Amtmann und alle seine Piuns!““ — Gnanamuttu kommt wieder zu mir herauf. Jetzt bewegt sich unser Piun langsam mit dem Nayer dem Tempel zu, gerade wie Ameisen ihre Beute davon schleppen; — es geht immer weiter weg. Die Leute wenden sich wieder zu uns; ich fange wieder an zu predigen. Es kommen mehrere Piuns vom Amtmanne; unser Piun kommt auch wieder; Alles ist außerordentlich still; eine ungeheure Masse von Menschen hört dem Worte stille zu; es kommen immer mehr Leute; die Sonne brennt schon sehr heiß, — ich merke es nicht, — der volle Sieg ist da! Ich ende, komme von der Mauer herab; jetzt geht's triumphirend durch den Bazar, die Piuns machen Bahn, auf dem Bazar ist Alles mäuschenstille. Die Piuns verlassen uns; wir sind im Bangalo in meinem Zimmer, singen dem Herrn; ich fange an zu beten und dem Herrn zu danken, und siehe da, ich war so angefüllt von Seiner Liebe, daß ich mich fast nicht halten konnte laut aufzuschreien: O wie ist der Herr so gut! O wie habe ich mich geschämt meines Kleinglaubens. Mein Herz war voll Dankes über der Treue meines Herrn! Hallelujah! Bis jetzt habe ich noch keinen größern Sieg erlebt.

„Am letzten Tag des Festes, den 18. März, ging's auf der genannten Erdmauer von halb 6 Uhr bis 10 Uhr Morgens in Einem fort; so wie Einer von uns aufhörte, fing der Andere an. Fortwährend neue große Zuhörerschaften, wie noch nie. Einige waren sehr böse und schrieen laut, liefen dann ab und zu, horchten zuletzt 1 bis 2 Stunden ganz ruhig zu. Ein Knabe setzte sich hin, — seine Mutter konnte ihn nicht wegbringen.

Unsere fünf lieben Knaben waren im Bangalo und beteten fortwährend, bis wir um 10 Uhr erschöpft zurückkamen. Ach, als wir da ankamen, da war Gotteslust! O wie ist der Herr so groß in Elenden! Ich konnte vor lauter Freude und Arbeit (es ist nicht Ermattung) nichts essen; und jetzt kamen Hohe und Niedrige, Alle wollen Bücher haben, und ich gebe ihnen Allen bis gegen 6 Uhr Abends. Dann waren alle Bücher weg, noch nie so viel, — und dies Mal fast keines zerrissen!

„Meine lieben Kinder (die Katechisten) haben vortrefflich und mit Gotteskräften gepredigt. Wir waren darnach Alle so sehr bewegt vor Freude, daß wir fast nicht zum Schlafen kommen konnten.

„Nachts um 12 Uhr brachen wir, nachdem wir dem Herrn gedanket, fröhlich auf, kamen Morgens mit Tagesanbruch in Tschirakal bei den lieben Unsrigen unter Loben und Preisen an, und erreichten am 19. März wieder unser Cannanur.

„Helfet beten, daß alle Hindernisse aus dem Wege gethan und diesem Volke geholfen werde!

Ihr Samuel Hebich."

Diesem „herrlichen Bericht", wie ihn die Basler Committee nennt, fügen wir noch einen Auszug aus dem Vierteljahrsbericht vom gleichen Jahr aus Cannanur bei. Wir lesen daselbst [1]):

„Am 2. Januar gingen wir nach Cudali, wo wir schrecklich behandelt wurden; sie haben mich mit Kuhmist förmlich bedeckt, und nahmen uns fast mit Gewalt unsern Nambi, einen neulich zu uns gestoßenen Weber, aus unserer Mitte weg. Die

1) Heidenbote 1851 p. 74.

ganze Woche vom 27. Januar bis 1. Februar predigten wir jeden Tag in ganz Cannanur umher, wie noch nie, und theilten sehr viele Bücher unter das Volk aus. Es ging hier Alles ordentlich zu und ohne besondere Beschimpfung. — Vom 14. bis 21. Februar waren wir auf dem Heidenfest zu Payawur, wo das Wort wie noch nie Eingang fand, und Alles ohne Verfolgung abging; wir theilten zwei Männerlasten heiliger Schriften unter das Volk aus. Voll Freude und Danksagung kehrten wir wieder zurück. — Vom 9. bis 19. März waren wir auf dem Taliparambu-Heidenfest. Es war glorreich, voller Siege: die Zuhörerschaft erstaunlich groß, der Götze selbst zu Schanden gemacht durch seine eigenen Diener, die Brahminen, welche unter einander zankten; auch unsere Feinde mußten mit Schanden abziehen, und die uns zugedachte Steinigung wurde vereitelt. Drei Männerlasten von heiligen Schriften wurden unter das willige Volk, das in Schaaren zu mir ins Bangalo kam, ausgetheilt, unter Hohen und Niederen, ja unter Solchen, die sie früher verachteten; und wir kehrten mit großer Freude und Danksagung nach Cannanur zurück. Es ist selig, dem Herrn zu dienen unter den Heiden!"

Aehnliche Beispiele eben sowohl von Predigtreisen wie von Melascenen, welche an Abenteuerlichkeit, Taktlosigkeit und Skandalreichthum hinter den oben geschilderten keineswegs zurückbleiben, kann der Leser, dem es um weitere Belehrung zu thun ist, beinahe in jedem Jahrgang der gewöhnlichen deutschen, französischen und englischen Missionsblätter, in reichlicher Anzahl (am reichlichsten in denjenigen der Basler und englischkirchlichen Gesellschaft, seltener in den der weit besonneneren und milderen Londoner) finden [1]).

---

1) Vgl. z. B. etwa noch Stellen wie folgende: Miss. Reg. 1821 pp. 475—481; 1831 pp. 52 ff., 360—364, 367—374; 1832 p. 304 und alle folgenden Jahrgänge dieses Blattes. Church Miss. Record 1852 pp. 133,

Indem wir aber, um den Leser nicht zu ermüden, auf weitere Citationen verzichten, können wir uns nicht versagen, noch der vielbesungenen That des baptistischen Missionars Bion zu Dakka zu gedenken. Sie mag zu diesen Schilderungen den würdigen Schluß bilden und mit den unten citirten Stellen zugleich beweisen, daß das Verfahren Hebich's noch keineswegs den Höhepunkt pietistischer Missionstaktik bildet.

In Dumroi ward das große Dschaggernathfest gefeiert. Jedermann kennt die furchtbaren Scenen, welche dieses berühmteste aller indischen Götzenfeste begleiten. „Denken Sie sich," schreibt Bion selbst, „einen Riesenwagen von der Höhe des Missionshauses in Basel und etwa 30 Fuß breit und 40—50 Fuß lang." Er ruht auf 8 Rädern und wird an langen Seilen von der Festmenge langsam von Ort zu Ort gezogen. Zu oberst steht das in Gold und Seide gekleidete, häßliche Götzenbild, weiter abwärts befinden sich die Priester; unten wogt die in rasendem Festjubel hintanzende Menge. Hunderte stürzen sich zu begeistertem Selbstopfer unter die rollenden Räder des Wagens. An ein solches Fest begab sich Bion mit seinen Begleitern, um das Evangelium zu verkünden. Nachdem er dies den Tag über in der gewöhnlichen

---

158 ff., 232 ff.; 1854 pp. 184 ff., 211 ff., 277; 1856 pp. 13 ff., 33 ff., 114 ff., 199 ff. Church Miss. Int. 1851 p. 272; 1852 pp. 200—206, 207 ff.; 1857 pp. 107—115, 160 ff. Feuille mensuelle 1843 p. 343 u. f. f. Journal des Miss. év. 1828 pp. 268 ff., 271 f. Calwer Miss.-Bl. 1835 pp. 62 f.; 1836 pp. 41 ff, 53 ff., 71; 1837 p. 87; 1838 pp. 29 ff., 34 ff.; 1840 p. 94; 1842 pp. 47, 92; 1848 pp. 101 ff. Heidenbote 1839 pp. 35 ff.; 1845 pp. 92—94; 1852 p. 95 rc. Miss.-Mag. 1843 II. p. 72 f. Basler Jahresbericht 1860 pp. 65 ff.; 1861 pp. 49 ff.; 1862 p. 79. News of the Churches 1862 Sept. p. 232. Vgl. ferner Hamilton, Christ. Miss. p. 160 ff. Miss.-Mag. 1854 IV. pp. 207 ff., wo den Missionaren ein aggressives Verfahren geradezu zur Pflicht gemacht wird, und endlich als ein Beispiel der rücksichtslosen Zudringlichkeit selbst gegen tolerante und zuvorkommende Katholiken den Besuch des bekannten Buchanan in Goa, Kingsmill, Missions and Missionaries p. 197 ff.

Weise gethan, drängt es ihn am Abend, „noch einen Hauptschlag gegen dies Bollwerk des Satans, gegen den Götzen Dschaggernath zu thun.“ Aber wie diesen Hauptschlag ausführen? Er beräth sich mit seinen Gefährten. Einige schlagen vor, sich an den Fluß zu stellen und jedem abfahrenden Boot einen Traktat mitzugeben. Aber das genügt Bion nicht. „Noch ein letztes, dringliches, herzbewegendes Wort möchte er der verblendeten Menge sagen!“ Allein nirgends findet sich ein erhöhter Platz, von dem er hätte reden, weit unters Volk hineinreden können, nirgends als auf dem — Götzenkarren. Da faßt er sich denn ein Herz, seufzt zu Gott, und — mit einem kühnen Sprung schwingt er sich (oder klettert vielmehr) auf die erste Terrasse des Götzenwagens. Hier im Schatten des überragenden Götzenbildes, auf der heiligen Altane der heidnischen Priester, umgeben von einem trunkenen, taumelnden, seines Verstandes nicht mehr mächtigen Volke, fängt er an zu predigen — man kann sich vorstellen, mit welchem Erfolg — über: „kommt her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid [1])!“...... Man vergegenwärtige sich dieses Schauspiel, diese Kanzel, diese Gemeinde, diesen Text, und ich denke, wir haben von diesen Melascenen genug gesehn.

Was aber soll, so dürfen wir schließlich fragen, was kann ein solch namenlos schroffes und taktloses, ein so sehr allen Anstand und alle Würde mit Füßen tretendes Verfahren nützen, wie es sich uns nunmehr in den Haus-, Straßen-, Bazar-, Reise-, Melapredigten unserer Missionare übereinstimmend gezeigt hat? Wir mögen die Ueberzeugungstreue, den rücksichtslosen Muth bewundern, der sich darin ausspricht, — obschon es immer ein von der Polizei beschützter [2]) Muth, der Muth herrschender

1) Heidenbote 1850 p. 20. Descombaz, Hist. des Missions p. 263 etc.

2) Daß die Begleitung der Missionare durch Polizeisoldaten an jenen Festen etwas Gewöhnliches sei, und diese Begleitung einzig ihnen die Möglichkeit ruhigen Predigens verschaffe, bezeugt auch ein Missionar ausdrücklich im Basler Jahresbericht 1861 p. 113.

Europäer gegen ein armes, unterdrücktes, vor jedem fremden Gesicht unwillkürlich erzitterndes Volk ist[1]). Aber nennen wir's immerhin Muth, wir fragen: ist es christlicher Muth, Muth, der im Willen Gottes bleibt, der der Sache Christi dient, der von Weisheit, Liebe, Anspruchslosigkeit geleitet ist? Wird durch solche „Jonathansgänge" das Reich Gottes wirklich gefördert[2])? „Man muß im Glauben säen!" so ertönt es hier, wie oben beim Traktatvertheilen. Allein wir haben bereits gesehen, was ein solch angeblicher, von menschlicher Willkür, nicht von göttlicher Weisheit geleiteter „Glaube" zu bedeuten hat. Wie oben, so beweist es der Erfolg auch hier. Denn wenn von „vielen Hunderten durch solche Predigten Bekehrter" gesprochen wird, wenn der eitle, renommistische Hebich von seiner eigenen Wirksamkeit bei jeder Gelegenheit berichtet: „Die Predigt ist durch die ganze Masse hindurchgedrungen," „das Wort hat gewaltig gewirkt" u. s. w.[3]), wenn wir in einem bereits citirten Traktate lesen[4]): „Eine vieljährige Erfahrung hat gelehrt, daß gerade auf diesen großen Heidenfesten manche Seele den ersten Eindruck empfangen hat, der nachmals reiche und gesegnete Früchte trug:" so gehört das Alles eben ins Reich jener absichtlichen und unabsichtlichen Unwahrheiten und Uebertreibungen, ohne die heutzutage ein Missionsbericht aufhören würde, ein Missionsbericht zu sein. Zum Beweis der Zweckwidrigkeit solch eitler effekthaschender Spektakel-

1) Stellen wie Church Miss. Record 1856 p. 230. Heidenbote 1851 p. 109. Miss.-Mag. 1859 p. 60 ff. rc. zeigen deutlich genug, daß die Furcht vor englischer Gewalt der beste Schutz der Missionare ist.

2) „Niemand," sagt Chrysostomus, „der einen Kranken aufrichten will, wird solches mit Zorn und Schelten thun, sondern mit liebender Sorgfalt und tröstlichen Worten wird er die Heilmittel ihm darreichen." (Contra eos, qui subintroductas etc. Ed. Montf. I. p. 280.) Vgl. auch desselben Aeußerung über taktloses Dreinfahren de sacerdotio II. c. 3.

3) Heidenbote 1839 p. 90; 1846 p. 46; 1851 p. 74 rc.

4) Halbbatzen-Collekte Juni 1860 p. 3.

macherei verweisen wir einfach, mit Uebergehung manch anderer Daten, auf die im ersten Kapitel angeführten Zahlen der wirklich Bekehrten, auf die selbsteingestandenen Motive, die dieselben zum Christenthum geführt, so wie auf das Zeugniß des verdienstvollen ehrwürdigen Missionars Wenger [1]).

„Obschon wir immerhin," bemerkte dieser in Calkutta, „dieser Verkündigungsweise des Evangeliums unter allen Missionszweigen den ersten Rang zuweisen, so können wir dennoch die hervorstechende, demüthigende Thatsache nicht stillschweigend übergehen, daß in sehr wenig Fällen eine wirkliche Bekehrung durch die Predigt allein erzielt wird. In unsern eingebornen christlichen Versammlungen wird das gepredigte Wort immer und immer wieder als ein Mittel zur Bekehrung gepriesen; aber eine Predigt vor Hindus und Muhamedanern war sehr selten mit einem so erfreulichen, fühlbaren Erfolg gekrönt. Einige wenige solcher Fälle sind vorgekommen, aber sie waren wirklich sehr selten. Das sollte uns indessen nicht entmuthigen," u. s. w. Ich denke, dieses Zeugniß genügt vollständig und wird auch dadurch nicht aufgehoben, daß derselbe fromme Mann sich selbst und seine Brüder unmittelbar darauf durch den Gedanken zu trösten sucht, daß die Missionspredigt möglicher Weise noch manche unangesehenen Früchte, vielleicht erst in einem künftigen Leben, tragen möge.

Doch beurtheilen wir das Vorgehen der Missionare nicht nur vom Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit aus, sondern von demjenigen der Achtung, den jeder sittlich gebildete Mensch der heiligen, sei es richtigen, sei es unrichtigen, Gewissensüberzeugung seiner Nächsten, wie vielmehr den religiösen Vorstellungen, Gebräuchen, Cultushandlungen eines ganzen Volkes selbst im Kampfe schuldig zu sein glaubt. Wie stellt sich uns von diesem Standpunkt aus die Praxis der Missionare dar? Wir haben bereits in den

1) Calcutta Conference p. 46.

obigen Auszügen gesehen, wie unter dem Schutz englischer Polizei die Götzenfeste der Heiden gestört, ihre heiligen Gebräuche lächerlich gemacht, ihre Glaubensansichten insultirt wurden. Wir haben aus Hebich's eigenem Munde gehört, wie er mitten im Feste diesen Götzen einen Steingott genannt, auf jenen mit dem Stocke wacker drauflos geschlagen [1]), wie er mit seinen Begleitern zum Predigen sich auf eine Tempeltreppe gestellt habe, die an Festen ausdrücklich nur für die Brahminen bestimmt war [2]). Wir haben selbst aus China vernommen, und finden es täglich bestätigt, daß die Missionare ihren Bekehrungseifer bis ins Heiligthum des heidnischen Tempels ausdehnen. Aehnliche Fälle könnten wir noch eine Menge anführen. Wir könnten nachweisen, wie in allen Gegenden der Welt das Traktatvertheilen und die mündlichen Angriffe aufs Heidenthum nicht nur auf den öffentlichen Straßen und Märkten, sondern vorzugsweise an den Cultusplätzen der Heiden, an ihren heiligen Flüssen und Badestellen [3]), vor den Thüren und auf den Stufen ihrer Tempel, ja in diesen selbst stattfinden [4]), wie die heidnischen und ebenso die katholischen Gottesdienste [5]) gestört, heidnische Tempelschulen zu religiöser Polemik benutzt [6]), selbst wider alles Eigenthumsrecht Götzentempel in Besitz genommen, entweiht oder mit Zerstörung bedroht werden [7]). Wir könnten nachweisen,

---

1) Heidenbote 1839 p. 35 ff.

2) S. oben Heidenbote 1839 p. 35; 1846 p. 45; 1850 p. 50.

3) Miss.-Mag. 1843 II. p. 115; 1842 IV. p. 88—91; 1843 II. p. 74, 87.

4) Insurrection de l'Inde p. 123. Heidenbote 1842 p. 95. Miss. Record 1856 p. 9. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1859 p. 33. Missionary Registre 1831 p. 368; 1832 p. 303. Basler Jahresbericht 1861 p. 73 ff.

5) Journal des Missions 1828 p. 268 ff., 271 f. Missionary Registre 1833 p. 417 f., 151. Church Missionary Record 1856 p. 115 etc.

6) Missions-Magazin 1854 IV. p. 131.

7) Heidenbote 1839 p. 35 f., 89; 1853 p. 48, 52. Götzentempel, deren Priester zum Christenthum übergetreten, nehmen nämlich die Missionare

wie fast in allen Fällen, wo von Seiten der Heiden gefährliche Aufläufe oder — was übrigens äußerst selten — Angriffe auf das Leben der Missionare stattfinden, nicht sowohl die Bigotterie der Ersteren als vielmehr die Taktlosigkeit und grenzenlose Anmaßung der Letzteren Schuld daran ist, und ein solcher übertriebener Eifer von den heimischen Committeen statt in die gebührenden Schranken gewiesen, vielmehr aufs Sträflichste angespornt und ermuthigt zu werden pflegt[1]).

---

als Privateigenthum der letzteren gewöhnlich für christliche Zwecke in Anspruch. Allein, daß ein Tempel nicht Eigenthum des Priesters, sondern der Gemeinde ist, das leuchtet ein, und ist zudem gerichtlich anerkannt worden. Vgl. Heidenbote 1853 p. 50.

1) Eines der schlagendsten Beispiele liefert in dieser Hinsicht die Geschichte der Mission in Udapi, vgl. Heidenbote 1856 p. 31 ff., 45, 74 ꝛc. Nachdem hier, an einem Hauptsitz des Brahminenthums, an einem Posten, der von Seite der Missionare die größte Umsicht und Klugheit erforderte, eine Station errichtet und eine Missionskirche unter großen Feierlichkeiten und ohne die geringste Störung von Seite der Heiden eingeweiht worden war, wurden nicht nur gleich in den ersten Tagen auf die unnöthigste Weise die Vorurtheile der Brahminen verletzt, sondern an einem ihrer Hauptfeste begab sich sogar einer der Missionare auf den Festplatz, um mitten unter den Tausenden andächtiger Heiden beim Heranziehen der heiligen Prozession laut aus der Bibel zu lesen und zu predigen! Von allen Seiten von solch frevelhafter Störung des öffentlichen Gottesdienstes abgemahnt, fährt er nichtsdestoweniger aufs Hartnäckigste zu lesen fort. Nun großer Tumult, Steinwerfen, Einschreiten der Polizei, Schlußgebet des Missionars um Demüthigung der Feinde u. s. w. Die Demüthigung aber sollte ihn treffen. Die Wuth der anfangs so tolerant gewesenen Brahminen war jetzt aufs Höchste gestiegen, und bald darauf gingen das Missionshaus und die Kirche in Udapi, „vom Teufel angezündet," in Flammen auf. Nun großes Jammergeschrei in Zion, allgemeines Schimpfen über den Satan, den Seelenmörder und all seine Gesellen, allgemeine Aufforderung zur Fürbitte u. s. w. Aber ein Wort der Selbstdemüthigung, der Anerkennung der Selbstverschuldung, ein Wort der Zurechtweisung seitens der Basler Committee gegen ihre taktlosen Aussendlinge? Das suchen wir überall vergebens. Im Basler Jahresbericht von 1856 wird vielmehr des Brandes in Udapi ganz ähnlich wie später des Hebich-Skandals in der Schweiz erwähnt in folgender cynischer Weise: „Wir

Man beantworte sich aber einmal die Frage: Was würden wir in Europa dazu sagen, wenn muselmanische Imans an unsern hohen Festen, am Charfreitag oder um Weihnacht in unsern Tempeln mitten unter den versammelten Gläubigen auftreten würden, um allda über die Verderbnisse des Christenthums, seine Thorheiten und seinen Aberglauben zu predigen [1]? Wie würden wir einen Protestanten beurtheilen, der — denn auf diese Linie stellen sich die obenerwähnten Thaten Bion's und Hebich's — während der Celebration eines katholischen Hochamts sich auf den Altar stellen und die Messe auf gut orthodox „eine vermaledeite Abgötterei [2])" nennen, oder einen Wiedertäufer, der auf ähnliche Weise unsere Kindertaufe stören wollte? Würde dieser Wiedertäufer und jener Orthodoxe für ihr Verfahren nicht genau dieselben Gründe anführen können, wie die Missionare für das ihrige? Ich denke aber, man würde solche „Bekenntnißtreue" hinter Schloß und Riegel über das Recht nachdenken lassen, welches jede Religion, abgesehen von ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit, auf Achtung und — in-

---

sind jedoch überzeugt, daß solche Scenen von nun an öfters wiederkehren werden und der Kampf immer hitziger entbrennen wird, und wir möchten uns nicht dafür verbürgen, daß es dem Seelenmörder nicht gelingen wird, auch das Blut unserer Missionare zu vergießen. Dies sind fürwahr für unsere Brüder und für die leitende Committee und für die ganze Missionsgemeinde höchst schmerzliche Erfahrungen. Doch bieten diese furchtbaren Ereignisse auch eine höchst erfreuliche Seite dar. Sie sind ein lautes und unwidersprechliches Zeugniß dafür, daß es nichts ist mit der Behauptung, die Missionare richten Wenig oder gar Nichts aus, daß es vielmehr überall im Lande gährt und bald auch brennen wird, aber nicht das Feuer der Begeisterung, welcher die Welt zufiele, sondern jenes Feuer, welches anzuzünden unser Herr gekommen ist, mit Einem Wort, daß wir in Indien dem Tag der Entscheidung mit schnellen Schritten näher rücken." Heidenbote 1856 p. 74. Also auch hier: „je mehr Skandal, desto mehr Segen." „If you will do something, you must make a stir," sagte Wesley.

1) Insurrection de l'Inde p. 123.

2) Vgl. Heidelberger Katechismus Fg. 80.

nerhalb gewisser Grenzen — auf ungestörte Ausübung hat[1]). In der That scheint solcher Gedankengang unsern Missionaren nicht ganz fremd zu sein. Aufs Naivste äußern sie oft ihre Verwunderung über die Geduld, mit welcher sich die Heiden ihre Unverschämtheiten gefallen lassen. „Wenn wir uns im Geist in unser Vaterland versetzen," so lesen wir in einem französischen Missionsblatt[2]), „und an den Empfang denken, der uns dort zu Theil würde, wenn wir auf solche Weise das Volk auf öffentlichen Plätzen anredeten, so können wir uns nicht genug über die Brahminen verwundern, die uns so ruhig zuhören." Ebenso ist Herr Inspektor Josenhans höchlich erstaunt, „im Tempel selbst, so nahe beim Götzen stehend, solche Dinge aussprechen zu dürfen[3])," und ähnlichen Aeußerungen begegnen wir auch sonst häufig[4]). Daß indeß solche Gutmüthigkeit der Hindu ihre Grenzen hat, und daß sie, meist nur wurzelnd in dem Schrecken vor den rücksichtslosen Unterdrückern, des günstigen Augenblicks harrt, um plötzlich in desto furchtbarere Wuth umzuschlagen, das haben wir theils bereits gesehen, theils wird es uns weiter unten noch klarer werden.

Vorerst aber haben wir noch eines anderen Mittels der Missionare zum Umsturz des Heidenthums zu gedenken. Es ist dies die Schule. Auf sie verwenden mehr oder weniger alle Gesellschaften, besonders aber die Amerikaner, die freikirchlichen Schotten und die Basler sehr beträchtliche Mittel an Geld und Menschen. Auch wenn irgend etwas in

---

1) Man lese die geistreichen Worte nach, mit denen schon Herodot III, 38 dieses Urrecht jedes Volkes vertheidigt, — jeden Fanatismus als Wahnsinn erklärend, sowie die schöne Ausführung Plutarch's über das Göttliche in allen Religionen, de Iside et Osir. c. 67.

2) Feuille mensuelle 1843 p. 334.

3) Miss.-Mag. 1854 IV. p. 131.

4) Miss. Reg. 1833 p. 149, 409 etc.

ihrer Thätigkeit lobenswerth, irgend etwas geeignet scheint, das Heidenthum in seiner Wurzel anzugreifen und das Christenthum auf gründliche Weise in der Bevölkerung zu pflanzen, so muß es sicher die Schule, die hingebende und intelligente Einwirkung der Missionare auf das empfängliche Herz der Jugend sein. Wenn irgend etwas, so scheint es, sollte dieses Mittel zum Ziele führen. Auffallender Weise aber ist gerade das Gegentheil der Fall, und scheint bisher kein Missionszweig so wenig Früchte getragen zu haben als eben dieser. „Ich habe mich," berichtet Graul[1]), „bei allen hiesigen Missionaren, den Engländern, Schotten, Amerikanern, angelegentlich erkundigt, inwiefern ihre Schulen dem letzten Zweck der Mission, der Sammlung von Christengemeinden, gedient haben. Die Antwort fiel im Allgemeinen dahin aus, daß die Schüler die Missionsschulen zu verlassen pflegen, sobald sie für ihre künftige Laufbahn im Leben genug gelernt zu haben glauben. Bis jetzt liegen verhältnißmäßig äußerst wenige Beispiele vor, daß die Schulen die Gemeinden der eingebornen Christen mittelbar oder unmittelbar haben vermehren helfen." Fast gleichlautende Berichte ertönen von allen Seiten[2]). Eine Ausnahme bilden einzig die etwas besser gedeihenden Kost- und Waisenschulen. Aber selbst, wo man, wie an den bekannten großen Missionsversammlungen in Calkutta und Liverpool, diesen traurigen Stand der Dinge mit allerlei Redeblumen und Veilchen der Hoffnung möglichst zu umkränzen suchte, wurde als der größte bekannte Triumph gemeldet, daß das so äußerst reiche und blühende Schulwesen der Schotten in Calkutta innerhalb 25 Jahren 91 Convertiten geliefert habe[3]). Davon schließe man auf die

---

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 210.

2) Burckhardt, Miss.-Bibl. III, 1. p. 256. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 97. Beleuchtungen der Missionssache rc. 1846 p. 51.

3) Calcutta Conf. p. 77. Liverp. Conf. third session.

übrigen Schulen [1])! Woher aber, beiläufig zu fragen, dieses Mißverhältniß zwischen Arbeit und Erfolg? Die Gegenwirkung der häuslichen Erziehung gegen die der Schule, die angeerbten heidnischen Vorurtheile, welche die Missionare gewöhnlich als Ursache anführen, bilden gewiß einen bedeutenden Faktor zu diesem Ergebniß. Allein einzig vermögen sie ein so gänzliches Fiasko nicht zu erklären. Es zeigt sich unserer Ansicht nach eben auch hier die Folge jener bereits oben constatirten theils langweiligen dogmatisch-trockenen, theils noch langweiligeren süßlich-faden, phraseologischen Weise, in der der christliche Unterricht von ungebildeten pietistischen Missionaren an lebendige und phantasiereiche Brahminenjünglinge ertheilt zu werden pflegt [2]).

Doch erkläre sich diese Sachlage ein Jeder, wie er will; worauf wir an dieser Stelle das meiste Gewicht legen, das ist das taktlos-schroffe Verfahren, das wie die übrige Thätigkeit der Missionare, so auch ihre Jugenderziehung kennzeichnet. Zwar, daß sie sich nicht damit begnügen, durch die Schule dem Christenthum nur indirekt Bahn zu brechen — durch Verbreitung allgemeiner Bildung, daß sie dieselbe vielmehr zur direkten Bekehrung ihrer Zöglinge zu benutzen suchen, das wollen wir ihnen nicht als Fehler anrechnen: vorausgesetzt erstens, daß sie diesen Zweck ihrer Anstalten, als förmlicher Proselytenschulen, den Eltern ihrer Zöglinge gegenüber offen und ehrlich eingestehen, das Christenthum nicht — schlimmer als durch offene Gewalt — durch jesuitische List unter dem Deckmantel allgemeiner Bildungszwecke bloß

---

1) Aeußerst interessant sind in dieser Beziehung die Verhandlungen, welche in Folge einer nach Indien gesandten Untersuchungscommission im Schooße des amerikanischen Board sind gepflogen worden und welche auf das indische Schulwesen überhaupt ein sehr trübes Licht werfen. Vgl. News of the Churches 1862 p. 39 ff. Annual Report of the American Board 1860 p. 102, 109 und die unmittelbar vorangehenden Jahrgänge, auch Burckhardt III, 2. p. 63 f.

2) Darüber das Nähere theils im vorigen, theils im folgenden Kapitel.

einzuschmuggeln suchen; zweitens, daß dieses Bekehrungsgeschäft auf eine pädagogisch zweckmäßige d. h. mehr positiv-aufbauende, als negativ-polemische Weise geschehe. Wie wird es aber in Wirklichkeit mit diesen beiden Bedingungen gehalten? Wählen wir, uns hierüber einen deutlichen Begriff zu machen, zwei Berichte aus denjenigen beiden Missionsgesellschaften, welche nebst den Amerikanern aufs Schulwesen ohne Widerrede weitaus die meiste Mühe verwendet haben, den Schotten und den Baslern. Von dem berühmten Haupte der Ersteren, Alex. Duff (der auch am meisten wirkliche Schulerfolge aufzuweisen hatte) lesen wir Folgendes [1]): „Kaum war Duff's Absicht in Calkutta bekannt geworden, als er mit Anmeldungen für seinen Unterricht wahrhaft bestürmt wurde. Viele harrten Stunden lang vor seiner Wohnung, er konnte nicht auf die Straße gehen, ohne von einer Schaar um Aufnahme Bittender umdrängt zu werden, und selbst die Thüre seines Palankins ward aufgerissen, um Bittschriften hineinzuwerfen. In glühenden Farben schilderten sie ihre Unwissenheit, nannten ihn den großen und grundlosen Ocean aller Vortrefflichkeiten, weil er so weit hergekommen, die armen Bengalesen zu lehren, und flehten in gebrochenem Englisch: „Mich guten Knaben, o, mich nehmen! mich armen Knaben, o mich nehmen! mich brauchen lesen euer gut Bücher, mich wissen euer Gebot, du sollst keine anderen Götter haben neben mir! o, mich nehmen, ich bete für euch!“ Es mußten noch einmal so viele, als der Saal faßte, gewählt und zu verschiedener Tageszeit den Klassen Unterricht ertheilt, den Erwählten Einlaßkarten gegeben und die Thüren bewacht werden. Um die bloß Neugierigen oder von Nebenabsichten Geleiteten fern zu halten, mußten die Eltern zur Erlegung einer Geldstrafe für den Fall, daß ihre Söhne die Schulstunden versäumten, sich anheischig machen und alle Schulbücher bezahlen. Trotz aller dieser Erschwerungen wurde die Anstalt mit 250 Schülern eröffnet, welche

1) Burckhardt, Miss.-Bibl. III, 1. p. 170.

ohne Rücksicht auf die Kaste nach ihren Vorkenntnissen in drei Klassen getheilt wurden. Um ihren Anstoß an der Bibel zu überwinden, ward ihnen erklärt, daß man damit nicht beabsichtige, ihnen die Lehre derselben aufzuzwingen, sondern nur, sie in den Stand zu setzen, eine Vergleichung zwischen ihrer Religionslehre und der christlichen anzustellen. So ward die nationale Vorliebe geschont. Nach einiger Zeit aber, während welcher Söhne und Eltern durch eigene Erfahrung und Anschauung völlig für den neuen Unterricht gewonnen wurden, machte Duff den Vorschlag, zu Anfang jedes Tagewerkes Gott um seinen Segen anzuflehen, und weil ein freies Gebet bei der Mangelhaftigkeit der Sprachkenntniß nicht allgemein verstanden werden würde, ein einfaches, kurz geschriebenes und hinlänglich erklärtes zu gebrauchen. Jedem Schüler ward darauf ein neues Testament gegeben und die Seite genannt, wo das Gebet des Herrn stand. Eine tiefe Stille trat ein, und ängstlich klopfte das Herz des Leiters der Schule, als ein junger Mann aus der Brahminenkaste sich erhob und ausrief: „Herr, ich will nichts lesen gegen meine Religion und nicht gezwungen sein, ein Christ zu werden!“ Duff erwiederte, daß nie Etwas gelesen werden solle, was ausdrücklich gegen die Hindureligion geschrieben sei, nicht einmal etwas, was der christlichen angehöre, ausgenommen, was sie selbst als Gottes würdig und den Menschen höchst nöthig erkennen würden, was heilig, was gerecht, gut und wahr sei und sich selbst an ihrem Gewissen und Verstand erprobe, und nie solle ein anderes Mittel als Beweis und Untersuchung gebraucht werden, indem ein Zwang in Sachen des Geistes barbarisch und verabscheuungswürdig sei. Ein tiefes Stillschweigen bekundete den gewünschten Eindruck dieser Erklärung, und von da an wurde an jedem Morgen das Vater Unser als Gebet gebraucht und dann ein Abschnitt der Bibel gelesen, ohne daß mehr als drei bis vier Schüler deßwegen die Schule verließen. Man las zuerst die Geschichte vom verlornen Sohne, dann das 13. Kapitel des ersten Briefes an die Korinther, und

ein tiefes Erstaunen ergriff alle Herzen, aber erst später ward es ausgesprochen, was damals in der Schule vorging. Derselbe Jüngling, welcher zuerst gegen die Einführung der Bibel sich erhoben hatte, rief jetzt mit glänzenden Augen aus: „O Herr, das ist zu gut für uns, wer kann so weit kommen?" Zwar mannigfach angefochten von den um ihre väterliche Religion besorgten Brahminen, ging die Schule unter der kräftigen und weisen Leitung Duff's und der ihm später zur Seite tretenden Genossen durch alle bösen Gerüchte und feindlichen Pläne siegreich und in wachsender Blüthe hindurch."

So viel über Duff. Von der Aufregung, welche das geschilderte schlaue Verfahren dieses Missionars, Hindujünglinge fast ohne deren Wissen, unbemerkt und allmählig in sein Netz zu ziehen, in Calkutta zur Folge hatte, kann hier weiter nicht die Rede sein [1]).

Lernen wir das Verfahren der Basler Missionare aus einem Zeugenbericht des Inspektors Josenhans kennen. „Wir kamen an die Bibel," so meldet er von der Inspektion einer (nota bene nicht einmal Baselschen) Missionsschule [2]). „Wir setzten uns mit der ersten Klasse an einen Tisch und Missionar Mögling examinirte sie. Mit großer Freundlichkeit und Ruhe leitete er ein Gespräch über den vorliegenden Gegenstand ein, und die Brahminenjünglinge, elf an der Zahl, ließen es an verständigen und treffenden Antworten nicht fehlen. Als sie aber allmählig gewahr wurden, wohin seine auf ihre eigenen Religionsbücher sich stützenden Fragen zielten, und er sie, Schritt für Schritt die in ihrer Religion sich findenden Widersprüche aufdeckend, in ein Kreuzfeuer von stillen und lauten Einwürfen gegen ibren bisherigen Glauben hineinführte, da wurden sie unruhig. Man sah es ordentlich

1) Man lese z. B. die (weiter unten zu citirende) rührende Klage eines Hindu über dieses tückische „Wegstehlen der Kinder" vom Herz ihrer Väter. Miss. Reg. 1844 Sept. p. 402 ff.

2) Ev. Miss.-Mag. 1834 IV. p. 169 ff.

gähren in Einzelnen; der Primus, welcher neben mir saß, stampfte zornig mit den Füßen, bitterböse darüber, daß er den Padre nicht überwinden konnte und sich durch sein eigenes Unvermögen oder die Macht der Wahrheit zum unfreiwilligen Schweigen genöthigt sah. Doch machte das ärgerliche Gesicht bald wieder einem freundlichen Platz, und ich habe die Ueberzeugung, daß die Jünglinge von diesem Examen doch eben so sehr befriedigt waren als wir. (?) Ich meines Theils freue mich noch heute dieser Stunde, die mir die Aufgabe und den Segen der Missionsarbeit von ganz neuen Seiten lebendig und eindringlich vor die Augen stellte."

So viel zur Charakteristik der Bekehrungsmethode in den pietistischen Missionsschulen. Jeder Leser mag sich die Frage selbst beantworten, ob das so von Herrn Josenhans geschilderte und belobte Verfahren ein ehrliches, offenes, protestantisches, ob es überhaupt ein pädagogisch-gesundes, sittlich erziehendes sei oder nicht.

Doch die Eltern sind ja frei, den Charakter dieser Schulen einmal erkannt, ihre Kinder aus denselben zurückzuziehen oder drin zu belassen? Ja, wenn nicht die meisten Schulen, durch welche den Eingebornen unter der gegenwärtigen englischen Herrschaft einzig eine ersprießliche Laufbahn eröffnet wird, eben Missionsschulen wären [1]) und wenn zudem diese Missionsschulen nicht von Staatswegen begünstigt, beaufsichtigt und — gegen direkten ministeriellen Befehl freilich — fort und fort mit obrigkeitlichen, aus indischen Taschen gepreßten Hülfsgeldern (sogen. grants-in-aid) unterstützt würden [2])! So aber muß das indische Volk mit seinem Gelde selbst dazu beitragen, sich seine Kinder von Herz, Haus und Kaste systematisch wegbekehren zu lassen. Ein unbemittelter Hindu hat Mühe, seinem Sohne irgend eine Anstellung zu verschaffen, wenn er nicht, ihn einer Missions-

1) Ev. Miss.-Mag. 1859 p. 82 f.
2) Ev. Miss.-Mag. 1859 p. 120.

schule anvertrauend, sich der täglichen Angst aussetzt, ihn eines Morgens vom blutenden Vaterherzen weggerissen zu sehen. Und das soll kein moralischer Zwang, soll um ein Haar besser als das Verfahren eines Constantin, Theodosius, Wladimir oder der Portugiesen und Holländer in den vorigen Jahrhunderten sein?

Doch nicht einmal mit dieser einflußreichen Stellung begnügt sich der Fanatismus der Missionare. Um die Gewissen der Hindu einigermaßen zu beschwichtigen, hat nämlich die englische Regierung neben jenen Missionsschulen zugleich eine kleine Anzahl [1]) reiner Staatsschulen errichtet, an welchen zwar ebenfalls manche Missionare als Lehrer angestellt sind, aber von denen jeder Religionsunterricht und jeder Proselytismus strenge ausgeschlossen bleibt. Gegen dieses System freier, dem Missionseinfluß entzogener Staatsschulen nun erhebt sich ein förmliches Wuthgeschrei seitens aller Missionsgesellschaften. Ueber die „schnöde Verleugnung des Christenthums," über die „gottentfremdete Politik der ostindischen Compagnie" und nicht weniger der seitherigen königlichen Regierung, über ihre „berüchtigte Neutralität," über die „Unwissenheit," „feindselige Bitterkeit," den „süffisanten Unsinn" der den Missionaren nicht willfahrenden ministeriellen Beamten wird in allen Missionsblättern und an allen Missionsfesten seit Jahren fromm gedonnert; Reden werden gehalten, Petitionen unterzeichnet und auf jede Weise die Minister dahin zu drängen gesucht, die öffentlichen Regierungsschulen Indiens dem ungehinderten Einflusse der Missionare preiszugeben [2]). Zwar muß man einräumen, wird vor der Hand nicht darauf gedrungen, obligatorischen Religionsunterricht, gleich wie in den Missionsschulen,

---

1) Diese Staatsschulen verhalten sich zu den Missionsschulen wie 1 : 4. In ganz Indien sind nämlich ungefähr 400 Staats- und 1600 Missionsschulen mit im Ganzen etwa 125,000 Schülern errichtet, also 1 Schule auf circa 100,000 Einwohner. Vgl. Miss.-Mag. 1858 p. 237.

2) Church Missionary Intelligencer 1860 p. 58—70. Ev. Miss.-Mag. 1859 2. u. 3. Heft. Heidenbote 1853 p. 87; 1854 p. 45 2c. 2c.



einzuführen. Scheinbar sehr unschuldig wird vielmehr nur von sogenannten „freiwilligen Bibelklassen“ (voluntary Bible classes) gesprochen, welche für die es so wünschenden Schüler einzurichten wären [1]). Man mache sich aber die praktischen Consequenzen eines solchen Vorschlages einmal deutlich! Freiwillige Bibelklassen unter einer unmündigen, moralisch abhängigen, unzurechnungsfähigen Schuljugend, welche von Bibel und Christenthum selbst nicht die Elemente kennt! Auf welche Weise sollen die einzelnen Schüler zum „freiwilligen“ Besuch solcher Bibelklassen bewogen, welche Mittel, welche Ueberzeugungen sollen angewandt, welche Garantieen gegeben werden, damit die Einen diesen Unterricht eben so „frei“ verlangen, wie die Andern ihn frei zurückweisen? Welch' unpädagogischer Behandlung der Jugend, welch' moralischer Pression seitens der Lehrer, welch' jesuitischen Intriguen, welcher Augendienerei, Parteiung und Jalousie unter den Schülern würde durch solche „freiwillige“ Bibelklassen Thür und Thor geöffnet! Ich weiß nicht, welches Schicksal die neuliche Petition der Committee der kirchlichen Missionsgesellschaft ans englische Oberhaus [2]) schließlich haben wird. Aber das muß ich als meine Ueberzeugung aussprechen, daß im Interesse einer gesunden Pädagogik und der Freiheit des Gewissens, die offene, obligatorische und ausnahmslose Einführung des christlichen Religionsunterrichtes in allen indischen Staatsschulen unendlich wünschenswerther wäre, als jenes heuchlerische Gaukelspiel mit „freiwilligen Bibelklassen“.

Zu welch entsetzlichen Consequenzen aber führt diese Sucht, das Bekehrungsgeschäft selbst auf unmündige Kinder auszu-

1) Vgl. über die fanatischen Forderungen der strengen Partei auch Ev. Miss.-Mag. 1861 p. 140 f.

2) Church Missionary Intelligencer 1860. Recent Intelligencer August. Vgl. Proceedings of the Church Miss. Soc. 1861 p. 154. Neueren Nachrichten zufolge scheint der Errichtung dieser Bibelklassen kein Hinderniß von Seiten der Regierung entgegengestellt werden zu sollen.

dehnen! Die empörendste, aber unvermeidliche Folge hievon ist nämlich der **Kinderdiebstahl**, wie er von den protestantischen Missionaren in Heidenlanden durchaus nicht weniger als von den katholischen betrieben wird. Ich traute meinen Augen kaum, als ich hierüber zum ersten Male die eigenen Berichte der ersteren las, und war nicht wenig erstaunt, in der europäischen Presse noch niemals eine Brandmarkung solch fluchwürdiger Thatsache gelesen zu haben. Und doch ist sie namentlich in Indien so häufig, als dies die geringe Anzahl der Bekehrungsfälle überhaupt möglich macht. Es möge genügen, aus vielen andern Beispielen folgende zu citiren. Im Jahr 1846 ward ein zwölfjähriger Knabe zu Tellitscherry gegen den Willen seiner Verwandten im Christenthum unterrichtet und bekehrt, und als dieselben ihn nach zweimaliger Entweichung den Missionaren wieder abforderten, von diesen herauszugeben schlechtweg verweigert, angeblich, „weil er elternlos sei[1])." Unmittelbar darauf aber ward ein zwölfjähriger, *nicht elternloser* Knabe ebenfalls im Christenthum unterrichtet, auf sein Begehr in eine Missionsanstalt aufgenommen und — um seine Kaste auf immer zu brechen, — ihm der Zopf abgeschnitten. Außer sich vor Schmerz, schreiend und wehklagend, eilte die Mutter des Knaben und bald darauf auch der Vater herbei, beide die Missionare flehentlich um die Zurückgabe ihres Sohnes bittend. „Es sei ihm unmöglich," erklärte Jener, „ohne denselben zu leben. Er habe ihn erzogen, und wenn man sein Kind nicht mit ihm gehen lassen wolle, so solle man ihn lieber auch tödten." Alles vergebens! Das Kind bleibt im Missionshaus, und als es dem Vater endlich dennoch gelingt, sich mit List seiner zu bemächtigen, wird den Missionaren die Hülfe der Polizei zur Verfügung gestellt und der Vater unter einem Vorwand zwei Tage lang in den Kerker gesperrt, bis er endlich mürbe gemacht, in die unver-

1) Heidenbote 1846 p. 28.

meidliche Trennung von seinem Kinde willigt[1]). Im Jahr 1851 ward auf ähnliche Weise zu Gudda bei Mangalore ein siebzehnjähriges Mädchen auf ihren Wunsch hin, Christin zu werden, bei den Missionaren aufgenommen, und als Mutter, Schwester und übrige Verwandte dagegen Einsprache erhoben, nichtsdestoweniger hartnäckig zurückbehalten. Ein Volkstumult erhebt sich, das Mädchen wird aus dem Missionshaus mit Gewalt fortgeführt und erklärt schließlich in angehobener gerichtlicher Untersuchung, nicht Christin werden, sondern bei den Eltern bleiben zu wollen[2]).

Aber warum, wird man fragen, wird denn von den beraubten Verwandten nicht immer der letztere Weg, der der Appellation an die Gerichte, an das so gerechte englische Gesetz betreten? Dadurch, so scheint es, sollte allen Uebergriffen der Missionare aufs Wirksamste begegnet werden können. In der That geschieht dies zuweilen, aber in der Regel ohne Nutzen, aus dem einfachen Grunde, weil die Missionare, einmal im Besitz eines bekehrten Kindes, einen ungünstigen Entscheid der Obrigkeit gar nicht beachten, sondern auf allerlei Schleichwegen denselben zu umgehen wissen. Beispiele: Im Jahr 1851 kam ein dreizehnjähriger Knabe, Namens Guri Schunkar, zum englischkirchlichen Missionar Leupold in Benares, wie er sagte, um Christ zu werden. Dieser nimmt ihn nach kurzer Prüfung bereitwillig auf. Ein paar Tage darauf aber erscheint eine ganze Schaar von Verwandten und Bekannten, darunter der Großvater und Oheim des Knaben, und verlangt den Unmündigen mit Ungestüm wieder heraus. Missionar Leupold aber weigert sich dessen entschieden, sofern der Knabe nicht freiwillig zu den Seinigen zurückkehren wolle. Unterdessen wird die Aufregung in der ganzen

1) Heidenbote 1846 p. 29.

2) Heidenbote 1851 p. 79 ff

Stadt immer größer. Reiche und Arme nehmen Antheil an dem Schmerz der trostlosen Verwandten, Unbetheiligte bitten den Missionar inständig, den Knaben freiwillig herauszugeben, der alte Großvater sucht mit Thränen und Drohungen das Herz der Missionare wie seines Enkels zu erweichen. Vergebens. Endlich kommt die Angelegenheit vor Gericht und dieses verfügt in Anbetracht der Minderjährigkeit des Knaben seine sofortige Auslieferung an die Verwandten. Die Missionare appelliren an den höhern Gerichtshof, trotzdem der offenbar ganz unselbständige Knabe inzwischen, nicht appelliren, sondern bei den Verwandten bleiben zu wollen, gerichtlich erklärt hatte. Indeß wird in zweiter Instanz das erste Urtheil bestätigt. „Nun war," wie Leupold selbst schreibt, „kein Ausweg mehr, auf gesetzlichem Wege den Knaben aus den Händen der Seinen zu befreien." Wohl aber auf anderem Wege. Von den Missionaren nämlich offenbar angereizt, oder zum Wenigsten nicht abgemahnt, — wie die Hindu meinten, bezaubert — entwich der Knabe zu verschiedenen Malen seinen Großeltern und kehrte zu den Missionaren zurück. Da mußten denn nochmals Unterhandlungen angeknüpft werden, und endete schließlich die Sache mit einem gemeinen Schacher. „Das Ende davon war," erzählt Leupold, „daß sie mir den Knaben übergaben, während ich ihnen einige Unterstützung versprach. Es verging ein Monat und der Alte kam, um die versprochene Unterstützung in Empfang zu nehmen. Ich gab nach Kräften (3 Rupien), aber er wies sie als seiner unwürdig ab, und nun erhielt ich meinen Theil. „„Lügner, Betrüger,"" das waren noch die ehrbarsten Titel, die er mir gab, und im größten Zorn verließ er mein Haus und unter Fluchen und Verwünschungen unsern Hof[1])." Anderes Beispiel: In Burdwan ward ein sechszehnjähriger Knabe zum Christenthum bekehrt und von Missionar Weitbrecht bei sich auf-

1) Church Miss. Gleaner 1852 p. 5 ff. Heidenbote 1852 p. 5 ff.

genommen. Seine Verwandten kamen und wollten ihn wegnehmen, und als er die Absicht zu bleiben aussprach, warf sich sein alter Großvater auf den Boden hin und schrie in herzzerreißender Wehklage: „Alle meine Hoffnung ist dahin, ich bin in einen Ocean des Unglücks versunken, ich stürze in die Hölle hinunter. Ich hoffte, dieser mein Enkel werde meine Todtenfeier halten und mir in den Himmel helfen, jetzt bin ich verloren!" Der Knabe aber blieb fest. Nun wandten sich die Eltern an den Richter, und der Missionar erhielt zwei Tage darauf einen obrigkeitlichen Befehl, den Knaben an seine Eltern auszuliefern. Aber was geschieht? Angeblich aus Besorgniß, daß das Leben des Kindes bei den Seinigen in Gefahr sei, wird dem direkten Befehl der Obrigkeit zuwider dasselbe getauft und heimlich auf eine entfernte Station gebracht. Nach einigen Monaten kehrte er zurück und ward später als Lehrer an einer englischen Schule angestellt[1]). Aehnliche Intriguen seitens des Missionars Dr. Wilson veranlaßten im Jahr 1839 die Parsengemeinde in Bombay, der Regierung eine mit 2000 Unterschriften bedeckte Bittschrift einzureichen, worin gefordert ward, daß es den Missionaren untersagt werde, Parsenkinder unter 21 Jahren zu bekehren; ein sehr billiges Begehren, auf das die Regierung indeß nicht einging.

Welch' entsetzliche Seite aber zeigt uns hier das protestantische Missionswerk! Mag das auch zu begreifen sein, daß Missionare ein Kind, das sie eben erst mit vieler Mühe zum Christenthum bekehrt, nicht gerne wieder in die Hände heidnischer Eltern zurückkehren lassen, wo zwar nicht, wie vorgegeben ward, seinem

---

1) Wiggers a. a. O. II, 1. p. 109. Vgl. auch Church Miss. Intell. 1857 p. 181—187. Heidenbote 1845 p. 90 f. Basler Jahresbericht 1861 p. 176; 1862 p. 89 und ähnliche Fälle viel, namentlich auch in Traktaten der Basler Halbbatzen-Collekte.

äußern, wohl aber seinem noch kostbarern innern Leben vielfache Gefahr droht; mögen wir somit den Kinderraub als eine unvermeidliche Folge der Kinderbekehrung zu entschuldigen suchen: welch häßliches Licht fällt eben deßhalb vom ersteren auf die letztere und von der letzteren auf das ganze System eines bornirten, von den engherzigsten dogmatischen Voraussetzungen ausgehenden Proselytismus zurück! Kinder von 10, 12, 13 Jahren, welche noch nicht eigenen Rechts, und mit Freiheit und Einsicht zwischen zwei verschiedenen Religionen zu wählen, schlechterdings außer Stande sind, aus den Armen ihrer gottverordneten Beschützer und Leiter wegzureißen und durch Lockung und Ueberredung — denn von Ueberzeugung ist hier nur selten die Rede — in eine neue Religionsgemeinschaft hinüberzuziehen! Hat denn der erhabene Ausspruch Christi: „wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth," hat die darin ausgesprochene Pflicht unbedingter, opfermuthiger Ueberzeugungstreue an keinen natürlichen und sittlichen Verhältnissen, an keinem Alter und keiner geistigen Entwicklungsstufe irgend eine Schranke? Wenn wir beim Uebertritt mündiger Heiden zum Christenthum oft die herzzerreißendsten Jammerscenen entstehen, wenn wir Greise mit Verzweiflung ihre grauen Haare sich ausraufen, Weiber mit Angstgeschrei sich an die Brust ihrer verlornen Gatten und zu den Füßen der Missionare niederwerfen sehen[1]): sollte da jenem Ausspruch Christi nicht hinlänglich Genüge geschehen, muß er auch noch auf unmündige Kinder ausgedehnt werden? Hat Christus selbst etwa jene Kinder, welche er gesegnet und in sein Reich aufgenommen hatte, ihren Müttern von der Brust gerissen und zur Bewahrung ihres Christenberufes in irgend ein Missions- oder Diakonissenhaus

1) Heidenbote 1851 p. 13. Miss.-Mag. 1842 IV. p. 45. Lebensgeschichte von Kaundinja, Calwer Miss.-Bl. 1845 p. 61 ff. Basler Jahresbericht 1861 p. 103; 1862 p. 60 f. xc. xc.

gethan? Hat man in den Reihen seiner Nachfolger Knaben und Mädchen gesehen, welche ihren heiligsten Kindespflichten entsagend, ihre Eltern daheim in Noth verkommen, in Thränen um die Verlornen sich abhärmen ließen, während sie selbst im Lande herum schöne Predigten über christliche Bruderliebe hielten? Hat nicht Er gerade, der entschiedenste Feind jeder absonderlichen, über- oder widersittlichen Religiosität allen Heuchlern, Pharisäern, Mönchen, Missionaren, Diakonissen damaliger und heutiger Zeit das ernste Wort zugerufen: „Wohl fein habt ihr Gottes Gebot aufgehoben, auf daß ihr eure Aufsätze haltet. Denn Moses hat gesagt: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren; und wer Vater oder Mutter flucht, der soll des Todes sterben. Ihr aber lehret: Wenn einer spricht zum Vater oder zur Mutter: Corban, das ist, wenn ich's opfere, so ist dir's viel nützer; der thut wohl. Und so laßt ihr hinfort ihn nichts thun seinem Vater oder seiner Mutter; und hebet auf Gottes Wort durch eure Aufsätze, die ihr aufgesetzt habt." Markus 7, 9—13. Mit welch zornglühender Entrüstung würde Er pflichtvergessene Söhne oder kinderstehlende Missionare aus der Schaar seiner Jünger fortgewiesen haben! Oder wie? sollte in dieser Beziehung vielleicht ein Unterschied bestehen zwischen heidnischen und christlichen Eltern? Meint ihr etwa, ihr frommen, christlichen Frauen, mit deren Scherflein die Mission zumeist erhalten wird, heidnische Mütter seien nicht ebenso gut die gottgewollten Erzieher ihrer Kinder, wie christliche? heidnische Mütter seien nicht mit denselben Banden der Liebe und des Schmerzes an ihre Kinder gefesselt, wie christliche? indische Frauen beweinten die durch „christliche Bruderliebe" ihnen entrissenen Lieblinge in ihren armen, freudelosen Hütten nicht eben so schmerzlich, als ihr es in gleichem Falle in euren reichsten Palästen thun würdet? Wenn ihr aber im Namen eurer Religion Solches meint billigen zu sollen, mit welchem Rechte wollt ihr es hindern, wenn euch selbst von katholischen, mormonischen oder sonstigen Missionaren irgend einer allein-

seligmachenden Kirche Aehnliches geschieht? Welcher Unterschied kann da gemacht, welche Schranke gezogen werden, und wer soll sie ziehen? Welcher Mortaragräuel darf noch verdammt, welches Verbrechen, im Namen der Religion verübt, kann noch bestraft werden, wenn die sittlichen Gesetze nicht mehr gelten, wenn ihre Uebertreter, statt ins Zuchthaus gesperrt, vielmehr wie unsere Missionare zum Gegenstand öffentlicher Verehrung gemacht werden?

„Aber alle Kinder, wenn nicht zum Christenthum bekehrt, sind ewig verloren. Um ihres Seelenheiles willen müssen sie den Eltern entrissen werden." Seht da wieder jenen schroffen Dualismus, hier wie überall die Quelle der Unnatur, der Entzweiung, der empörendsten Gräuel und Verbrechen. Um dieser furchtbaren Weltanschauung willen, welche im späteren Judenthum wie im mittelalterlichen Christenthum ihren vollkommensten, weil zeitberechtigten Ausdruck gefunden hat, wird wie der Himmel von der Erde, der Geist vom Körper, so das Kind von der Mutter, der Gatte von der Gattin, die Religion von der Sittlichkeit getrennt und durchs ganze Weltall eine breite gähnende Kluft gerissen, über welche nur die unfehlbare Satzung der Kirche führt. Alle Gottesfunken aber in Natur und Menschenbrust, welche diese Kluft von sich aus zu überbrücken drohen, werden mit Gewalt erstickt, die edelsten Gefühle verleugnet, die natürlichsten Bande zerrissen. Dieser Weltanschauung fielen ein Huß, ein Servet, ein Crell und die Tausende anderer Märtyrer zum Opfer. In ihrem Namen wurden Hexen verbrannt, Städte verwüstet, Völker ausgerottet. Ja, die furchtbarsten Verbrechen, die entsetzlichsten Thaten, welche die Weltgeschichte kennt, sind, wie bekannt, eine Frucht jenes Fanatismus gewesen, dessen innerste todbringende Wurzel keine andere als der geschilderte Dualismus ist.

Wer denkt dabei nicht an den indischen Aufstand! Wem sind nicht die damit verbundenen Gräuel — die furcht-

barsten, welche die neuere Geschichte sah — in noch frischer Erinnerung? und wer, der die offenen Verhöhnungen und Störungen des heiduischen Gottesdienstes und die frechen Eingriffe in die heiligsten Gewissensrechte des Volks von Seite der protestantischen Missionare bisher mit uns verfolgt hat, ist nicht von vornherein zur Vermuthung geneigt, daß die tiefste Ursache jenes Aufstandes die religiöse war? Dagegen erhebt sich freilich mit einstimmiger kräftiger Verwahrung die ganze angeklagte Partei, alle Schuld vielmehr auf die Gegner werfend, welche das Missionswerk nicht kräftiger unterstützt[1]), auf die ostindische Compagnie, welche ihre Unterthanen, statt geistig heranzuziehen, nur materiell ausgebeutet habe, auf die Hindu selbst endlich, welche „nicht durch das Zuviel, sondern das Zuwenig Religion“ zu jenen entsetzlichen Wuthausbrüchen seien hingerissen worden. Ja der tapfere und sehr ehrenwerthe Oberst Edwards hat es sogar (wie früher schon Sir Lawrence, der berühmte Gouverneur des Pendschab) gewagt, an verschiedenen Versammlungen der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft die Behauptung aufzustellen, „die ganze Rebellion sei einfach aus den fettbeschmierten Patronen und aus nichts Anderem entstanden[2]).“ Also jene ganze, lang und schlau vorbereitete, von Vielen längst vorausgesetzte Bewegung, jene Hunderttausende mit Einem Schlag aufgestandener Soldaten, jene, wie durch lange, mühsame Zurückhaltung, zu desto furchtbarerer Gewalt gesteigerten Ausbrüche ungefesselter Tigerwuth, jene Monate lang anhal-

---

1) Ch. Miss. Int. 1857 p. 212 ff. und die folgenden Jahrgänge. Crisis in India. Religious Neutrality in India und eine Menge anderer damals erschienener Flugschriften, auch das Ev. Miss.-Mag. 1857, 1858 u. 1859.

2) The Speech of Lieut.-Col. Edwards at the 61. anniversary meeting in London. Ebenso dieselbe Behauptung später wiederholt in Shrewsbury. Vgl. Church Miss. Int. 1860 p. 70. Die erstere Rede findet sich citirt und übersetzt im Ev. Miss.-Mag. 1860 p. 360.

tende Erstickung jedes menschlichen Gefühls in Strömen von Blut und Thaten der unnatürlichsten Grausamkeit: das Alles soll seinen zureichenden Grund in ein paar fettbeschmierten Patronen und in nichts Anderem haben! Wahrlich, das heißt die große Autorität, deren sich die beiden verdienten Männer unter ihren Landsleuten mit Recht erfreuen, denn doch auf eine etwas harte Probe stellen, das heißt mit der Philosophie der Geschichte und den Regeln der Logik etwas militärisch — etwas ähnlich wie mit indischen Rebellen umgehen. Allerdings — so viel sei zugestanden, — hat nicht das „Zuviel“ — sondern das „Zuwenig“ Religion den indischen Aufstand verursacht, nämlich das Zuwenig Religion auf Seite der Regierenden, welche ihre Unterthanen schamloser und barbarischer ausgesogen haben, als die Mongolen und Muhamedaner es vor ihnen gethan[1]), das Zuwenig Religion ferner auf Seite der Missionare, welche nicht durch das, was christlich, religiös, sittlich, sondern durch das, was irreligiös, unsittlich, gotteslästerlich in ihrem Auftreten war, das Volk zur Verzweiflung gebracht haben. Sie hätten ihren Eifer für das Christenthum noch verdoppeln, die Zahl ihrer Arbeiter verzehnfachen, neben jedem Wischnu- oder Sivahtempel einen christlichen Altar bauen mögen. Hätten sie dabei wirklich das Christenthum verkündigt und das Christenthum *christlich* verkündigt, d. h. auf dem Wege der Liebe, der Sanftmuth, der Humanität, des Eingehens auf fremde Standpunkte, so hätten sie von einem Volke, das im tiefsten Grunde religiöser und gegen fremde Bekenntnisse toleranter ist als irgend eines aus Erden, sicher nur Hochachtung und Liebe ernten können. Aber erstens nicht das Christenthum, sondern eine transcendente, todte Dogmatik verbreiten, einen Götzendienst der Phantasie durch einen Götzendienst des Buchstabens, einen Aberglauben aus Spekulation durch einen solchen aus Autorität vertreiben wollen, und das

1) Vgl. hierüber den statistischen Nachweis im folgenden Kapitel.

Alles anstreben nicht auf dem Wege der Liebe und der freien Ueberzeugung, sondern der Verhöhnung der bestehenden Religion, des moralischen Zwanges, des Spektakelmachens, des Kinderraubes, und mit Hülfe der englischen Polizei: das mußte ein Volk zu desto tieferer Entrüstung, zu desto fühlbarerer Verzweiflung bringen, je religiöser es war. Also einverstanden: nicht das Uebermaaß, sondern der Mangel an Religion hat den indischen Aufstand verschuldet, und zwar der Mangel an Religion vor Allem auf Seiten der Missionare.

Sollte es nöthig sein, um dies zu beweisen, die hundertfältigen Kundgebungen der Eingebornen selbst hierüber anzuhören, hinzuweisen auf jene mitunter wahrhaft rührenden Klagen, welche unter denselben über das rücksichtslose Benehmen der Missionare schon lange vor jenem Aufstande laut geworden sind? „Nichts,“ so lesen wir in einer indischen Zeitung vom Jahr 1844 [1]), „als eine Dazwischenkunft der göttlichen Gnade selbst scheint dem Elend ein Ende machen zu können, das wir unter englischer Herrschaft durch die schweren Steuereintreibungen und viele andere Bedrückungen zu leiden haben. Und doch, blieben wir wenigstens im Geiste ungestört, so möchten wir vielleicht Beides, Verarmung und Beraubung ertragen. Aber ach! wie bitter sind die Früchte des Schicksals! Nicht einen einzigen Tag können wir ruhig selbst des Trostes in unsern Familien, unserer häuslichen Freuden genießen. Denn die religiösen Führer der herrschenden Macht, ausgezeichnet durch Verstand und Gewandtheit, werfen beständig das Netz des Betruges in das Wasser des Unterrichts, um die unerfahrenen Herzen der Hindujugend zu fangen, welche gleich unachtsamen Fischen darin schwimmen; und wir wissen nicht, zu welcher Stunde es den schönredenden Herren

---

1) Prabakhaar, eine vielgelesene, von Hindu redigirte Zeitung, citirt in Miss. Reg. 1844 p. 402 ff.

Missionaren gelingen wird, sie durch den Köder süßer Worte zu locken und zu fangen, gerade wie jene einfältigen Fische mit der Angel gefangen werden: Tag und Nacht sind unsere Herzen mit Besorgniß um sie erfüllt. . . . . Verblendet durch ihre eigene Unwissenheit, glauben die armen Knaben bereitwillig, was sie zu glauben gelehrt werden, sitzen gehorsam zu den weißen Lotusfüßen ihrer einnehmenden Lehrer und schauen zu ihnen auf als zu Offenbarungen der Gottheit. Dazu werden sie einzig durch Aussicht auf irdische und zeitliche Vortheile geködert: nicht einer unter ihnen weiß nach Allem zu sagen, was Religion ist. Sie befinden sich über ihr Wesen in vollkommener Unwissenheit. . . . (wird nun ein einzelner Fall einer solchen Kinderbekehrung erzählt) . . . . . Ach wie traurig ist dies Alles, ein Kind, ein Säugling, noch geschaukelt auf seiner Mutter Schooß und nicht einmal im Besitz aller seiner Zähne, ist dennoch bereits mit giftigem Fangzahn versehen worden, um gegen seine eigenen Blutsverwandten und seines Vaters Geschlecht zu schlagen! Es wäre unnütz, darüber bei der Regierung Klagen zu führen. Wenn ein Dieb überwiesen wird, seinem Nachbar eine Kleinigkeit aus seinem Hausgeräthe gestohlen zu haben, so wird er nach Verdienen gestraft. Aber Herren der regierenden Kaste, welche durch Verkündigung des Christenthums die Religion der Hindu untergraben, dürfen Kinder weglocken, ja mit List oder offener Gewalt vom Herzen der Eltern den Keim ihrer künftigen Hoffnung, die Söhne wegreißen, welche ihren ganzen Reichthum bilden, und bleiben dabei ungestraft. Denn die Regierung beschützt und begünstigt und ehrt sie. Kummer und Wehklage sind da unnütz. Was kümmert es die Missionare? Die Schlange tanzt unter dem Einfluß des Zauberers: sie haben den Knaben in ihre Gewalt gebracht, und ihre Freude kennt keine Grenze. Schreckt der Tiger vor dem Morde einer Kuh zurück? . . . . Wenn die Regierung es mit ihrer Verkündigung gleicher unparteiischer Beschützung aller ihrer Unterthanen ehrlich meinte, so könnte sich

diese Pest der Kinderdiebstähle nicht so ausbreiten, wie es geschieht. Die Vernunft verbietet, anzunehmen, daß eine Tugend darin liege, Menschen von der einen Religion zu der andern zu bekehren. Verfolgt man damit also irgend einen andern Zweck? Gott allein kann es wissen. Doch möchte vielleicht Jemand vermuthen, daß dadurch Vereinigung aller Unterthanen zum gleichen Glauben wie dem der Regenten erstrebt, die freundschaftlichen Bande zwischen Beiden befestigt, alle innern Feindschaften aber und Anlässe zu öffentlichen Ruhestörungen beseitigt werden, es somit nicht ganz unwahrscheinlich wäre, daß unsere Regierung so gerechnet hat und in geheimem Einverständniß mit den priesterlichen Bekehrern steht."

So weit jene indische Zeitung. Ist die Sache klar, oder sollte nöthig sein, noch weitere Zeugnisse anzurufen, zu erinnern z. B. an jene energische Protestation, welche die indische Reformgesellschaft den 25. Mai 1857 direkt unter den englischen Kanonen Calkuttas gegen die Habgier und das gewaltsame Umsichgreifen der englischen Hochkirche erließ [1]), oder an eine ähnliche Petition, welche den 12. Juni 1859 der Hinduverein in Madras gegen die obrigkeitliche Unterstützung der Missionsschulen eingab [2]), oder an das fortwährende Drängen aller wohlmeinenden Hindu auf Neutralität der Regierung in Religionssachen? Muß ich das Zeugniß eines Petermann [3]), eines Orlich [4]) oder der Beamten der ostindischen Compagnie [5]), die Proklamationen endlich der Insurgenten selbst und der Königin von Oude [6]) zum Beweis anführen, daß der tiefste Grund der Rebellion kein anderer als die Religion

1) L'insurrection de l'Inde p. 124.
2) Church Miss. Intell. 1860. Recent Intell. Febr. 3.
3) Mittheilungen ꝛc. 1857 p. 352.
4) Orlich, Indien und seine Regierung I. p. 472.
5) Miss.-Mag. 1859 p. 84, 120.
6) Miss.-Mag. 1859 p. 138.

oder vielmehr Nichtreligion, nämlich das ungeweihte, lieblose, fleischliche Dreinfahren der Missionare war? Es ist wahrlich geradezu lächerlich, wenn diese, gestützt etwa auf die heile Haut, mit der sie selbst meistens davongekommen [1]), oder auf den Umstand, daß der Aufstand von den Sepoys, nicht vom Volk ausgegangen [2]), oder auf angebliche Aeußerungen von ein oder zwei indischen Privatpersonen [3]), die Ursache jenes Ereignisses hier oder dort suchen wollen, während die Insurgenten selbst ganz offen ihre Erhebung als eine religiöse bezeichneten. Doch was bedürfen wir weiterer Beweise? Die Missionsfreunde selbst haben uns seither beigestimmt. So lange nämlich der Sieg unentschieden war, suchten diese sorgfältig jede Schuld von sich abzuwälzen. Kaum aber war die Rebellion unterdrückt und die englische Gewaltherrschaft wieder auf festeren Füßen als zuvor, so suchten sie den ganzen Sieg

1) Diese Thatsache erklärt sich einfach dadurch, daß die Missionare in jener Krisis wie andere Christen eben die Flucht ergriffen, wird zudem theilweise wieder aufgehoben durch die andere Thatsache, daß viele andere Missionare, wie z. B. solche der Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums, der amerikanisch-presbyterianischen Gesellschaft u. a., dem Mordschwert der Insurgenten nicht entgingen, und daß namentlich alles Missionseigenthum, das den Insurgenten erreichbar war, überall der gräulichsten Zerstörung anheimfiel. Vgl. Burckhardt a. a. O. III, 1. p. 281 ff. Proceedings of the Church Miss. Society 1858 p. 83 ff., 107, 108, 109, 120, 125. Einzelne kleine Ausnahmen aber beweisen offenbar auch hier nichts. Daß aber die Revolution in ihrem großen Gang zunächst die nothwendigen militärischen Objekte, nicht einzelne zerstreute Missionsstationen ins Auge faßte, lag in der Natur der Verhältnisse, und damit gegen den religiösen Charakter derselben argumentiren zu wollen, ist geradezu — absurd.

2) Ebenso lag es in der Nothwendigkeit der Verhältnisse begründet, daß der Aufstand von den kriegskundigen Sepoys, nicht vom unbewaffneten Volke ausging. Daß aber die religiöse Erregung sich vom Letzteren auf die Ersteren fortgepflanzt hatte, kann nur Derjenige läugnen, der die wunderbare Verbreitungsart solcher Bewegungen nicht kennt.

3) Wie z. B. jenes Dakhena Randschan, Miss.-Mag. 1859 p. 122. Vgl. auch Ev.-luth. Miss.-Bl. 1859 p. 43.



als den ihrigen, als einen religiösen, daher auch religiös auszubeutenden darzustellen. So schreibt z. B. Ostertag im Widerspruch mit Allem, was er während des Aufstandes im Missions-Magazin behauptet hatte, nach Beendigung desselben in seiner Geschichte der protestantischen Missionen [1]) ganz offen: „Die neueste Militär-Meuterei, welche ganz Nordindien zu einem Schauplatz der unerhörtesten Grausamkeiten gemacht hat, hatte neben den politischen Ursachen unzweifelhaft ihren Grund auch in der immer allgemeiner unter Hindus und Muselmanen sich verbreitenden Ueberzeugung, daß der alte Grundbau der indischen Religionen vor der unaufhaltsam vordringenden Macht christlicher Bildung nicht zu bestehen vermöge; und es scheint, daß dieser Ausbruch des alten heidnischen Volksgeistes, wie dies die Ausbreitungsgeschichte der christlichen Kirche fast überall zeigt, nur der letzte verzweifelte Versuch der Selbsterhaltung gegen eine unendlich überlegene Macht war." Was will man mehr? Dieser Ansicht zufolge soll denn auch jener Sieg den Uebergang bilden zu einem noch rücksichtsloseren Vorgehen auf dem Gebiete der Mission, als selbst das bisherige war. In ganz England wird gegenwärtig agitirt für offene Unterstützung der Mission durch die Regierung, für Nichtachtung heidnischer Vorurtheile, für allgemeine Verbreitung des Christenthums nicht zwar durch physischen, wohl aber durch moralischen und finanziellen Zwang [2]). Denn: „Wir haben gesiegt," heißt es, „vae victis!" oder diplomatischer mit Lord Lawrence und Sir Edwards gesprochen: „Wir sind von der Vorsehung beauftragt, das indische Volk nach unsern, nicht nach seinen Grundsätzen zu regieren [3])," oder wie am offensten Aikman sich aus-

1) Uebersicht d. prot. Miss. p. 109. Vgl. auch Ev.-luth. Miss.-Bl. 1858 p. 150. Proceedings of the Ch. Miss. Soc. 1858 p. 128.

2) Vgl. besonders das oben über Staats- u. Missionsschulen Bemerkte.

3) Ch. Miss. Intell. 1860 p. 67.

drückt: „Das blutige Schwert hat in Indien als Pflugschar gedient, um den Boden für die ewige Saat umzuwenden.“

Eine solche Anschauungsweise stimmt aber mit der ganzen Politik der Missionsgesellschaften vollkommen überein. Ueberall ist die Gewalt das letzte Auskunftsmittel, zu dem die Zuflucht genommen, das Schwert der letzte Grund, der vorgebracht wird, wenn die Eingebornen den Machtsprüchen der Missionare sich nicht gutwillig unterwerfen wollen, und zwar ist hierin zwischen katholischer und protestantischer Mission schlechterdings kein Unterschied. Katholische Missionare landen in Goa und vergelten den Eingebornen die wahrhaft brüderliche Aufnahme, die sie unter ihnen gefunden, mit Einführung der Inquisition, mit der blutigsten Unterdrückung. Protestantische Missionare verhöhnen die indischen Religionen an deren eigenen Festen so lange, bis das Volk zur Verzweiflung gebracht, einen Aufstand erhebt und als dieser in Blut und Füsilladen erstickt ist, wird der Sieg dazu benutzt, die christliche Religion von Staatswegen offener und ungescheuter zu begünstigen als vorher. Französische Kriegsschiffe führen unter Brandschatzungen und Wollustsorgien die katholische Mission auf den Südseeinseln ein. Auf den Lieu-kieu-Inseln erzwingen englische Kriegsschiffe wider den ausdrücklichen Willen der Eingebornen die Beibehaltung der protestantischen Mission. Hier wie dort das Schwert, überall, wo das Evangelium nicht freiwillig angenommen wird. Auch ist diese Missionspolitik so wenig nur den verschiedenen Regierungen zur Last zu legen, daß vielmehr fast überall die Missionare es sind, welche die Regierungen zu gewaltsamen Maßregeln gegen „die Kinder der Finsterniß“ angereizt haben. Sie selbst sprechen oft genug ihre innerste Ueberzeugung dahin aus, daß ihr sogenanntes Christenthum auf Erden nur durch Gewalt zum Sieg zu bringen sei, und begrüßen

1) Aikman, Cyclopedia of Ch. Miss. introductory dissertation. Second edit. p. 10.



daher auch jede Revolution und jeden Krieg, selbst den blutigsten, regelmäßig mit Triumphgeschrei, sobald er in ihre Plane einzugehen scheint. Zum Beweis des Gesagten möge genügen, aus vielen Beispielen folgende zu citiren:

Missionar Krapf, einer der angesehensten und berühmtesten Vertreter des Pietismus unter den Heiden, läßt sich zur Zeit des orientalischen Krieges im Volksboten von Basel folgendermaßen vernehmen [1]): „Bei meiner Ankunft hier hörte ich von nichts als von Krieg in der Türkei, die man zwar heilen und flicken will. Meine Ansicht ist, daß der Muhamedanismus ein Meisterstück der Hölle sei. So lange der Teufel noch diesen Halt auf Erden hat, geht er nicht in den Abgrund und kann ihm die große Kette nicht angelegt werden. Ich habe hundert und tausend Mal mit Muhamedanern disputirt und immer gefunden, daß diese Religion durch nichts aufgelöst werden kann, als durch das Schwert, durch welches sie auch entstanden ist. Diejenigen Mächte daher, welche dieses Höllensystem halten wollen, scheinen mir gegen den Weltplan Gottes anzulaufen, und werden sich wohl die Nasen und Köpfe zerstoßen. Doch es wird und muß gehen, wie der HErr will. Wer mit seinen Gerichten, die Er über unser eigenes Sündenreich im Herzen ergehen läßt, einig ist, der wird auch mit den Gerichten einig sein, welche über die gottlose Welt hereinbrechen, ja er wird sich derselben freuen, weil die Endentscheidung des Reiches Gottes immer näher rückt. Es ist jetzt der Welt genug gepredigt worden, sie darf wohl auch einmal eine andere Predigt hören.“ Und gegen ein solch infernales Wolfsgeheul hat der fromme Volksbote auch nicht ein Wort des Tadels, das vermuthen ließe, daß er selbst anderer Ansicht sei.

Ganz dieselben Grundsätze, daß der Friedensbote Christi sein Kreuz über Blut und Trümmer zu den Völkern hintragen müsse, sind deutlich in einem Leitartikel des Heidenboten ausgesprochen,

---

1) Christlicher Volksbote aus Basel 1854 p. 62.

der unter der Aufschrift: „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn,“ unter Anderm Folgendes äußert[1]):

„Es bereiten sich in unsern Tagen Dinge vor, die des Aufmerkens wohl werth sind. Die „„Zeiten der Heiden““ (Luk. 21, 24) scheinen sich rasch vollends ihrem Ende zu nahen, und der Zeitpunkt, da „„die Fülle der Heiden““ eingeht, rückt allem Anscheine nach schnell heran. Unter dem von Gott verordneten Schutze der Weltmacht schreitet das Reich Gottes von Land zu Land, von Volksstamm zu Volksstamm. Ja auf die letzten bis jetzt noch verschlossenen Thüren der Heiden sind bereits die ersten Hammerschläge gefallen, um auch sie aufzustoßen, oder es stehen wenigstens die Schmiede bereit, welche die Hörner der Heiden abstoßen.“ (Sach. 1, 21.) . . . . .

„Im Süden von Afrika ist die englische Capkolonie, und landeinwärts bis weit in die Heidengebiete hinein sind die Missionsstationen überallhin zerstreut. Aber auch hier ist eine Grenze, die den Zugang zum Innern versperrt. Es sind die feindseligen Hottentottenstämme, die seit einer Reihe von Jahren mit wüthendem Fanatismus dem Vordringen der Engländer sich entgegengestellt und einen blutigen Krieg gegen sie geführt haben. Der Krieg ist seit Kurzem geendigt; — aber nicht mit völligem entscheidenden Siege der britischen Waffen. Noch immer ist der Schlagbaum nicht entfernt, der den Zugang zum Innern verwehrt. Aber es wird und muß auch dieser Schlagbaum fallen; denn Gott eilt in diesen unsern Tagen, und die Zeiten der Heiden gehen rasch ihrem Ende zu.“

„Im Osten Afrika's steht das Schwert der Gallas und anderer wilden Völker noch völlig unbesiegt, und wehrt dem europäischen Friedensboten den Eingang. Von dorther scheint noch kein Bahnbrecher der verschlossenen Pforte sich zu nahen. Noch herrschen die Fürsten der Heiden bis an die Meeresküste hinab.

1) Heidenbote 1853 p. 55 ff.

Aber auch dort erhebt sich, wenn nicht Alles trügt, vom Meere her ein Völklein, wie einer Manneshand groß. Das Völklein wird sich zu seiner Zeit zur Gewitterwolke ausbreiten und einen Hagel herabsenden, der jene Grenzhüter schreckt und zersprengt, daß auch dort „„der König der Ehren““ einziehen kann in das Innere des dunkeln Landes.“

„Ziehen wir weiter. Nächst dem Innern von Afrika steht China als dasjenige heidnische Weltreich da, welches bis auf wenige Küstenstädte dem Heilsboten Jesu noch völlig verschlossen ist. Mehr als 360 Millionen Menschenseelen sind da gewaltsam gegen das Licht des Evangeliums abgesperrt. Der Missionar, wenn er auch in chinesischer Kleidung und sich anschmiegend an chinesische Sitten in das Innere sich wagt, muß in jedem Augenblick eines blutigen Todes gewärtig sein. Aber siehe! wie gewaltig rauschen dort die Flügel der Gerichtsboten Gottes, welche sich aufgemacht haben, an den tausendjährigen Fundamenten des chinesischen Reiches zu rütteln und das Oberste zu unterst zu kehren. Der Aufruhr im Reiche, der vor einem Jahre wie ein kleiner Staubwirbel in einem fernen Winkel des Landes sich erhob, ist zu einem brausenden allgewaltigen Sturmwind geworden, der über das Angesicht des ganzen Landes hinfährt, Alles vor sich niederwirft, und bereits an den Hauptstädten des Kaisers angelangt ist, um auch da die alten Ordnungen und veralteten unhaltbaren Zustände wegzufegen wie Spreu. Und was wird und muß das Ende sein? Das wird das Ende sein, daß die Pforten China's dem Evangelium weit, weit bis ins Herz hinein, geöffnet werden. Denn Gott eilt und die Zeiten der Heiden gehen rasch ihrem Ende zu“ ....

„Und was sagt dies Alles dir, du Gemeinde des Herrn? Sei stille dem Herrn und warte auf Ihn! das ist das Eine. Du sollst in der Schule merken auf den Gang deines großen Monarchen, der seinen ewigen Rath der Welt wunderbarlich auszurichten und zum Ende zu führen angefangen hat! Das Andere aber ist:

„„Verflucht ist, wer das Werk des Herrn lässig treibt!““ Und das ist auch des Aufmerkens werth, du Missionsgemeinde des Herrn!“

Die nämlichen „reichsgeschichtlichen“ Anschauungen theilen vollständig die deutschen und englischen Missionsblätter. Nirgends auffallender, bezeichnender, nirgends widersprechender zugleich allen ihren sonst proklamirten orthodoxen und legitimistischen Symbolen, als bei Gelegenheit der chinesischen Revolution. Wenn je eine Revolution revolutionär, wenn je eine inhuman und zugleich gräuelhaft bis ins Mongolische war, wenn je eine daher von orthodoxem und conservativem ebensogut wie von christlichem Standpunkt aus verdammt werden muß, so ist es sicherlich diese. Aber einige schlaue Häupter der Taiping haben die Missionare freundlich bewirthet, haben ihnen ein paar christliche Phrasen und Gebete nachgesagt und einige von ferne etwas christlich klingende Lehren ausgehängt [1]). Sie haben überdies das Verdienst gehabt, katholische und heidnische Priester als „Götzendiener“ nach Art Josua's umzubringen. Sie haben somit die Missionare hoffen lassen, daß durch einen allfälligen Sieg auf ihrer Seite das Christenthum bald in ganz China zur Herrschaft gelangen würde, und diese frohe Aussicht, durch Ströme von Blut, durch Plünderung und Einäscherung des halben Landes, durch Hekatomben von tausend und abermal tausend unschuldig Hingerichteten ihre Dogmen in China einst zur äußern Geltung bringen zu können, hat genügt, daß diese räuberischen, blutdürstigen, mit Brand und Mord jeden ihrer Schritte bezeichnenden [2]), diese überdies, wie jetzt constatirt

1) Z. B. die 10 Gebote und die Namen von Gottessohn und Tröster, auf die Taiping-Könige übergetragen ꝛc.

2) News of the Churches 1860 p. 247, 273, 296 berichtet, daß z. B. bei der Einnahme der Stadt Hong-chow durch die Insurgenten ungefähr 50,000 Einwohner ums Leben gekommen seien, daß ein großer Theil der Stadt so gründlich zerstört liege, daß es unmöglich sei, auch nur den Ort der frühern einzelnen Straßen unter den Trümmern wiederzufinden. Ueberall fließe Blut. Es fehle an Särgen, um die Leichname wegzuschaffen. Luft und Wasser in der Stadt

ist [1]), dem unsinnigsten und wüthendsten Aberglauben huldigenden Taipings vom ganzen europäischen Missionsheer sogleich einstimmig als vortreffliche Christen gerühmt, ihre „Bewegung" als eine göttliche gepriesen, deren Begünstigung durch die englische Regierung als heilige Christenpflicht gefordert ward [2]). „Die größte sittliche Revolution in der Neuzeit," „herrliche Bewegung," „göttliche, wundervolle Revolution" u. s. w., so wird sie alle Augenblicke von neuern englischen Missionsschriftstellern genannt [3]). Gott hat in dieser Bewegung eine That „gethan," ruft der Heidenbote [4]) begeistert aus, „wie sie die ganze Kirchengeschichte bis jetzt noch nicht kennt. Und wir — wir sollen bei solchen Thaten Gottes an dem Erfolg der chinesischen Mission verzagen?" „Wir haben ehrerbietig anerkannt," beschloß im Jahr 1853 die Londoner Missionsgesellschaft feierlich zu Handen Gottes, „daß die gegenwärtigen Erscheinungen in China Wirkungen der Vorsehung Gottes des Allerhöchsten sind, wodurch wir zuversichtlich hoffen, daß der Götzendienst, der so viele Jahrhunderte dieses

---

seien gänzlich verpestet. In Soo-chow aber hätten die Insurgenten derart gehaust, daß man in jeder Richtung ungeheure Massen todter Körper in jedem Grade der Verwesung erblickt habe, und daß der Gestank davon den Fremden selbst auf den Schiffen in einiger Entfernung von der Stadt Uebelkeit verursacht habe. Vgl. auch Ch. Miss. Record 1856 p. 30. Ch. Miss. Intell. 1857 p. 133 ff. u. a. Stellen.

1) La Vie réelle en Chine p. 140. Burckhardt a. a. O. III. 3. p. 107. News of the Churches 1861, August. Ch. Miss. Intell. Recent Intell. 1860, Dec. 1.

2) Vgl. News of the Churches 1860, Mai- und Decemberheft, in welchem letztern unter dem Vorwand von Nichtintervention von der englischen Regierung geradezu die Auslieferung Schanghai's an die Insurgenten gefordert wird. Vgl. hierzu auch die Rede des Bischofs von Victoria an dem Jahresfest der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft 1857.

3) Kingsmill, Missions and Missionaries p. 541.

4) Heidenbote 1854 p. 9, 77. In denselben Ton stimmte eine Zeit lang, obwohl mit etwas mehr Zurückhaltung und Besonnenheit, auch das Ev. Miss.-Mag. ein. Vgl. Jahrg. 1861 p. 335 ff.; 1862 p. 57 ff.; 1863 p. 164 ff.

große Reich beherrschte, umfällt und die Millionen Einwohner, die lange in heidnischer Finsterniß dahinlebten, nun den Dienern Christi und seinem heiligen Evangelium zugänglich werden." „Und nun mögen wir immerhin zu große Erwartungen hegen," äußert bei dieser Gelegenheit der berühmte Missionar James [1]) („dessen Ruhm," nach Aikman, „in allen Kirchen ist [2])"), „so müssen wir doch diese Revolution für die wunderbarste halten, die je in der Weltgeschichte vorkam.... Der muß stockblind, taub, dumm und todt sein, der in dieser Sache nicht Gottes Hand erblickt." Ja selbst der milde Goßner wünscht [3]), „daß die Waffen der sogenannten Insurgenten gesegnet würden, die den Götzendienst in China vertilgen und das Christenthum, so weit sie es kennen, einführen wollen." Der fromme, seither so grausam enttäuschte Missionar Roberts aber wirft für China geradezu die Frage auf: „ob es nicht für die Hälfte der Nation besser wäre, ausgerottet zu werden, als wie bisher fortzuleben, wenn die andere Hälfte dadurch Gerechtigkeit lernte;" ein zarter Wunsch, der sofort mit einer Aufforderung zu allgemeiner Fürbitte für die inniggeliebten Chinesen bekräftigt wird [4]).

Wahrlich, meint man nicht unter Muhamedanern oder Conventsmitgliedern zu stehen, wenn man solche Dinge liest? Der indische Aufstand, die chinesische Revolution, die Ausrottung der Türken, die Bekriegung der Hottentotten, Gallas und aller übrigen dem Evangelium nicht zugethanen Völkerstämme wird herbei-

1) Biene auf dem Missionsfeld 1854 p. 14.

2) Aikman, Cyclopedia of Church Miss. p. 107.

3) Biene auf dem Missionsfeld 1854 p. 39, 63, 64.

4) News of the Churches 1861 Dec. p. 314. Wie derselbe Missionar Roberts die Sache der Insurgenten, da sie sich ihm schließlich doch nicht so gefügig zeigten, wie er anfangs geglaubt, nunmehr ebenso leidenschaftlich verdammt, wie er sie früher leidenschaftlich vertheidigt hatte, ist aus den neuern Zeitungen bekannt.

gerufen, um der protestantischen Mission Bahn zu brechen [1]). Jedes Mittel ist gut, wenn es zu diesem Ziele führt; jeder Krieg, jede Revolution wird dadurch geheiligt. In Wahrheit, welcher Unterschied bleibt da noch zwischen protestantischer und muhamedanischer Mission? welcher, als höchstens der, daß, während bei der letzteren Gedanke und That eins war, bei der ersteren der Gedanke hie und da ein frommer Wunsch bleibt, daß, während dort das Schwert kühn vor dem Missionar, hier der Missionar vorsichtig hinter dem Schwert einhergeht? Der Gesinnung nach sind, wie wir gesehen, christliche und muhamedanische Mission schlechterdings eins.

Christliche und muhamedanische Mission eins! Läßt sich schlagender der ganze Charakter des heutigen Christenthums kennzeichnen? Die Religion der Liebe, des Friedens, der Versöhnung ist derjenigen Religion gleich geworden, deren Merkmale zornmüthiger Fanatismus, blutige Unterdrückung ist, deren Losungswort „der Koran oder das Schwert" heißt! Christus, der seine Jünger, als sie in heiligem Eifer Feuer vom Himmel auf ein samaritisches Dorf herabrufen wollten, mit den schönen Worten zurechtwies: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten," Christus, der seinem Petrus bei ähnlicher Gelegenheit „stecke dein Schwert in die Scheide!" gebieterisch zurief, Christus muß es heute erleben, wie seine „Jünger," seine „Nachfolger," seine „Auserwählten" nicht nur auf einzelne Dörfer oder Städte, sondern auf ganze Völker und Erdtheile das Schwert fremder Unterdrückung, das Feuer schreck-

---

1) „Das Christenthum weiß nichts von einem Rechte, uncivilisirte Völker mit Gewalt zu civilisiren. Es fordert auf, Alles zu vermeiden, wodurch der christliche Name könnte gelästert werden unter den Heiden, und durch nichts wird er mehr gelästert, als durch Unterdrückung." Schleiermacher, christliche Sitte p. 289.

lichen Bürgerkrieges herbeirufen, segnen, begünstigen, um über Trümmer und Blut das Kreuz seiner Todesliebe hintragen zu können! Christus, der so stolz einst und unabhängig, mit Verschmähung jedes fremdartigen weltlichen Mittels nur auf dem Grunde freier Ueberzeugung ein Reich des Geistes und der Liebe unter der Menschheit aufrichten wollte, Christus muß es heute dulden, dieses sein Reich als ein ganz äußeres, weltliches Ding gemeinsam mit Opium, Baumwollenfabrikaten durch Handelsverträge und Kriegsschiffe, mit List und Gewalt unter widerstrebenden, unwilligen, an der Kette klirrenden Völkern verbreitet zu sehen! O man möchte vor Scham ob solchem Schauspiel in die Erde sinken! Und doch wie natürlich fließt das Alles aus den oben entwickelten Principien des Pietismus! Wenn das eigentlich Christliche im Christenthum, das Versöhnende, Einigende, das, was ein Band bildet zwischen Volk und Volk, Himmel und Erde, Gott und Menschen, bis auf ein Minimum ausgelöscht, das Jüdische und Muhamedanische dagegen, das eigentlich Semitische im Christenthum, das, was in dasselbe aufgenommen wurde, nur um es aufzuheben und zu versöhnen, wenn die Kluft zwischen Gott und Menschen, Himmel und Erde, Religiösem und Weltlichem, wenn mit Einem Worte der Dualismus über Gebühr betont, erweitert, in Dogmen äußerlich verfestigt wird: was Wunder, wenn ein solches Christenthum nachgerade antichristlich, jüdisch und muhamedanisch, wenn es ob lauter Außerweltlichkeit äußerlich, ob lauter Uebermenschlichkeit unmenschlich wird? Eine tiefe Kluft, ein breiter, reißender Strom zieht sich zu unsern Füßen dahin. Tausende stehen davor mit brennender Seele und möchten übersetzen, möchten hinüber, ihren Frieden, ihren Gott, das Himmelreich ihrer Seele zu finden. Aber zwei Nothbrücken nur winken, die eine des kirchlichen Zwangs, die andere der pietistischen Phrase, und beide führen nicht hinüber, führen nur — in die Mitte des Stroms. Und der Mensch, der heilsbegierige,

Trostlos irrt er an Ufers Rand.
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößt kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Das die heutige Lage der Christenheit. O daß des Menschen Sohn wiederkäme, aufs Neue die Brücke zu bauen, die er hoch strahlend einst unter uns aufgerichtet und die schwachsinnige Jünger nach ihm eingerissen! O daß des Menschen Sohn wiederkäme und ein zahlreiches, erlösetes Volk froh und festlich geschmückt über die Brücke zöge, den wieder gefundenen Gott zu preisen und die Brüder zu lieben! Stille! Die Zeit ist nicht ferne, die Brücke ist da. Denn nie war sie aus der Wirklichkeit, durch ein Blendwerk nur für kurze Zeit aus unsern Augen entschwunden.

Bleiben wir für heute hier stehen und werfen einen Rückblick auf den ganzen in diesem Kapitel durchwanderten Weg. Ich denke, meine Leser werden gestehen, daß die vorausgeschickte Ueberschrift „Transcendenz und Taktlosigkeit“ nicht nur gerechtfertigt, sondern daß sie ein schonungsvoller Euphemismus für das ungleich passendere Wort „Dualismus und Fanatismus“ war.

Viertes Kapitel.

Das Gefühlswesen und die Phrase.

Dualismus und Fanatismus, das haben wir an der Hand der äußern Mission als Grundcharakter des Pietismus, genauer

der protestantischen Orthodoxie gefunden, an welche jener in dogmatischer Beziehung sich anschließt. Aber ist damit das Wesen des Pietismus erschöpft? Hat dieser neben der Seite der Identität mit der Orthodoxie nicht auch eine sehr stark hervortretende Seite der Differenz von ihm? Ja ist er nicht ursprünglich gerade mit dem Anspruch aufgetreten, die Strenge orthodoxer Scholastik zu mildern und über den schroffen Dualismus, den jene in Lehre und Leben überall offen gelassen, die Brücke eines sogenannt praktischen, liebe- und geisterfüllten Christenthums zu schlagen?

Laßt uns diese Richtung, nachdem wir sie bisher in ihrem Zusammenhang mit der Orthodoxie betrachtet, nunmehr näher ansehen auf ihren Unterschied von ihr und von jedem andern System, auf ihr specifisches Wesen als Pietismus selbst, und zwar auch hier im Spiegel der für sie so charakteristischen äußern Mission. Worin erkennen wir hier die epochemachende Bedeutung des Pietismus? „Eben in der Thatsache,“ werden uns seine Anhänger sagen, „daß er äußere Mission treibt, alle andern Richtungen aber innerhalb des Protestantismus keine Mission treiben. Sein Wesen besteht in nichts Anderem als in der selbstverleugnenden Werkthätigkeit, durch welche er mit dem Christenthum praktisch Ernst macht, während für die meisten übrigen Christen dieses ein Gegenstand müßiger Theorie bleibt.“ Dieser Ansicht vom Pietismus begegnet man in der That häufig. Allein so angenehm sie namentlich für dessen Anhänger zu hören sein muß, so durchaus einseitig ist sie. Die allezeit bereitwillige Opferwilligkeit des Pietismus in Ehren! Seinem Eifer, die Segnungen des Christenthums in alle Schichten des Volks zu verbreiten, alle Anerkennung! Allein vorerst hat er diese Vorzüge mit andern Systemen gemein. Der vielgeschmähte Rationalismus z. B. hat sich, wie dies nur die crasseste Ignoranz leugnen kann, auf dem Gebiet ächtester christlicher Mission, der Bekämpfung des Aberglaubens, der Verbreitung allgemeiner Duldsamkeit und Humanität, vor Allem auf dem ruhmreichen, von ihm einzig nachhaltig angebauten Felde

der neuern Volksbildung ungleich werkthätiger, aufopfernder, gründlicher und dabei anspruchs- und selbstloser bethätigt, als dies vom Pietismus innerhalb seines Gebiets irgend gesagt werden kann — ein Thomasius wiegt einen Lange, ein Pestalozzi, ein Franklin, mein' ich, einen Wesley und Francke auf[1]). Allein nicht nur das. Selbst die Herrschaft auf dem Gebiet der Heidenmission ist jener eigenthümlichen Schattirung moderner Frömmigkeit keineswegs ganz ausschließlich überlassen worden. Lange vor ihr hatte nicht nur der Katholicismus, sondern besaß selbst die protestantische Orthodoxie ihre Mission. Die skandinavische Kirche hatte unter den Lappen, die Genfer in Südamerika, vor Allem aber hatten die Holländer in sehr großartigem Maaßstab auf ihren Kolonien missionirt. Freilich auf welch' ganz verschiedene, beinahe diametral entgegengesetzte Weise geschah jene ältere Bekehrungsarbeit im Vergleich mit der heutigen! auf so verschiedene, daß allerdings jene katholische und altprotestantische Mission in Eine Kategorie zusammengeworfen, die gesammte neuprotestantische dagegen, wie wir oben gethan, schlechtweg als pietistische bezeichnet werden kann.

Worin besteht denn dieser Unterschied? In ihm weit am klarsten muß sich uns das specifische Wesen des Pietismus in seinem Unterschied von allem orthodoxen Kirchenthum, wie von aller modernen Aufklärung enthüllen.

Es gibt Niemanden, der auch nur die Elemente der Missionsgeschichte kennt, und der auf jene Frage nicht sogleich antworten wird: Jener Unterschied besteht in der Einzelbekehrung, welche ebenso Princip des Pietismus ist, wie äußerliche Massenbekehrung vorwiegend dasjenige der eigentlichen kirchlichen

1) Anderer Ansicht hierüber ist freilich Hundeshagen, der bei mancher treffenden Bemerkung über den Pietismus (Der deutsche Protestantismus p. 235 ff.), dennoch nach Art vieler Vermittlungstheologen dessen wirkliche Verdienste nicht wenig zu übertreiben und zu idealisiren scheint (vgl. p. 246 ff.).

Mission, allgemeine Volkserleuchtung, Volkserziehung aber das der neuern humanistischen Bestrebungen ist. Die katholische wie die altprotestantische, besonders die holländische Kirche richteten ihr Augenmerk nicht auf die einzelnen Seelen, die sie durch sorgfältige geistliche Bearbeitung zu bekehren gesucht hätten, sondern auf die Nationen, auf möglichst große Massen, die theils durch Predigt und sonstige Belehrung, theils aber durch keineswegs immer lautere Mittel, durch Lockung, Ueberredung, ja nicht selten durch offene Gewalt oder Betrug der christlichen Kirche sind eingefügt worden. Man gedachte dadurch zwar nicht unmittelbar Christenthum zu pflanzen, wohl aber den fruchtbaren Grund zu legen, auf dem spätere Generationen zu wirklichen Christen erzogen werden könnten. Auf solche Weise ist von Constantin dem Großen bis auf Ziegenbalg alle äußere Mission betrieben, auf solche Weise ganz Europa ohne Ausnahme christianisirt worden. Ebenso hat es andererseits die moderne Aufklärung (im weitesten Sinne dieses Wortes) nicht zunächst auf die Pflege der einzelnen Seelen, sondern auf die allgemeine Verbreitung ihrer Ansichten, auf Erleuchtung der Völker abgesehen, indem sie es der Macht der Wahrheit selbst überläßt, ihr Werk an den einzelnen Individuen weiterzuführen; und einzig auf dem Gebiet der Jugenderziehung dringt sie tiefer ins Heiligthum der einzelnen Seele ein. Ganz anders der Pietismus. Alle bloß äußerliche Hinzufügung zur christlichen Kirche durch Taufe und Bekenntniß gilt ihm als verwerflicher Betrug, alle bloß theoretische Verbreitung christlicher Anschauungen als todtes Wissen, alle Cultur und Aufklärung aber als eitel Ansatz zum Unglauben. Die einzelne Seele muß bekehrt werden, erst das Innere, dann das Aeußere, und erst durch Zusammenfügung vieler bekehrter Individuen soll die Kirche Christi entstehen, — jetzt nicht mehr ein trübes Gemengsel von Gläubigen und Ungläubigen, von gebietenden Priestern und unmündigen Laien, nein, jetzt ein wirklicher Gottesstaat, ein heiliges Kirchlein mitten in der unheiligen allgemeinen Welt-

kirche, eine christliche Demokratie, wo jeder Einzelne ein Bekehrter, ein Gesalbter Gottes, jeder sein eigener Priester ist. So lautet der pietistische Grundsatz, in weiterer Folge, wie wir sehen, zur großen, schon von Luther betonten Lehre vom allgemeinen Priesterthum[1]) führend, so in Europa und so auch unter den Heiden. Dieses Princip bildet zwar oft einen äußerst auffallenden Contrast mit dem oben geschilderten todten Autoritätsglauben und heucheleibefördernden Kolonisationssystem der meisten Missionare; aber subjektiv wird es im Allgemeinen so gewissenhaft durchgeführt, daß z. B. König Pomare auf Otahaiti, nachdem er bereits im J. 1808 sich den Missionaren genähert hatte, dann vier Jahre lang unterrichtet worden war, doch erst nach sieben Jahren weiterer specieller Seelenpflege durch die Taufe förmlich in die christliche Kirche aufgenommen wurde[2]). Daß es aber, wo es mit Königen so genau genommen, Geringeren nicht leichter gemacht wird, läßt sich denken. Wirklich begegnen wir vor der Taufe eines Eingebornen überall der ängstlichsten seelsorgerlichen Behandlung, einem oft sehr ins Einzelne gehenden Ausfragen über sein früheres und jetziges Leben, über seine geheimsten Gedanken und Gefühle, seine sogenannte Herzensstellung zum Herrn u. s. w. Beinahe auf allen Stationen begegnen wir langjährigen Taufcandidaten, erwachsenen Katechumenen, welche 10 und mehr Jahre lang die Unterweisungen des Missionars besucht haben, aber wegen irgend eines Fehlers, unfleißigen Besuches des Gottesdienstes, eigenmächtiger Absenzen, Neigung zum Trunk, ja selbst, wie wir wörtlich lesen, „wegen nicht ganz tadellosen Betragens“ oder „bloßen Mangels an Eifer“ von der Taufe hartnäckig zurückgewiesen werden[3]). Auch ist hierin zwischen den einzelnen Ge-

---

1) Vgl. bes. Luther's Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation“ und Spener's „geistliches Priesterthum“ und pia desideria.

2) Aikman, Cyclop. p. 53 ff. Burckhardt a. a. O. IV. 1 κ.

3) Ch. Miss. Record 1852 p. 158; 1854 p. 149, 155. News of the Churches 1861 Nov. p. 287.

sellschaften kein wesentlicher Unterschied zu bemerken. Bei den Baptisten ist diese Tendenz nicht weniger als bei den Herrenhutern als eigentliches Grundprincip bekannt [1]). Die Londoner, die Amerikaner, die Basler folgen ihnen nach [2]). Bei den Letztern namentlich findet vor der Taufe eine äußerst genaue Seelenprüfung statt, und immer fordert die Committee zu noch größerer Strenge auf. „Immer wieder soll,“ meint Inspektor Josenhans, „den Kennzeichen nachgedacht werden, an welchen die Reife eines Katechumenen erkennbar sei [3]).“ Die Methodisten aber scheinen in solchem Streben nach Innerlichkeit einen solchen Grad erreicht zu haben, daß die Sache geradezu ins Lächerliche umschlägt, Niemand ein guter Christ scheint sein zu können, als wer ein ausgeprägter Methodist ist [4]). Aber auch die sogenannten kirchlichen Gesellschaften kennzeichnen sich durch Befolgung dieser Methode als specifisch pietistische. In einer Jahresversammlung der bischöflichen Gesellschaft wird die Einzelbekehrung förmlich als Princip erklärt [5]) und auch die Lutheraner weichen nicht wesentlich davon ab [6]). Nur einzelne Stimmen sind es, die sich im Lager der Missionsfreunde selbst gegen diese zu weit gehende Zerstückelung des Missionsgeschäftes erheben, tadelnde Vergleiche ziehen zwischen der ältest-christlichen und der heutigen protestantischen Bekehrungsart und hinweisen auf das in seiner Einseitigkeit zwar Tadelnswerthe, aber bei gehöriger Einschränkung Praktische und Segensreiche einer mehr aufs Große angelegten Mis-

---

1) Wiggers a. a. O. II. p. 58. Ostertag a. a. O. p. 27.

2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 74, 169. Basler Jahresbericht 1858 p. 93, 97; 1860 p 73, 78.

3) Basler Jahresbericht 1859 p. 87. Miss.-Mag. 1853 IV. p. 180.

4) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 48 ff.

5) Proceedings etc. 1860 p. 222. Recent Int. 1860 Jun.

6) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 34 u. a. St.

sionsmethode[1]). Auch nur sehr wenige, aber dafür am meisten mit Erfolg belohnte Missionare (wie Schwarz, Rhenius u. A.) zeigen in ihrem Wirken einige Annäherung an das Wesen einer Nationalbekehrung, und einzig Harms hat den kühnen Gedanken gefaßt, diese letztere förmlich zum Princip zu erheben[2]). Sonst aber bildet Regel überall die Einzelbekehrung, die der Nationen nur als äußere Summirung von Millionen Einzelbekehrungen.

Wenn wir nun aus dieser Erscheinung einen Schluß auf das Wesen des Pietismus selbst ziehen wollen, so werden wir uns zwar von vornherein nicht verhehlen, daß derselbe als bloßer Induktionsschluß nicht Anspruch auf absolute Wahrheit hat, daß es sich überhaupt bei Gegensätzen, die wesentlich zusammengehören, stets um ein „mehr oder weniger", nicht um ein „entweder — oder," um ein Vorwiegen, nicht um ein ausschließliches Herrschen dieses oder jenes Elements handeln kann. Dieses als selbstverständlich hier wie überall vorausgesetzt, werden wir aber kaum Widerspruch zu gefahren haben, wenn wir, ausgehend von der oben erwähnten Erscheinung auf dem Missionsgebiet, sagen: Das Princip des Pietismus ist das einer vorwiegenden Innerlichkeit, das eines abstrakten Subjektivismus. Mit dieser Definition treffen wir denn auch glücklich mit Allem zusammen, was die berühmten Heroen des Pietismus (resp. Methodismus) in Deutschland und England selbst stets als den Mittelpunkt ihrer Theologie proklamirt haben. Ueberall nämlich hören wir sie dringen auf ein lebendiges Christenthum, aber ein Christenthum, das lebendig werden soll eben durch tiefere Innerlichkeit, dadurch, daß es von der Aeußerlichkeit weltlichen Treibens oder kirchlicher Rechtgläubigkeit zurückgeht in den heiligen

---

1) Beleuchtungen der Missionssache, Beilage zum Calwer Blatt 1842 p. 55 ff.; 1843 p. 9 ff. Wiggers a. a. O. I. p. 8, 33, 52, 54. Hamilton a. a. O. p. 256 2c.

2) Ostertag a. a. O. p. 86.

Heerd des frommen Gemüths und allda abgeschlossen von allem Geräusch der Welt im Kleinen einen Himmel auf Erden sich auferbaut. Sehr charakteristisch in dieser Beziehung schreibt Spener am Schluß seiner „frommen Wünsche“[1]): „Das Vornehmste aber achte ich dieses zu sein, daß, weil ja unser ganzes Christenthum bestehet in dem innern oder neuen Menschen, dessen Seele der Glaube und seine Wirkungen die Früchte des Lebens sind, die Predigten insgesammt dahin gerichtet werden sollten: eines Theils zwar die theuren Wohlthaten Gottes, wie sie auf den innern Menschen zielen, also vorzutragen, daß dadurch der Glaube und in demselben der innere Mensch immer mehr gefördert werde; andern Theils aber die Werke also zu treiben, daß wir bei Leibe nicht zufrieden seien, die Leute allein zu Unterlassung der äußerlichen Laster und Uebung der äußerlichen Tugenden zu treiben, und also gleichsam nur mit dem äußerlichen Menschen es zu thun zu haben, welches die heidnische Sittenlehre auch thun kann; sondern daß wir den Grund recht in dem Herzen legen. . . . Daher solle man auch fleißig treiben, wie alle göttlichen Mittel, des Wortes und der Sacramenten, es mit solchem innerlichen Menschen zu thun haben, und es ja nicht genug sei, daß wir das Wort mit dem äußerlichen Ohr hören, sondern wie wir's auch in das Herz dringen lassen müssen; daß wir daselbst den heiligen Geist reden hören, das ist, seine Versiegelung und Kraft des Worts mit lebendiger Bewegung und Trost fühlen. Also, daß es nicht genug sei, getauft sein, sondern daß unser innerlicher Mensch, darinnen wir Christum vermittelst desselben angezogen, ihn auch müsse anbehalten, und dessen Zeugniß an dem äußerlichen Leben zeigen; daß es nicht genug sei, äußerlich das heilige Abendmahl empfangen zu haben, sondern daß auch unser innerlicher Mensch durch solche selige Speise müsse genährt wer-

1) Pia desideria pp. 101—104.

den; daß es nicht genug sei, äußerlich mit dem Mund zu beten, sondern daß das rechte und vornehmste Gebet in unserm innerlichen Menschen geschehe, und sich entweder in die Worte recht auslasse, oder aber wohl gar in der Seele bleibe und doch daselbst Gott finde und antreffe; daß es nicht genug sei, Gott seinen Dienst in dem äußerlichen Tempel zu leisten, sondern daß unser innerlicher Mensch den vornehmsten Dienst Gott in seinem eigenen Tempel, er sei jetzt in dem äußerlichen oder nicht, leisten müsse und was dergleichen ist."

So weit Spener am Schlusse seines Epoche machenden Werkes, und wer wollte dem echt christlichen Geiste, der sich in diesen Worten ausspricht, nicht von Herzen beipflichten? wer nicht zugeben, daß er in dieser Allgemeinheit zugleich ein wahrhaft protestantischer, dem orthodoxen Lutherthum gegenüber ebenso subjektiv verinnerlichter sei, wie dieser es gegenüber dem Katholicismus, dieser gegenüber dem Judenthum und Heidenthum, gewesen war? „Der innere Mensch", das ist Princip und Seele des ganzen Pietismus und insofern des Christenthums selbst.

Aber wir müssen Sinn und Tragweite dieses Ausdrucks noch weiter verfolgen. Wie soll dieser innere Mensch mitten in dieser bunten Welt entstehen, wie aus den vielfachen Umhüllungen des äußern Menschen sich ins Dasein setzen? Diese Frage weist uns zurück auf die eigentliche Grundlehre des Pietismus, auf jenes Dogma, das der unmittelbare Correlatbegriff von jenem „innere Mensch", zugleich Ausgangspunkt, Wurzel und Hebel für die ganze pietistisch-methodistische Bewegung gewesen und geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Es ist dies die große Lehre von der Wiedergeburt d. h. von jenem innerlich geistigen Akte, durch welchen in Buße und Glaube der alte Sinnenmensch ersterbe und aus seinem Tode ein neuer Mensch des Geistes und der Liebe auferstehe. Diese Lehre, nach ihrem allgemeinen Sinne eine grundchristliche, ist ein Unterscheidungszeichen des Pietismus nur durch

die besondere Stellung und Bedeutung geworden, welche dieser ihr innerhalb seines Systems angewiesen hat.

Achten wir, diese kennen zu lernen, zunächst auf die Missionsanstalten. Hier vor Allem glänzt jene Lehre als Fundament des ganzen Gebäudes, hier uns als goldene Inschrift über allen Eingangspforten entgegen. „*Μηδεὶς βέβηλος εἰσίτω*“ d. i. „hier trete kein Unwiedergeborner ein!“ so heißt es besonders für diejenigen, welche dem Missionsberufe sich widmen wollen. Keine Gesellschaft nimmt einen Candidaten in ihren Dienst auf, von dem sie sich nicht überzeugt halten könnte, daß er „wiedergeboren“ oder „bekehrt“ wäre. „Nur geistliche“ Leute, nur solche, die „wahrhaft bekehrt, getauft mit dem heiligen Geiste, Schöpfungen Gottes sind, können gute Missionare sein,“ so ward in Liverpool von dem betreffenden Referenten über diese Frage erklärt[1]). „Nicht bloß sittlich unbescholten, sondern wahrhaftig und gründlich bekehrt und zwar nicht etwa bloß vorübergehend von dem Geiste Gottes angehaucht, sondern wahrhaftig wiedergeboren aus dem heiligen Geiste“ muß nach den Basler Statuten derjenige sein, welcher in das dortige Institut eintreten will[2]). Die englischkirchliche Gesellschaft aber nimmt es mit dieser Forderung so genau, daß sich die betreffenden Candidaten vor ihrer Annahme als Missionszöglinge erst den weitläufigsten Untersuchungen über ihren innern Zustand, ihre Liebe zum Herrn, ihren Eifer u. s. w. unterwerfen müssen. Erst hat die sogenannte Correspondenzcommittee den ihr durch geistliches Zeugniß empfohlenen Candidaten genau zu prüfen, jedem einzelnen Mitglied die nöthigen Mittheilungen über ihn zu machen, und dann abzustimmen, ob er überhaupt der Generalcommittee zur Aufnahme empfohlen werden könne. Nur bei einer Mehrheit von $^2/_3$ Stim-

---

1) Liverpool Conference p. 233 f.

2) Bedingungen des Eintritts in die evangelische Missionsanstalt zu Basel I. d. Jahresbericht 1860 p. 23. Vgl. Appel aux Amis p. 22.



men darf diese Empfehlung erfolgen. In der Generalcommittee nun hat ein Mitglied der Correspondenzcommittee über die vocatio interna des Aspiranten einen Bericht abzustatten. Darauf kann jedes Mitglied einen weitern Aufschub der Angelegenheit zur genauern Einzelprüfung des Inquisiten verlangen, und erst in der folgenden Sitzung progredirt endlich die Versammlung zur definitiven Abstimmung über dessen hinlängliche Bekehrtheit. Auch hier sind zur Gültigkeit der Wahl 3/4 Stimmen erforderlich[1]). Ebenso stellt die Pariser Missionsgesellschaft nach dem Zeugniß ihres Direktors Grandpierre ein sehr genaues Examen an über die Gefühle, die Gewohnheiten und den Seelenzustand der sich meldenden Zöglinge[2]). Aus welchen Merkmalen aber dieser Seelenzustand in der Londoner Missionsgesellschaft erkannt wird, mag unter Anderm das Beispiel des chinesischen Missionars Milne zeigen, dessen Annahme oder Verwerfung von einem vor der ganzen Versammlung zu haltenden freien Gebete (Examengebet!) abhängig gemacht wurde[3]). Das gleiche Princip gilt in den meisten übrigen Gesellschaften, das gleiche vor Allem in der Bekehrungspraxis unter den Heiden.

Wer aber wird hiedurch nicht unwillkürlich erinnert an den großen Nachdruck, mit welchem seiner Zeit Spener die Lehre von der Wiedergeburt wieder als Fundament alles christlichen Lebens geltend zu machen bemüht war[4])? wer nicht an die erbitterten

---

1) Laws and Regulations of the Church Missionary Society for Afrika and the East §. XXV. Vgl. damit Liverpool Conf. p. 254 f. Bei solch ängstlichem Verfahren ist leicht erklärlich, daß, wie allgemein geklagt wird, oft gerade die tüchtigsten, aber zu scheinheiliger Phrasenmacherei zu ehrlichen Aspiranten vom Missionsdienst ausgeschlossen werden. Vgl. Liverpool Conference p. 240 f.

2) Journal des Missions évangéliques 1836 p. 342.

3) Heidenbote 1860 p. 53 ff.

4) Sehr charakteristisch, gewissermaßen rührend, spricht sich Spener über die fundamentale Bedeutung dieser Lehre für sein persönliches Wirken in den theologischen Bedenken ed. Canstein I. p. 131 aus: „Diese (scil. die Lehre von

Streitigkeiten, welche sich an seine Ergüsse über die sogenannte Theologie der Unwiedergebornen anschlossen[1])? wer nicht endlich an die glühende Beredsamkeit, mit der ein Wesley, Whitefield u. A. die Hölle und ihre Schrecken einem Jeden vormalten, der, wie sittlich und religiös auch sonst, jenen plötzlichen Uebergang aus der Nacht zum Licht auf eine deutliche und bestimmt vorgeschriebene Weise nicht durchgemacht habe[2])? Wir gehen offenbar nicht irre, wenn wir sagen: in seiner unterscheidenden Grundtendenz ist sich der Pietismus (und Methodismus — beides nur nationale Modifikationen desselben Princips —) seit jener Zeit schlechterdings gleich geblieben. Dem ältern wie dem neuern gilt als Seele und Hauptsache des Christenthums der innere Mensch, das verborgene Leben des Herzens in Gott, beiden aber als Wurzel, aus dem dieses Leben erwachsen soll, jener wunderbare, radikale, den Menschen plötzlich in seinem Innersten umgestaltende Akt der

---

der Wiedergeburt) ist derjenige Punkt, in welchem mir Gott bisher die meiste Gnade gegeben hat, daß, wo ich von der Kraft des wiedergebiehrenden und rechtfertigenden Glaubens rede oder schreibe, ich nicht nur selbs eine mehrere Kraft und Freudigkeit in mir fühle, sondern auch andere gute Seelen bemerkt haben, daß man alsdann in solcher Handlung, so zu reden, ein ganz anderes Leben an mir gewahr werde, als wo ich über andere Materien hin."

1) Vgl. Hoßbach, Spener und seine Zeit II. p. 150 ff. Theologische Bedenken I. p. 339 f. Tholuck über Pietismus in Herzog's Real-Encyklopädie.

2) „Wenn ihr auch nie," so predigt unter Anderem Wesley, „irgend einem menschlichen Wesen Leid zugefügt, euch aller wissentlichen Sünden enthalten, allen Menschen so viel Gutes gethan, als möglich, und euer ganzes Leben hindurch die Kirchengebote beobachtet hättet, so würde dies Alles euch keinen Schutz vor dem höllischen Feuer geben, wenn ihr nicht wiedergeboren wäret; d. h. wenn nicht ohne euer Zuthun, durch eine freie, unbedingte, allmächtige Gnadenwirkung Gottes augenblicklich in eurer Seele ein heiliges Verlangen entzündet worden ist, wo Alles, was die Welt unschuldige Vergnügen nennt, unangenehm wird, wo nur himmlische Freuden stattfinden, nur Vergnügen an der Betrübniß des Herzens über die Sünde." Southey, Leben Wesley's, übersetzt von Krummacher II. p. 483. Baum, der Methodismus p. 115, 117 ꝛc.

Wiedergeburt. Es ist diese Lehre offenbar die tiefste Wurzel, das letzte Princip ihres Systems, der Hebel, mit dem sie nicht nur der alten ausgelebten Orthodoxie einen höhern Schwung verleihen, sondern die Welt aus ihren Fugen meinen heben zu können.

Und sollte ihnen dies nicht gelingen? Sollten sie damit nicht den wahren Punkt getroffen haben, von dem aus einzig das Leben des Geistes sich zu entscheidendem Siege über die dunkeln Triebe der selbstsüchtigen Natur erheben kann? Und befinden sie sich mit solcher Lehre nicht in vollkommenem Einklang mit den Grundsätzen des Evangeliums? Ist ihr sogenannter „innerer Mensch," ihr „verborgenes Leben in Gott," ihre „persönliche Gemeinschaft mit dem Erlöser" u. s. w. etwas Anderes als jene vollkommene Gerechtigkeit im Geist und in der Wahrheit, welche Jesus meint, als jene „innere, heilige, gotterfüllte Gesinnung", aus der heraus nach seiner Bergpredigt alle guten Werke gethan werden sollen? Und die Wiedergeburt wird sie nicht ebenso als „Umkehr," als „Geburt von oben," als „Erneuerung des Sinnes," als „Absterben des alten und Auferstehen des neuen Menschen" sowohl von Christus selbst als dem vierten Evangelisten, wie vor Allem von Paulus als unerläßliche Bedingung zum Eintritt ins Himmelreich gefordert? Die Lehre vom allgemeinen Priesterthum aber, welche als weitere Consequenz mit Nothwendigkeit aus den angegebenen Prämissen folgt, ist sie nicht, wie in der Schrift begründet, so das höchste Ideal, das von einer ächten Kirche Christi gefaßt werden kann? Sollte es folglich dem Pietismus nicht als großes Verdienst anzurechnen sein, daß er mit so viel Ernst und Eifer diesen Grundforderungen des Christenthums durch das siebenfache Gestrüpp todter Rechtgläubigkeit wieder Bahn gebrochen hat?

Wir gedenken ihm dieses unläugbare Verdienst nicht im Geringsten zu schmälern: aber um es in sein gehöriges Licht zu stellen, müssen wir es einer nähern Untersuchung unterwerfen. Was versteht der Pietismus unter Wiedergeburt und innerem Leben?

Genauer: In welches Verhältniß setzt er jenen innern Akt der Wiedergeburt zu den übrigen (auf die Außenwelt gerichteten) Thätigkeiten des Geistes, oder was gleichbedeutend: in welches Verhältniß das innere Leben, das aus der Wiedergeburt resultiren soll, zu dem gesammten äußern Leben der Welt? Das ist die Frage, von deren Entscheidung Alles hier abhängt. Offenbar kann dieses Verhältniß nur auf zweifache Weise gedacht werden: entweder als das eines äußern abstrakten Gegensatzes, oder aber als das einer innern organischen Entwicklung. Bei der erstern Anschauungsweise, welche dem dogmatischen Dualismus zwischen Gott und Teufel, Himmel und Hölle entspricht, wird die Bekehrung ein zweischneidiges Schwert sein, das den Menschen in zwei Theile trennt, von denen der eine dem Himmel geweiht, der andere als ungeweiht finsterer Kerkerhaft oder rebellionssüchtiger Unterdrückung anheimgegeben wird. Sie wird in ihm wirken gleich einem ungeschickten Arzte, der statt aus tiefem Lebensgrunde das Ganze zu heilen, dem Kranken einen Arm oder ein Bein abschneidet, von einem Organ das Uebel aufs andere treibt, das Einzelne trennt, das Ganze verstümmelt. Sie wird einem vorwitzigen Feldherrn gleichen, der beim ersten Anblick des Feindes sogleich voll Eifer mit der Vorhut den Kampf eröffnet und geschlagen wird, während das Gros weit hinten in träger Ruhe zurückbleibt. Die Bekehrung wird eine dualistische d. h. eine halbe und äußerliche bleiben.

Umgekehrt von dem Standpunkt aus, wo die Gegensätze zwischen Gott und Mensch, Himmel und Erde durch die Leiter einer immanenten Entwicklung vermittelt sind, wird auch die Bekehrung eine entsprechende sein, nicht eine jenseitige Macht, welche dem diesseitigen Leben des Geistes stündlich entgegentritt, sondern ein inneres Princip, welches den ganzen Menschen sauerteigähnlich zu durchdringen sucht. Keine Fähigkeit des Geistes, kein natürlicher Trieb, keine Beziehung nach Außen soll als von Haus aus widergött-

lich unterdrückt, aber alle in eine neue Bahn gelenkt, das Ganze des Lebens, nicht nur das Halbe, Gott geheiligt werden. Die Bekehrung wird eine immanente d. h. aufs Ganze gehende, eine gründliche, radikale sein.

Mit welchem von diesen beiden Begriffen von Wiedergeburt hat nun der pietistische mehr Verwandtschaft? Betrachten wir, hierüber klar zu werden, die weitern Consequenzen, die sich im Praktischen mit Nothwendigkeit aus jener obersten principiellen Grunddifferenz ergeben müssen. Diese wird sich uns nämlich wiederspiegeln: 1) in der Art und Weise, wie das neue Leben ins Dasein tritt; 2) in dem weitern Verlauf desselben oder seiner Selbstdarstellung in der Welt. Nach diesen zwei zunächst in die Augen springenden Gesichtspunkten laßt uns — die Betrachtung über die eigentlichen sittlichen Folgen des Princips dem nächsten Kapitel vorbehaltend — unsere Ansicht über pietistisches Bekehrungswesen festzustellen suchen.

I. Schon in ihrer Entstehung wird sich jede Bekehrung entweder als vorwiegend dualistische oder als vorwiegend immanente kundgeben. Je entschiedener sie ausgeht von dem äußern Gegensatz zwischen Himmel und Hölle, Gott und Satan, desto abrupter, gewaltsamer, ungeistiger, desto mehr von innerer und äußerer Zerrüttung begleitet, wird sie von Anfang an auftreten. Sie wird die Geschichte jenes gnostischen Fabelwesens, jener himmlischen Sophia nachahmen, welche im Drang, sich mit Gott zu vereinigen, dies nicht auf dem mühsamen, aber gründlichen Wege heiligen Emporstrebens zu ihm, sondern auf dem kürzern eines gewaltsamen Sichhineinstürzens in sein Wesen thun wollte, damit nicht nur sich selbst verderbend, sondern die Harmonie des ganzen Universums zerreißend. Unter dem Schein muthigen Bruches mit der Vergangenheit wird ein solch angeblich „Bekehrter" mit aller Entwicklung brechen, unter dem Vorwand der „Entschiedenheit" eben nur scheiden zwischen dem, was zusammengehört, wie äußerlich so innerlich. Er wird folglich von Anfang an seine Natur

verrathen hauptsächlich durch eine große Abneigung gegen Alles, was stetige Entwickelung, Ordnung, Klarheit, Logik, kurz menschlicher Geist heißt. Er wird deßhalb darauf bedacht sein, für die geträumten überirdischen Wirkungen seines Gottes in seinem Innern ein Organ ausfindig zu machen, das jenen verderbten, sündhaften Geisteseinflüssen möglichst entrückt ist. Von der Metropole klaren Denkens und geistiger Harmonie, dem großen Gehirn, wird er seine Residenz möglichst weit weg in jene revolutionären Winkelquartiere verlegen, welche einem Lazaroniquartier in Neapel oder einem Irwingtempel in London vergleichbar, kleines Gehirn, nervus vagus, Ganglienſystem ꝛc. genannt, zu allerlei plötzlichen Eruptionen und krankhaften Hallucinationen von jeher stets am aufgelegtesten waren. Die denkende Vernunft aber und der freie Wille, diese beiden prosaisch langweiligen Vortreter der arischen Race, werden als abgesetzt erklärt, das stürmische Gefühl dagegen aus dem Lande der Schamanen herbeigerufen und sammt den beiden unverantwortlichen Ministern, dem trennenden Verstande und der löchelnden Willkür, als neue Regierung proklamirt. Und nun, Himmel und Erde fangt an, zu spielen: der friedliche Bund, unter der frühern Ordnung zwischen euch geschlossen, ist zerrissen, der Krieg erklärt im Namen des Himmels an die gesammte rebellische Natur. Batterien werden aufgefahren: „gottlose Welt“, „Kinder der Verdammniß“, „ungläubige Theologen“, „der Rauch ihrer Qual“, so tönt es aus breitmäuligen Kanonen, und Feuer blitzt aus den Augen, Schwerter fahren aus dem Mund, ganze Schlachtfelder liegen voll todter, in epileptischen Zuckungen, mit gräßlichem Bußgestöhn furchtbar sich Wälzender. So eine in sich consequente und entschiedene Bekehrung auf dem Boden des Dualismus.

Wie ganz anders vom Boden einer gesunden Weltanschauung aus! Auch hier zwar kann jene innere Umwandlung ihren Verlauf durch große Gegensätze und erschütternde Kämpfe nehmen und Einen Moment als den vor allen entscheidenden

in der Erinnerung bewahren. Aber ob sie diesen Weg einschlage, den ein Paulus, Augustin, Luther, oder den mehr harmonischen und stetigern, den ein Johannes[1]), Origenes oder Zwingli gegangen sind: in beiden Fällen wird sie sich als eine gründliche und gesund christliche dadurch ausweisen, daß sie den Grundfaden organischer Entwicklung nirgends abreißt, sondern ebenso abschließendes Resultat der vorangegangenen, wie inneres Princip einer neu anhebenden Gesammtentwicklung des Geistes ist. Also nicht eine gähnende Kluft wird sie im Geiste zurücklassen, nicht eine Partie desselben in permanenten Kriegszustand versetzen gegen die andern, die Harmonie des Ganzen nicht stören, sondern verwirklichen. In der Erkenntniß wird sie als leuchtende Idee ihren Siegeszug anheben, daselbst allen Gesetzen und Kategorien des Denkens, als gottgegebenen, bis zur letzten Consequenz sich demüthig einfügend. Von der Erkenntniß wird sie als belebende Wärme, alles Unreine verzehrend, hernieder ins Herz fallen. Aus der lebendigen Wechselwirkung beider aber, aus Licht und Wärme, harmonisch geeint, wird der zündende Funke des Lebens entstehen: der neue Wille, das frische gottgeborne Streben, das sich von seinem Mittelpunkt, der Gesinnung aus in alle Gebiete der umgebenden Welt gleich einem Frühlingsstrom ergießt, nichts Lebendiges von sich abstoßend, aber alles Lebendige reformatorisch durchdringend. Wo aber der besonderen Lebensführung oder physischen Organisation des Einzelnen gemäß solche innere Umwandlung von tiefgehenden Stürmen und krankhaften Erscheinungen begleitet ist, wird sich das gesunde Princip derselben doch darin ausweisen, daß das Krankhafte stets als Krankhaftes, nicht als Gesundes, gewußt und als solches behandelt wird, daß die titanisch-schamanischen Mächte

---

1) Wie wir uns nämlich die Entwicklung dieses Jüngers nach der herkömmlichen Theologie vorstellen.

des Gefühls stets wieder der olympischen Klarheit und Selbstbeherrschung des Geistes unterworfen werden [1]).

Nach welcher dieser beiden Seiten neigt nun mehr, auf ihre Entstehung angesehen, die sogenannte „Wiedergeburt“ des Pietismus hin? „Auf die zweite!“ werden ohne Zweifel viele seiner gebildeteren Vertreter sagen, die erstere Art ausschließlich dem Methodismus zuweisend. In der That hört man in ihren Kreisen viel reden von „sauerteigähnlichem Wirken des Christenthums“, von seiner „weltverklärenden“, nicht weltzerstörenden Macht u. s. w. Auch könnten sie sich nicht ohne Erfolg auf das Beispiel ihres berühmten Patronen berufen, dessen ganzer Wiedergeburtstheorie ein entschieden dynamischer, nicht mechanischer Begriff zu Grunde liegt. Soll doch nach Spener, wie dieser schön an der Hand der Patres nachweist, das neue Leben seinen Schwerpunkt, wie später in seinen sittlichen Früchten, so schon in seinem Entstehen weder in dogmatischem Wissen noch in

1) Das zeigt uns in erhabener Weise Paulus' Beispiel. Es kann nämlich nicht geleugnet werden, daß sowohl bei diesem Apostel, als bei den ersten Christen überhaupt der Eintritt des christlichen Gedankens mit allerlei krankhaften Erregungen verbunden war. Aber darin zeigt sich uns die grundgesunde Richtung jenes großen Mannes, daß er sich der natürlichen Grundlage, von der seine visionären Zustände mit bedingt waren, nicht als eines Vorzuges, sondern als eines „Satansengels,“ eines „Pfahles im Fleisch“ bewußt war, der ihn in der Demuth erhalte, und daß er in seinen Gemeinden das Zungenreden, d. h. das ekstatische unartikulirte Lallen tief herabsetzte unter das Weissagen, d. h. unter das klare Aussprechen des Geistes, 1. Cor. 14, 21 ff. 2. Cor. 12. Vgl. hierüber die treffliche Abhandlung von Holsten: Die Christusvision des Paulus 2c. in Hilgenfeld's Zeitschrift 1861 III. Wie bald aber auch die christliche Kirche im Ganzen sich trotz des in ihr im Allgemeinen herrschenden Dualismus jener Zustände als krankhafter bewußt ward, ist bekannt. Man denke an die Stellung, die sie gegenüber den montanistischen Schwärmereien einnahm, wie an Schriften, die schon durch ihren Titel charakteristisch sind, wie die leider verloren gegangenen des Rhetors Miltiades: „περὶ τοῦ μὴ δεῖν προφήτην ἐν ἐκστάσει λαλεῖν,“ von den Alexandrinern und spätern kirchlichen Schriftstellern nicht zu reden.



eruptionsmäßigen Gefühlen, sondern im Willen haben [1]). Trifft er doch in der genetischen Schilderung dieses neuen Lebens aufs Merkwürdigste mit Schleiermacher zusammen, indem er die Geburt des geistlichen Menschen mit der des leiblichen vergleicht und beide darstellt als in der Nacht des Unbewußtseins entspringend, dem Princip nach zwar in einem Augenblick gegeben, aber der Wirklichkeit nach sich erst allmählig und stufenweise aus Licht des Lebens herausarbeitend [2]). Ja er geht sogar so weit, einem heutigen gottlosen Rationalisten gleich, die unter seinen Anhängern später so beliebt gewordenen Bußkrämpfe, Visionen, himmlischen Offenbarungen u. s. w. einfach auf physische Ursachen, auf hypochondrische Anlagen, auf weibliche Zustände u. dgl. zurückzuführen [3]). Das sind allerdings für vermittlungssüchtige Theologen Handhaben genug, um sich vor frommen Zuhörern als mit dem eigentlichen Pietismus einverstanden und nur mit dem später entarteten zerfallen zu erklären. Aber seien wir ehrlich! Eine allseitige Analyse des Spener'schen Standpunktes würde zeigen, wie alle die spätern sogenannten Ausartungen und Extreme desselben dem Princip nach schon in Spener und Francke vollständig gegeben, jene besonneneren Anschauungen aber, wie gut gemeint auch, doch nur unhaltbare Anfangsstationen waren, die in der weitern Entwicklung der Dinge bald aufgegeben werden mußten [4]). Sie würde nachweisen, wie die große Gering-

---

1) Hoßbach a. a. O. II. p. 153 ff. Pia desideria I. 4, 6. II. 3.

2) Theol. Bedenken ed. Canstein I. p. 130 ff. Vgl. Schleiermacher, der christl. Glaube II. p. 192 ff.

3) Theol. Bedenken I. p. 39, 118.

4) Dies wird uns besonders im folgenden Kapitel, bei Behandlung der pietistischen Ethik, deutlich werden. Zur Würdigung des Spener'schen Wiedergeburtsbegriffes dient übrigens auch seine Forderung (pia desid. II. 5 Vorschlag), den Theologie Studirenden zum Behuf ihrer Anstellung eigentliche Zeugnisse über ihre Gottseligkeit (!) mitzugeben, was ganz mit dem oben geschilderten Verfahren der Missionsanstalten bei Aufnahme ihrer Zöglinge zusammenstimmt.

schätzung Spener's gegen alle systematische Wissenschaft, seine Halbheit, nicht dem dürren dogmatischen Wissen ein höheres, geistiges entgegenzusetzen, sondern nur das Wissen als Wissen anzugreifen mit vollständigem Geltenlassen seines Inhalts, nothwendig trotz aller guten Vorsätze nicht auf den ethischen Standpunkt des Willens, dieser höheren Einheit von klarem Wissen und lebendigem Gefühl, sondern früher oder später auf den schwärmerisch krankhaften des einseitigen Gefühls hintreiben mußte — so nothwendig, wie ein Salz, dadurch daß man ihm seine Base entzieht, nicht ein reineres Salz, sondern nur eine ätzend-auflösende Säure wird. Eine unbefangene Betrachtung der Anfänge des Pietismus und Methodismus würde uns überhaupt zeigen, daß nicht nur beide unter sich, sondern auch mit ihren spätern sogenannten Ausartungen dem Princip nach vollständig identisch, sämmtlich nur Variationen des einen Themas sind, nämlich mehr oder weniger buchstäbliche Uebersetzungen des dogmatischen Dualismus ins subjektive Gefühlsleben. Als diesem Boden entsprungen wird uns aber besonders deutlich die äußere Mission den Wiedergeburtsbegriff jener sämmtlichen Sekten und Geistesrichtungen erscheinen lassen, welche wir unter dem Namen des Pietismus zusammenfassen. Ueberall werden wir daselbst als oberstes Princip und gemeinsames Abzeichen eine Bekehrung finden, die, unserem obigen ersten Bilde entsprechend, von ethischer Tendenz wie von organischer Durchdringung des ganzen Menschen gleichweit entfernt, auf dem schwankenden Meer des Gefühls die plötzlichen Schauer eines stürmischen Dualismus hervorruft.

Als Beweis des Gesagten kann theilweise schon der Geist dienen, welcher die meisten sogenannten Missionsfeste, diese großen regelmäßigen Musterungen des Pietismus, beherrscht. Was finden wir da als offen hervortretende, Alles bewegende Triebfeder? Die Absicht gründlicher Belehrung, ruhiger Erbauung oder nachhaltig ethischer Wirkung? Wer dürfte das be-

haupten? Offenbar vor Allem aus das **Haschen nach Effekt!** Warum sonst dieses gewaltsame Losarbeiten auf ein einseitiges, von Vernunft und Wille emancipirtes, Gefühls- und Phantasieleben? Warum diese widerlichen Uebertreibungen, diese kindischen Anekdoten, diese rohen Trivialitäten, diese theatralisch-affektirte Gestikulation? Warum diese unnatürlichen, oft auf einer Leiter von zwei Oktaven hin- und hertanzenden Variationen der Stimme, diese weinerlichen Tremolos und süßen Triller und verdammnißdröhnenden Faustschläge aufs Katheder? Warum dieses unkeusche Buhlen mit den Schwächen namentlich des weiblichen Publikums[1])? Warum überhaupt dieses ganze unheilige, geckenhafte, sich beständig zu überbieten suchende Wettrednern an solchen Festen, die dadurch oft eher an gewisse Partien in Aristophanes' unsterblichen „Fröschen" oder an Lucian's „Regeln für Redner"[2]), als an eine heilige Gemeinde Gottes erinnern?

---

1) Vortrefflich äußert sich über solche Predigtweise der heilige Hieronymus in seiner Vorrede zum 3. Buch seines Commentars über den Brief an die Galater: ..... quasi quaedam meretricula procedat in publicum, non tam eruditura populos, quam favorem populi quaesitura et in modum psalterii et tibiae dulce canentis sensus demulsiat audientium. Vgl. auch Chrysostomus de sacerdotio im 5. Buch und Neander, „der heilige Chrysostomus," wo beide Stellen citirt sind.

2) Wer diesen köstlichen Dialog gelesen hat, kann nicht umhin, von der großen Aehnlichkeit zwischen damaliger rhetorischer und heutiger religiöser Effekthascherei (namentlich bei gewissen Laienpredigern) betroffen zu werden. „Bringe vor Allem," räth der Lehrer dem Schüler, „Unwissenheit mit, dann Muth, vor Allem aber Keckheit und Unverschämtheit. Scham aber und Bescheidenheit und Maß lasse zu Hause, denn solches ist unnütz und hinderlich. Dagegen mach' Dir zur Regel großes Geschrei, unverschämte Modulation der Stimme und ein Auftreten wie das meinige ..... Auch kümmere Dich ja nicht darum, der Reihe nach das Erste zuerst, dann das Zweite und darauf das Dritte zu sagen, sondern Alles, wie es Dir auf die Zunge kommt, so rede; die Beinschienen schnalle um die Stirn und den Helm an die Beine" u. s. w. Luc. Rhet. Praec. 15, 18 etc. p. 234 ff. Ed. Bipont.

„Effekt, Effekt, damit das Volk da säß' in voller Spannung!" wie jener Dichter singt. Effekt, deßhalb dieses Schaugepränge, das namentlich an den Jahresfesten der englischkirchlichen Gesellschaft so übertrieben sein soll, daß dieselben selbst von Freunden „eher religiöse Spektakelstücke als heilige Aussaaten heiliger Samenkörner" genannt wurden[1]). Effekt, deßhalb dieser von Hoffmann (wie er sagt „um der frischen Anregung willen") so lebhaft empfohlene Wechsel der Missionsprediger[2]). Effekt, deßhalb dieses eitle, treffend sogenannte „Gastrollensystem" der heimgekehrten Missionare[3]). Effekt — das ist Alles, nachhaltige Wirkung aber, wie manche Missionsfreunde selbst beklagen, gemeiniglich nichts an solchen Festen. Wer braucht aber Effekt? In der gemeinen Welt Schauspieler und Redner, denen es nicht um Läuterung des Geschmacks und Urtheils, sondern um eine flüchtige Wirkung aufs Gefühl und durchs Gefühl auf den Geldbeutel oder die Stimmkugel der Zuhörer zu thun ist. Auf religiösem Gebiet aber Diejenigen, welche von den Bedingungen einer gründlichen Bekehrung keinen Begriff haben, sondern solche sich vorstellen als einen transcendenten Wunderakt, der vermöge einer augenblicklichen Gefühlsaufregung den ganzen Menschen umzuwandeln im Stande sei.

Doch wenden wir uns zu den Heiden selbst und betrachten unter ihnen diese Wunderakte, die plötzlichen Bekehrungen und Ausgießungen des Geistes etwas näher. Jedermann hat von den nordamerikanischen und irischen Erweckungsscenen, von den sonderbaren Gottesdiensten der methodistischen Jumpers in Wales und der Shaker am Hudson gehört. Wir werden sehen, daß

---

1) Miss.-Mag. 1859 p. 327.

2) Hoffmann, elf Jahre in der Mission p. 123.

3) Ostertag, die Universitäten in ihrem Verhältniß zur Mission p. 57. Miss. Judson nennt dieses System den Todesstoß für die Mission.

diese ganze schwärmerische Tendenz ihre höchste und anhaltendste Blüthe in der äußern Mission erreicht hat [1]).

Fangen wir mit den Baslern an. Den Gesammtcharakter ihrer Mission nennt Dr. Graul einen „subjektiven“ [2]), und das ist er allerdings in hohem Grade, ja vielleicht in noch höherem, als jener scharfe Beobachter selbst dieses Wort gemeint haben mag. Mit Ausnahme der Wesleyanischen Methodisten kenn' ich keine Gesellschaft, deren Bekehrungswesen einen mehr subjektiv-gefühlsmäßigen, schwärmerisch-transcendenten Charakter zeigte, wie diese. Hören wir einen Bericht Hebich's über stattgefundene Erweckungen auf den Stationen Tschirakal, Cannanore und Tahy [3]). Er lautet wie folgt:

„Eine merkwürdige und ergreifende Erfahrung erlebten wir von der Mitte September bis Mitte Oktober in der farbigen und weißen Gemeinde. Am 16. September war ich wie jeden Donnerstag zu Tschirakal. Einer unserer hartherzigsten Knaben, um dessen Sinnesänderung ich in der Angst meiner Seele schon öffentlich gebetet hatte, kam zu mir und bekannte seine Sünden. Ich konnte mich nicht enthalten, meine Freude darüber vor der Gemeinde in Tschirakal und Cannanore auszudrücken; dies wirkte eine tiefe Erschütterung. Am nächsten Donnerstage rief ein anderer Knabe zu Tschirakal mit so herzergreifendem Tone, daß mir die Thränen herabrollten: „„Ich bin verloren! Für einen solchen Sünder wie ich starb Jesus! Wehe mir, ich habe den Herrn verworfen!““ So fuhr er eine Weile fort und klagte in der größten Aufregung des Jammers sich verschiedener und schwerer Sünden an. Ich nahm ihn zu mir, setzte mich zu ihm,

---

1) Wie sie bekanntlich auch von ihr her (aus der amerikanischen Missionsstation Lodiana in Indien) ihre neueste Wiederbelebung in Europa erhalten hat. Vgl. auch Wiggers I. p. 33, 167.

2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 269 ff.

3) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 255 ff. Burckhardt III, 1. p. 232.

hieß ihm ruhig das Bekenntniß seiner Sünden aussprechen und wies ihn tröstend auf das Lamm Gottes, das er auch im Glauben zu ergreifen vermochte. Ihm folgte ein anderer Knabe, wiewohl viel ruhiger. Nun aber begann in den Gottesdiensten der nächsten Tage dieselbe Bewegung um sich zu greifen. Schwarze und weiße Christen zu Cannanore, zu Tahy und Tschirakal konnten dem Drange nicht widerstehen, öffentlich vor der Gemeinde ihre Sünden zu bekennen, nachdem sie mir vorher dieselben im Stillen bekannt hatten. Das Wort des Apostels, 1. Cor. 6, 9—11, übte seine ganze Kraft. Besonders war der Sonntag, der 3. Oktober, ein herrlicher Siegestag, an dem auch mein Katechist Gnanamuttu kräftig von der Gnade ergriffen wurde. Ich mußte diese Erfahrungen der Gemeinde mittheilen und eine neue Gluth entbrannte unter den Mädchen und Erwachsenen zu Tahy. Dies brachte großen Eindruck auf die Dorfbewohner hervor. Viele Thränen flossen. Am Sonntage, den 10. Oktober, taufte ich 10 Seelen vor der ganzen Gemeinde. Am 17. Oktober durfte ich wieder 10 taufen und bald nachher abermals 16, so daß unsere Gemeinde fast um 40 lebendige Glieder wuchs. In großem Frieden feierten wir das heilige Abendmahl. Dem Herrn allein sei Ehre für seine unaussprechliche Erbarmung! Eine Sichtung wird dieser Gnadenzeit wahrscheinlich folgen."

Das lutherische Blatt, dem wir diesen Bericht entnommen, macht hiezu die Bemerkung: „Wir halten es jedoch für unsere Pflicht, offen auszusprechen, daß der bedenkliche krankhafte Charakter dieser Bewegung die Freude in uns über das, was an ihr wirklich aus dem Geiste Gottes stammen mag, nicht recht aufkommen läßt. Der Mangel an geistlichem Urtheil, an seelsorgerlicher Weisheit und Zucht liegt in der Handlungsweise des Missionars offen zu Tage." In der That bewies die Folge auch deutlich, wie viel Werth solcher Art von Bekehrungen gewöhnlich innewohnt. Gleich im folgenden Jahresbericht (1849) meldet Missionar Hebich von diesem Ereigniß weiter:

„Nicht was Einer von Gaben Gottes empfängt, sondern was er behält, ist herrlich. Zu empfangen ist leicht, zu behalten aber ist sehr schwer. Darum haben wir abermals zu kämpfen. Der Teufel ist drinnen und draußen stets beschäftigt, uns die Gabe Gottes zu rauben. Darum wird der Gerechte seines Glaubens leben. Wenige Monate nach diesen Segnungen gelang es dem Feinde, einige Seelen gleichsam im Sturme zu entführen, von denen jedoch Etliche wieder zurückgekehrt sind. Vier der kleinen Knaben haben sich dem Werk des Herrn gewidmet."

Eine ähnliche Bewegung wird von der Station Tellitscherry gemeldet [1]:

„In Tellitscherry selbst offenbarte sich vom Ende Juli 1847 an ein greulicher Gemeindeverfall, indem sich mehrere Neuverheirathete zum Ehebruch verführen ließen. Wir fühlten uns," schreiben die Missionare, „tief gedemüthigt, wurden mißtrauisch gegen Alle, fingen an zu zagen und sehnten uns nach besondern Gnadenerfahrungen. Da fing der Herr in Cannanore eine Erweckung unter der Gemeinde an (s. oben). Nachdem Viele ihre Sünden bekannt hatten, fühlte Missionar Hebich in Cannanore sich aufgefordert, die seinen auch zu bekennen und kam zu diesem Zweck zu uns nach Tellitscherry. Der Herr gab uns Gnade, in gemeinschaftlichem Gebet mit ihm auch unsere speciellen Blößen vor Gott aufzudecken und am Abend, nachdem die Gemeinde die Thaten des Herrn in Cannanore erfahren hatte, brach eine allgemeine Bewegung aus. Einer der ärgsten Sünder schrie fürchterlich auf, die Andern weinten, schluchzten und flehten um Vergebung. Unsere Stimmen drangen nicht mehr durch, wir mußten die Leute fast mit Gewalt trennen. Von da an waren wir eine geraume Zeit wie belagert vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Jeder wollte sein Herz offen darlegen; doch gelang

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 265 f. Burckhardt, kl. Miss.-Bibl. III, 1. p. 232.

es vielen erst nach langem Kampf. Essen und Schlafen wurde versäumt, bis sie sich an den Verheißungen des Worts hatten aufrichten können. Gebet, einzeln und zusammen, wurde auch von den kleinen Kindern mit Inbrunst getrieben(!). Wir beteten mit Allen, die zu uns kamen, und Viele, besonders Neuangekommene, fanden bald Frieden. Der Herr schreckte auch nach und nach diejenigen auf, die anfangs gleichgiltig zu bleiben sich bemühten. Einige begnügten sich mit Buße(?!), ohne zum Glauben zu dringen; wieder Einige konnten es kaum zu einiger Buße bringen(?!), und wurden endlich böse auf die Uebrigen. — Nach eiligem Taufunterricht konnten wir zuerst am 31. Oktober sieben Weiber und Mädchen, am 7. November acht Jünglinge und Knaben, am 21. November eine weitere Anzahl der Letzteren in die Gemeinde aufnehmen, und am 28. November hatten wir ein wahrhaft gesegnetes Abendmahl mit einer guten Zahl der Neuerweckten. Auch auf den Nebenstationen hat diese gnädige Heimsuchung Früchte getragen. . . . ."

Auch über den Verlauf dieser Bewegung wird es Niemanden verwundern, gleich im nächsten Jahresbericht (1849) Folgendes zu lesen:

„Der Zustand der Gemeinde ist nicht so gut, als wir wohl vor einem Jahre erwartet hätten. Auf die Zeit der Erweckung, womit das Jahr 1847 schloß, folgten Tage der Lauheit und Störungen der brüderlichen Liebe; auch haben wir nicht, wie wir sollten, über den ersten Trübungen gewacht. Eine Frucht der Erweckung in der Knabenschule ist die tägliche Gebetsstunde nach dem Mittagessen, die, ohne ein Wort von uns, von den Knaben angefangen und bis jetzt fortgeführt wurde. Freilich geht dies nur von den Bessern aus und wird Manchem, besonders unter den jüngeren, eine Last sein. . . ."

Am consequentesten aber wird diese Art von Wiedergeburt bei den Methodisten betrieben. Bußkrampf, Durchbruch, Niederstürzen mit Geheul sind bei ihnen Bedingungen, ohne die

sie sich eine gründliche Bekehrung nicht denken können. Kein Wunder daher, daß sie solche Katastrophen — ihrer ganzen Lehre von der freien Gnade Gottes zum Spott —, mit allen möglichen Reizmitteln zu befördern suchen [1]). Zur Charakteristik ihrer ganzen Methode mag besser als alle einzelnen Schilderungen ihre Klasseneintheilung dienen. „Die Mitglieder“ (der Sekte), so lesen wir [2]), „sind distriktweise in Klassen eingetheilt, je zu zwölf Personen. Der Gefördertste derselben leitet die regelmäßigen Gebetsversammlungen, in denen man sich gegenseitig seinen Seelenzustand mittheilt, sammelt die kirchlichen Beiträge und berichtet über Alles dem betreffenden Seelsorger, hier Missionar. Der Missionar aber führt ein sogenanntes Klassenbuch. Darin stehen alle Glieder verzeichnet und zwar mit ausdrücklicher Angabe des Seelenzustandes nach bestimmten Rubriken. Die erste Rubrik heißt: Stöhnen nach Gnade (Groaning for salvation). Eine andere: Gerechtfertigt (Justified). Eine dritte: Geheiligt oder vollkommene Liebe (Sanctified or perfect love). Es gibt aber auch eine Rubrik für Rückfälle (Backsliding).“

Von ähnlichen Grundsätzen ist die Missionspraxis des amerikanischen Board geleitet [3]).

Daß aber die nämlichen Principien auch der Bekehrungsarbeit der bekanntesten übrigen Gesellschaften, namentlich der Baptisten, der Londoner und der englischkirchlichen, zu Grunde liegen, mag beispielsweise durch folgende Berichte aus den verschiedensten Theilen der Erde verdeutlicht werden.

Von den Fidschi-Inseln in der Südsee wird Folgendes gemeldet [4]):

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 38—48.

2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 54 ff.

3) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 237 f.

4) Aikman, Cyclopedia of Christian Missions p. 186. Clarkson a. a. O. 371 f.

„Innerhalb weniger Jahre breitete sich die Mission über andere Inseln dieser Gruppe aus. Die Motive der Führer waren verschiedener Art, in vielen Fällen hauptsächlich Selbstsucht. Viele glauben, die neue Religion würde ihr leibliches Wohl sichern, Andere, daß sie dadurch als Volk sich zu commercieller Blüthe aufschwingen könnten. Die Missionare hatten mit vielen und bittern Enttäuschungen zu kämpfen. Da geschah in den Jahren **1845** und **1846** eine große Erweckung in Vewa und theilte sich den andern Inseln mit. Von einer dieser Erweckungen wird berichtet wie folgt: „„Geschäfte, Schlaf und Essen wurde fast ganz vernachlässigt. Wir waren zuletzt genöthigt, Einige der Neubekehrten fast zu zwingen, zur Erhaltung ihres Lebens etwas zu sich zu nehmen..... Sie heulten buchstäblich stundenlang ob der Unruhe ihrer Seelen. Dies endete häufig mit Ohnmacht vor Erschöpfung, was für Viele der einzige Stillstand war, bis sie Friede fanden. Sie erlangten ihr Bewußtsein nicht früher wieder, als bis sie gebetet hatten, zuerst im Fieberkampf (agony), dann bei vollständiger Gefühllosigkeit. (!!) Der Erfolg dieses Werks war ein äußerst glücklicher. Das Wort Gottes ward mit größerer Wirkung angehört als vor der Erweckung. Die Erfahrung hat bewiesen, daß Viele von ihnen durch Adoption und Wiedergeburt Söhne Gottes geworden sind.““

Aus Jamaika wird von einem presbyterianischen Missionar ein ähnliches „Werk“ unter den dortigen Negern geschildert, wie folgt[1]):

„Ich weiß kaum wo anfangen, wenn ich Ihnen von dem wunderbaren Werke erzählen soll, welches Gott in den letzten

1) News of the Churches 1861 Febr. 1. p. 50 f.

vierzehn Tagen hier gethan hat. Ich glaube, Ihnen schon früher erwähnt zu haben, daß wir während längerer Zeit (ohngefähr seit anderthalb Jahr) jeden Morgen regelmäßige Zusammenkünfte gehalten haben, um Gott um eine Ausgießung des heiligen Geistes zu bitten, wie wir sie in vielen Kirchen Amerika's und Europa's erlebt haben. Eine baptistische Gemeinde, ohngefähr sechs Meilen von hier, kam mit uns jeden Monat zusammen, um diesen göttlichen Segen zu flehen, und sich zugleich über den Fortschritt dieses mächtigen Gotteswerkes Nachrichten mitzutheilen; und ohne etwas davon zu wissen, daß es bereits näher als 5000 Meilen zu uns herangekommen, hatten wir unsere hiesige Versammlung auf den 2. November angesetzt. Vor dem bestimmten Tag aber waren wir erfreut zu hören, daß die Bewegung sich bereits in Jamaika, etwa fünf Meilen von hier, zu zeigen angefangen habe. Tag um Tag kamen Nachrichten, daß sie immer näher zu uns heranrücke, und wenige Tage vor dem festgesetzten Zeitpunkt für unsere Versammlung, hatte sie bereits die baptistische Gemeinde in Gerneysmount erreicht. Ich bat den dortigen Geistlichen Mr. Sibley, einige der Bekehrten mit zu uns nach Brownsville zu bringen; und zufällig einen Hauptführer der Wesleyanischen Gemeinde antreffend, wo das Werk ebenfalls bereits im Gang war, bat ich auch diesen, einige seiner Bekehrten am 2. November zu uns nach Brownsville zu bringen. Als dieser Tag gekommen, war die ganze Nachbarschaft auf den Beinen, in Erwartung der abzuhaltenden Versammlung. Die Kirche war gefüllt, noch ehe die Fremden angelangt waren, und zu unserm Erstaunen näherte sich uns von verschiedenen Seiten eine unermeßliche Volksmenge, Erweckungslieder singend. Es müssen in und um die Kirche im Ganzen mehrere Tausende gewesen sein. Es ist unmöglich, den Lärm und die Aufregung zu schildern, welche bei der Ankunft der verschiedenen Parteien entstand. Sie dämpfen zu wollen, wäre gewesen, als ob man die Winde des Himmels hätte in Bande legen wollen. Ganze

Haufen fielen von allen Seiten nieder, indem sie dabei das durchdringendste Geschrei ausstießen. Ein Herr sagte, in einem einzigen Winkel der Kirche zu gleicher Zeit dreizehn Niedergestürzte gezählt zu haben. Das Schwert des Geistes durchbohrte eine Menge Seelen, überwies sie der Sünde und zwang sie, um Gnade zu schreien. Nicht eher erhielten sie Frieden, als bis sie auch Andere beschworen hatten, sich zu Jesus zu wenden. Sie legten ihre Hand auf sie und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Zärtlichkeit und Ernst riefen sie ihnen zu: „„Komm nun. Jesus ruft Dich. Er bedarf Dein, komm!““ Dieser Zuruf ist oft unwiderstehlich. Die so angerufene Person ist versteinert und kann sich nicht rühren. Thränen stürzen aus den Augen und in wenigen Minuten ist auch sie zu Boden geworfen. Nichts ist bemerkenswerther als dieser Geist unüberwindlichen Ernstes, andere Seelen zu Jesu zu bringen, nachdem man selbst zu ihm gekommen. Die Bekehrungen geschehen gewöhnlich nicht in Folge der öffentlichen Predigt des Evangeliums, sondern mehr auf die unaufhörlichen Bitten der jungen Convertiten hin. Die Arbeit der Geistlichen ist durchaus nothwendig, um zum Glauben zu erziehen. Aber der Anfang des Werkes ist meistens die Frucht der Anstrengung seitens der Neubekehrten. Die Kirche, einmal zum Leben erwacht, kann nirgend anders als in der Missionsthätigkeit zur Ruhe kommen. Da fängt man an, für die umliegenden Orte zu beten und wartet auf die erste Gelegenheit, sie zu besuchen. Das Werk hier war erst zwei Tage alt, als wir von einer Wesleyanischen Kirche Nachricht erhielten, daß das Werk daselbst begonnen, und daß wir sie besuchen sollten. Ich erbot mich sogleich zu gehen und fragte, ob mich Jemand begleiten wollte. Ich glaube, nicht weniger als

fünfzig auf einmal waren dazu bereit. Die Sonne war bereits untergegangen, als wir unsere Reise auf einer äußerst rauhen und abschüssigen Straße antraten, einige von den schönen, uns vertraut gewordenen Liedern absingend. Als wir anlangten, bot sich uns aber eine solche Scene unbeschreiblicher Verwirrung dar, wie wir sie zwei Tage vorher in Brownsville selbst erlebt. Eine Menge von Niederstürzungen (prostrations) ereignete sich, und das Geschrei der Niedergeschmetterten (smitten) und das Singen einzelner Haufen, um jene aus ihrem Zustande zu erwecken, machte es eine Zeit lang unmöglich, für die Predigt des Evangeliums Stillschweigen zu erhalten" u. s. w. u. s. w.

Aus einer andern Ortschaft auf eben jener Insel wird berichtet[1]):

„Während der ersten Woche waren wir Tag und Nacht in der Kirche und konnten nur einige kurze Augenblicke zur Ruhe kommen. Die ganze Familie, die Kinder inbegriffen, schlief in der Kirche. Die letzte Woche hat die große Aufregung etwas abgenommen, unsere Morgen- und Abendgottesdienste wurden in vollkommener Ruhe und Anständigkeit abgehalten. Ich predige in jeder Versammlung, und das Volk scheint mit voller Aufmerksamkeit nicht nur meinen Vorträgen, sondern auch den anregenden Gebeten und Ansprachen der Neubekehrten zuzuhören. Dies sind hier in der That erfrischende Zeiten für uns Alle. Die Aenderung ist so schnell über uns gekommen, daß wir beinahe wie Träumende sind, und wenn wir auch eine Abkühlung des gegenwärtigen Fiebers vorausfühlen, so wie das Wiedererscheinen vieler alten Sünden, nach Aufhören des aufregenden Einflusses auf die Unbekehrten, so sind wir doch überzeugt, daß ein Werk begonnen ist, dessen gesegneter Einfluß durch alle Ewigkeit gefühlt werden wird."

1) News of the Churches 1861 Febr. p. 51.

Fast gleichlautende Berichte ertönen fortwährend aus allen Missionsgebieten der Welt, aus Nordamerika, Südafrika, Westasien, von bekehrten Heiden, Katholiken, Nestorianern u. s. w.[1])

Kehren wir aber auf das für uns bedeutungsvollste Gebiet, nach Ostindien zurück, von wo dieser ganze Lärm ursprünglich ausgegangen. Betrachten wir einige Scenen aus den berühmten Erweckungen in Tinnevelly. Der bischöfliche Missionar Grey erzählt unter Anderem Folgendes[2]):

„Ich will versuchen, Ihnen einen Bericht über die wunderbaren Dinge vorzulegen, welche unser gnädiger Herr seinen Knechten in dieser Gegend zu zeigen geruht hat. Wenn das Werk so fortgeht (der Herr gebe es!), so will ich versuchen, Sie von Zeit zu Zeit durch Briefe über all seine Phasen in Kenntniß zu setzen. Da ich mich so eingerichtet hatte, den Communikanten in jeder Sektion des Bezirkes alle zwei Monate einmal das heilige Abendmahl reichen zu können, so kamen wir, meine theure Gattin und ich, letzten Samstag Abends hierher (nach Strivilliputthur). Sonntag Morgens hielt Herr Satthianadhen den Gottesdienst und predigte. Um Mittag predigte ich vor einer Versammlung von nahe an 100 Personen und vertheilte darauf das Abendmahl des Herrn an 28 Communikanten. Ich preise Gott, daß ich nie zuvor meine Zunge fürs Tamilsprechen so gelöst fand wie jetzt. Des Morgens hielt ich Gottesdienst in Herrn Hufſton's Schulzimmer, dann zogen wir uns für die Nacht ins Bungalow

---

1) Clarkson a. a. O. „the effectional door." News of the Churches 1860 p. 272, 281; 1861 p. 24—28. Aikman, Burckhardt u. übrige Missionsschriften an den betreffenden Stellen. Vgl. über die Erweckungen in Südafrika (selbst unter Kindern) namentlich auch das Journal des Missions évang. 1861 II. p. 41 — 52. Diesem Blatt zufolge scheint in den französischen Missionsgebieten diese Bewegung überhaupt einen viel gesunderen und sittlicheren Verlauf genommen zu haben, als unter deutschen und englischen Missionaren.

2) Church Miss. Intell. 1860 p. 182 f.

zurück. Kaum aber hatten wir uns wieder niedergesetzt, als der theure Satthianadhen in aller Eile daher kam und mich bat, mit ihm zu gehen, um Zeuge einer ganz außerordentlichen Scene zu sein. In der That war es eine solche. Die Knaben in Herrn Hufston's Schule leben in einem Hause ganz dicht neben dem Schulgebäude. Hieher kamen wir zusammen und fanden diese Knaben, zehn an der Zahl, laut wehklagend und schluchzend, die einen auf ihren Knieen, die andern zu Boden gestürzt. Ich traute meinen Augen kaum und fühlte mich von einem unwillkürlichen Schrecken durchrieselt. Wir gingen der Reihe nach bei ihnen herum und suchten den Grund, warum sie so bitterlich weinten, kennen zu lernen. Ueberall war es, wie sie sagten, die Bitterkeit der Sünde, was ihnen tiefen Schmerz verursachte. Sie waren alle dicht zusammengedrängt mit ihren Bibeln in der Hand; einige auf den Knieen, mit nach oben gerichteten Augen, im Beten begriffen; andere ängstlich in der Bibel nach gewissen Stellen blätternd. Ich sah auf solche Weise einen Knaben, den ungezogensten in seiner Klasse (wie Herr Hufston sagte), eine Stelle aufschlagen und, als er sie gefunden hatte und sie las, sogleich zu Boden fallen und bitterlich schluchzen. Wir standen in dieser Zeit alle beisammen, um das seltsame und feierliche Schauspiel zu sehen — Herr Hufston und seine Familie, meine theure Gattin, die Satthianadhens zc. Wir fühlten, daß, was es auch sei, es jedenfalls eine Art von übernatürlicher Macht sein müsse, was über diese armen Knaben gekommen sei. Es war peinlich anzusehen, wie zwei oder drei derselben mit Gewalt sich davon loszuschütteln suchten, aber offenbar ganz ohnmächtig dagegen waren. Ich fragte einen von ihnen, was ihn so errege, und ob er wünsche, seinen Gefühlen durch ein Gebet Luft zu machen. Da betete er unmittelbar mit sehr lauter Stimme und großem Ernst: „„Mehr, mehr, mehr Licht!““ das war das

Refrain seines Gebets..... Diesen Morgen ging ich wieder hinüber und fand, daß die Knaben die Nacht über nur sehr wenig geschlafen hatten; Einer von ihnen erzählte, eine Stimme gehört zu haben, welche ihm zurief: „stehe auf!“ die andern aber, auf Befragen, erklärten, jene Stimme nicht gehört zu haben. Sie waren viel ruhiger als letzten Abend, aber alle mit ihren Bibeln versehen in dieselben so vertieft, daß sie auf unsere Fragen und Worte kaum Acht zu geben schienen. Ein Gedanke hat sich ihres Geistes bemächtigt: daß sie die Schule verlassen müßten, um den Heiden zu predigen. Viele dieser armen Knaben sind, wie Sie wissen, sehr jung, die meisten wohl nicht über 12 Jahre alt.“

In einem spätern Brief schreibt derselbe Missionar unter Anderem Folgendes [1]):

„Vom Montag nach jenem Sonntag an bis zum Tag, an welchem ich Vageikulam verließ, wurden allem äußern Anschein nach 32 Personen, darunter 19 Weiber, erweckt. Ich will genau (!) die Tage und die Zahl der Erweckungen angeben, welche an jedem derselben stattgefunden, und darauf die physischen Aeußerungen beschreiben, welche mit den meisten jener Erweckungen verbunden waren. Montags den 7. Mai kamen sieben Fälle vor, hauptsächlich während der im Hause von Rev. Devanayagam abgehaltenen Gebetsstunde. Dienstags den 8. fünf Fälle während derselben Gelegenheiten, besonders als die Gebetsstunde von Rev. Devanayagam's Gattin, so wie einigen Neubekehrten abgehalten wurde. Mittwochs den 9. fünf Fälle; Donnerstags den 10. vier Fälle; Freitags den 11. zwei Fälle; Sonntags den 13. ein Fall u. s. w. Ich reiste Donnerstags, den 17. ab, um andere Ortschaften der gleichen Gegend

1) Church Miss. Int. 1860 p. 185 f.

zu besuchen, wo eine ähnliche Bewegung begonnen hatte. Ich wollte, ich hätte Zeit und Raum genug, um auf alle diese Begebenheiten und die sie begleitenden Umstände näher einzutreten, wie sie unser theurer eingeborner Bruder mir vollständig mitgetheilt hat. Ich will nur erwähnen, daß unter jenen „Niedergeworfenen“ („struck down“) sechs heidnische Männer und Weiber des Dorfes waren. Der Rev. V. Devanayagam bemerkt im Allgemeinen: „„Auch die Heiden, welche dieses wunderbare Werk sehen, sind erstaunt. Seit dem Anfang der Bewegung haben sich zwanzig derselben (die Erweckten mit eingerechnet) uns angeschlossen. Welch' große Aenderung zum Bessern ist über dieses Volk gekommen! Frühere Feinde haben sich versöhnt. Man hört das Wort Gottes mit Eifer. Seit zwölf Tagen hab' ich nicht ein einziges schlechtes Wort, weder von den Heiden, noch den Neubekehrten aussprechen hören. Es ist, als ob ein Schrecken auf die Heiden gefallen wäre. Ich freue mich mit Zittern.““

„Was die äußern Merkmale bei diesen Erweckungen betrifft, so sind sie meistens überall dieselben. Im Allgemeinen nimmt der von dieser Erregung Befallene, als unter irgend welchem unbeherrschbaren Einfluß stehend, die knieende Stellung an, fängt an bitterlich zu schluchzen und um Hülfe zu schreien gegen die überwältigende Macht des Bösen, schleift mit mehr oder weniger Gewaltsamkeit seinen Körper hin und her, schnappt, als ob er ersticken wollte, nach Luft und rollt oft die Augen wild umher ......“

„Ich verließ Vageikulam Donnerstag Morgens und begab mich nach dem Dorfe Kulakottikurichi, ungefähr fünf Meilen von hier. Ich will Ihnen einen Vorfall melden, der eben hier stattfand. Nach dem Frühstück rief ich die Schulkinder zusammen, um sie zu prüfen. Vor dem Anfang der Prüfung fielen wir Alle zum Gebet auf die Kniee. Während ich be-

tete, fing der junge Schulmeister an, recht bitterlich zu schluchzen und fuhr damit während zwei Stunden fort im bittersten Kampfe, den ich jemals gesehen habe. Solch dringendes Schreien um Gnade hab' ich nirgends gehört. Auf einmal wollte er sich erholen und ernstlich zu beten suchen. Da schien plötzlich ein bitterer Gedanke von Sünde vor ihm aufzustehen, und er stürzte nieder, in einem äußerst verzweifelten Kampf. Als ich diese eigenthümliche Scene und diesen furchtbaren Schmerz über die Sünde mit ansah, mußte ich immer wieder an jenen armen Kranken denken, „„welchen der Geist riß; und er fiel auf die Erde und schäumte.““ Visionen schienen ihm vorzuschweben von einem entsetzlichen Feuersee und von Wogen, die ihn unwiderstehlich in denselben hinwälzten. All seine Sünden wurden vollständig und freiwillig vor einer großen Volksmenge bekannt, die sich vor den Thüren und in der Kirche versammelt hatte. Armer Mensch! er beschreibt sich selbst als in diesem Zustande befindlich, seit er ungefähr vier Tage zuvor eine Unterredung mit Moses gehabt. Sein Vater, welcher Katechist in dem Orte ist, und ich thaten unser Möglichstes, um ihn durch die Verheißungen Gottes zur Seligkeit des Friedens Gottes zu bringen. Er schien nach zwei Stunden ein gewißes Maaß davon zu erhalten. Alle Tage saß er beständig über seiner Bibel. Sonst ist in dieser Gemeinde kein anderes Anzeichen des Guten. Möge sein Beispiel gesegnet sein, und Viele von ihnen zu Christus bringen.“

An diesen Proben pietistischer Bekehrungsart mag es für einstweilen genügen. Nur das sei noch vergönnt zu bemerken, daß es zu verschiedenen Malen selbst vorgekommen ist, daß solche erweckte Individuen nicht nur ihre eigenen Sünden, sondern auch

„die von manchem ihrer Nächsten öffentlich zu **bekennen**“ durch den Geist Gottes sich gedrungen fühlten [1]).

Indeß erfordert die Gerechtigkeit zu bezeugen, daß keineswegs alle Missionsfreunde in den gleichen Ton fassungsloser Bewunderung einstimmen. Es hat unter den Missionaren, ja selbst in Blättern wie die News of the Churches, Christian Times u. a. einzelne Stimmen gegeben, welche zu wiederholten Malen auf das Krankhafte, Selbstgemachte, ja Heuchlerische und für nachhaltige sittliche Neugeburt gänzlich Resultatlose in mancher dieser Bewegungen aufmerksam gemacht haben. „Ich fürchte, hier ist vielmehr natürliche Aufregung und zweifle nicht daran, daß Satan emsig Unkraut unter den Weizen streut,“ gibt z. B. ein Correspondent in einer der obenerwähnten Zeitungen zu [2]). „Die äußern Geberden und Bewegungen dieses Volks,“ so schreibt ein Anderer [3]), „sind zuletzt so monstros geworden, — die Heiden in der Umgebung glaubten, sie stünden alle unter der Macht böser Geister — und die davon Ergriffenen hielten sie zu einer wahren Bekehrung für so wesentlich, daß ich eine Zeit lang in Verlegenheit war, wie mich in dieser Sache benehmen.“ Ja selbst die Committee der englischkirchlichen Gesellschaft hat schließlich nicht umhin gekonnt, mannigfachen Betrug in den berühmten Erweckungen in Tinnevelly zuzugeben [4]). Wir anerkennen vollständig die Wahrheitsliebe, die sich durch solche Geständnisse Bahn bricht. Allein solange diese noch so selten sind, wie es heute der Fall ist, solange die meisten pietistischen Blätter (gerade wie die Ultramontanen in Betreff gewisser Heiligen-Mirakel) es als Ehrensache für die Partei betrachten, über die angeblichen sittlichen Wirkungen jener Revivals Berichte in die Welt zu senden, die von allen

---

1) News of the Churches 1861 p. 76.
2) News of the Churches 1861 Febr. p. 51.
3) Ch. Miss. Intell. 1860 p. 266.
4) Ch. Miss. Proc. 1861 p. 131.

andern Seiten als unverschämter Humbug erklärt werden [1]), solange sie endlich selbst in Betreff so verabscheuungswürdiger, amtlich constatirter Heuchelkomödien, wie sie im Waisenhause zu Elberfeld vorgekommen, dem klarsten Augenschein nur fanatische Verstocktheit entgegenzusetzen haben [2]): solange sind wir berechtigt, in jenen Extravaganzen nicht nur Extreme, sondern Manifestationen des Princips zu sehen und für den bewußten Betrug und die unbewußte Schwärmerei, aus denen sie zusammengesetzt sind, die Partei selbst verantwortlich zu machen.

Wie anschaulich aber tritt in diesen sogenannten Erweckungen das innerste Princip der ganzen Richtung an den Tag! Auf der einen Seite jener Dualismus, den wir als gemeinsamen Mutterschooß sowohl der Orthodoxie, als des Pietismus hervorgehoben, hier sich ausprägend in einer Art von Wiedergeburt, welche (für das Bewußtsein des Gläubigen nämlich) die vermittlungsloseste, übernatürlichste, wunderbarste ist, die sich denken läßt. Andererseits dieser Dualismus, nicht mehr sich bewegend in den dürren Verstandesformeln der Orthodoxie oder in den magischen Sacramenten der Kirche, nein übergegangen („verinnerlicht," „vertieft," wie sie sagen) in das Element eines aufgeregten (sog. „erweckten") Gefühlslebens! Wem aber fällt nicht auf, wie dieses sogenannte „lebendige," „innerliche" Christenthum durch sein Gefühlsprincip zugleich das äußerlichste, sinnlichste, geistwidrigste geworden ist, das in der Geschichte überhaupt je aufgetreten? Wie

1) Auch Herr Christ, Präsident der Basler Miss.-Ges., hat an der evangelischen Conferenz in Genf diese Scenen „erfreuliche Erfrischungen" genannt, welche an die Zeiten der alten Kirche erinnerten. Conférences de Genève p. 229.

2) „Das Waisenhaus in Elberfeld hat den ungläubigen und unchristlichen Zeitungen Anlaß gegeben, ihren Haß gegen das lebendige Christenthum wie immer an den Tag zu legen;" so hat unter anderen der Evangelist in Zürich die Frechheit zu schreiben (Märznummer 1861). Besonnener äußert sich über den „gemischten Charakter in jenen Erscheinungen" die ziemlich gut redigirte Feuille religieuse du Canton de Vaud J. 1861 No. 10 p. 149 (Réveil dans l'orphelinat d'Elberfeld).

eine Seuche, ein Nervenfieber kommt die Bewegung daher, von Meile zu Meile ihre Annäherung verkündend, dann plötzlich noch ehe ein Wort gesprochen, eine Predigt oder ein Gebet gehalten worden, durch den bloßen Anblick von einer sich daherwälzenden Schaar gleich einem elektrischen Funken überspringend auf eine andere, ganz nach dem Gesetz jener physischen Ansteckungskraft, welche bei Epilepsien, Krämpfen und andern nervösen Leiden namentlich an Kindern, ja selbst an Thieren ist beobachtet worden [1]); schließlich aber Alles endend in einem Skandal, der nicht etwa an die alten, schwungvollen Festfeiern des Gottes Bromios, sondern an die Beschwörungsscenen nordamerikanischer Wilden erinnert! Wahrlich, man darf fragen: was berechtigt den Pietismus, seine bewirkten Bekehrungen als innerlichere, geistigere darzustellen, als diejenigen sind, welche von katholischen und lutherischen Priestern allsonntäglich durch ein paar Tropfen geweihten Wassers zu Stande gebracht werden? Was berechtigt ihn, jenen Bekehrungen überhaupt einen specifisch christlichen Charakter beizumessen? Es möge zur Beleuchtung dieser Frage erlaubt sein, einige Berichte über heidnische Erweckungsscenen anzuschließen. Von den Buschnegern in Surinam lesen wir [2]):

„Wenn der Neger seinen Obiah etwas fragen, d. h. Bedingungen mit ihm machen will, wie seine Sache gelingen oder sein Wunsch gewährt werden soll, so wendet er sich meistens an den einen oder andern Obiah-Mann oder Weib. Hier nun wird durch Tänze und Beschwörungen der Geist gemahnt zu kommen. Oft währt es lange, und es wird nichts bemerkt; oft merkt man aber den Geist, er geht aber wieder fort, ohne etwas zu sagen; dann wird um so heftiger getanzt, getrommelt, geschrieen u. s. w. Manchmal müssen diese Versuche viele Tage lang fortgesetzt werden, und die Be-

---

1) Vgl. Jessen, Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie p. 637; ferner eine gemachte Beobachtung von Capitän Marryat, mitgetheilt in einem seiner (mir leider nicht mehr zur Hand liegenden) Werke.

2) Burckhardt, kl. Miss.-Bibl. I, 3. p. 247 f.

schwörungen werden immer heftiger, bis der Geist oder Winti, oft allen Anwesenden bemerkbar, sich einstellt und in denjenigen, welchem es gilt, hineinfährt, worauf dieser, in eine Art von Verzückung versetzt, sein Urtheil oder dasjenige, was der Fragende zu thun hat, ausspricht. . . . . . ."

. . . . . . „In gewissen Stunden kommt über Weiber besonders der Geist oder Gaddo. Sie geberden sich dann wie Besessene, toben, rasen, schäumen, haben eine ganz andere Sprache als sonst. Wenn ein solches Weib, wie sie es nennen, ihren Gott kriegt, so geräth es wie außer sich, und fängt an, mit schwerer Zunge von innen heraus zu reden, auf die Art, wie Einer, der im Schlaf redet, nur mit dem Unterschied, daß sie sich dabei in einem wachenden Zustande befindet und herumgeht. Hierbei spricht sie in der männlichen Person; die Neger nennen sie dann auch Herr! und nehmen alle ihre Aussprüche nicht als die ihrigen, sondern als Worte desjenigen Geistes an, der durch sie redet. Sie führen allerdings solche Zustände häufig herbei durch berauschende Kräuter und Wurzeln, aber es ist nicht zu verkennen, daß der Fürst der Finsterniß seine Hand darin hat. Auch die Obiah-Männer oder Zauberer versetzen sich, wie schon bemerkt, in diesen Zustand. In demselben wird geweissagt, und es ist nicht zu leugnen, daß solche Besessene aus des Teufels Kraft oft verborgene Dinge offenbaren, aus anderer Leute Herz reden, und in gewissen Stücken in die Zukunft blicken. Die unter gräßlichen Verdrehungen des Leibes hervorgebrachten Aussprüche der vom Gaddo Besessenen werden begierig angehört, und man sieht es hier recht klar und deutlich, wie Satan sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens."

„Es ist demnach leider eine unbestrittene Thatsache, daß der sogenannte Gaddo ein wahrhaft dämonischer Geist ist, der nicht nur hier, sondern auch bei einigen andern heidnischen Völkern seine Herrschaft auf eine sichtbare Weise zu behaupten und dem Evangelio den Sieg streitig zu machen sucht."

So viel über die Surinam-Neger. Ueber nordasiatische Völkerschaften aber berichtet ein Augenzeuge Folgendes [1])

„Um den Geistern wohlgefällig, dem Volke fürchterlich zu erscheinen, staffiren sich die Schamanen für ihre Arbeit wunderlich aus. Sie tragen lange morgenländische, meistens lederne Röcke und Strumpfstiefeln, häufig mit Blechgötzen, Schellen, Glöcklein, Ringen und anderem Klimperwerk, Adler- und Eulenklauen, ausgestopften Schlangen, Pelzstreifen und andern Sachen der Art besetzt und fast bedeckt. Die Mütze ist bald einer Kappe, bald einer Panzerhaube ähnlich, mit ausgestopften Schlangen behangen und mit Eulenfedern besetzt. Unter Schaudern wird diese Kleidung angelegt, als ob damit ein anderer Geist in sie führe. Als Hauptwerkzeug der Unterredung mit den Geistern dient die Trommel. Das Werk der Beschwörung geschieht im Dunkeln der Nacht. Es wird ein Feuer angemacht, das durch die Finsterniß leuchtet, und bei dessen blassem Scheine das Werk seinen Fortgang nimmt. Seit neueren Zeiten rauchen die Schamanen gewöhnlich Tabak während der Beschwörung. Anfangs am Feuer sitzend, werden sie bald von einem stärkeren Schauer ergriffen. Sie springen auf, um durch Rührung der Trommel den von ihnen gebannten Geist herbeizurufen. Sie machen dabei die seltsamsten Sprünge um und über das Feuer, verzerren die Gesichter, fahren mit den Händen herum und brüllen unverständliches Zeug, rufen die Geister namentlich an, und dies Alles macht im Dunkel der Nacht, unter dem dumpfen Schall des Trommelgetöns und dem Geklirr und Gerassel der eisernen Ringe und Behange an den Schamanenkleidern einen grauenvollen Eindruck. Etwa nach einer halben Stunde werden Geberden gemacht, die andeuten, daß der Geist oder die gerufenen Geister erschienen wären, und ein Kampf mit denselben begonnen habe. Der Schamane fragt, droht, bittet,

---

1) Stuhr, die Religionssysteme der heidnischen Völkerschaften des Orients p. 247 ff.

verspricht und ertheilt seine Aufträge an den Geist. Um die Antwort zu vernehmen, wirft er darauf den Schlägel der Trommel, oder irgend etwas, was der, den das gerade unternommene Zauberwerk betrifft, am Leibe getragen hat, eine Mütze oder dergleichen in die Luft, als ob die Antworten dadurch heruntergebracht würden, und steckt den Kopf horchend in die Trommel, wobei er zittert, schaudert und schwitzt. Bei jedem Zauberwerk sind gewöhnlich mehrere Schamanen zugleich thätig. Die jakutischen und andere Schamanen gerathen in Entgeistigungen und Verzückungen. Diese fallen zuletzt ohnmächtig nieder, weil ihre Seele sie angeblich verläßt, um die Geister in ihren Wohnungen, in den Bergen, Wäldern und Abgründen zu besuchen und mit denselben zu verhandeln."

Der Leser mag urtheilen, worin die Aehnlichkeit und die Unähnlichkeit zwischen diesen und den pietistischen Revivals besteht [1]). Welchen Schluß wollen wir aber aus solchen Vergleichungen ziehen?

---

1) Nicht ohne Interesse ist auch die Vergleichung der geschilderten modernen Erweckungsscenen mit ähnlichen früheren, welche zur Zeit der Reformation unter den Wiedertäufern vorkamen. Bullinger in seinem Werke über „der Widertöufferen ursprung, fürgang, Sekten ꝛc." (fol. 33) erzählt Folgendes:

Die sibend Sekt der Widertöufferen ist die Sekt der Stünigen und verzuckten Brüdern, welche sunst ouch genennt werded Entusiastae und Extatici: deren was in dem anfang der Töuffery nit wenig. Sy rümtend sich hoch deß geists, der so krefftig in jnen wurkte, daß sy von jnen selbs kämind, verzuckt wurdind, und fürträffenliche himmelische offnungen und geheimnussen sähind. Wenn dann die zyt der würckung deß geists vorhanden was, entsatztend sy sich in jrem angesicht, namend an sich schützliche gebärden, fielend darnieder, zu der erden, glychsam sy wäre das böß wee angangen, stracktend sich uff die erden, lagend da den todten glych: und das ein güte zyt lang: etwan erzitteret jr gantzer lyb schützlich, etwan lagend sy geraget wie die blöcher. Wenn sy dann erwachetend von jrem verzuckten schlaaff und troum, hübend sy an zellen wunderbare gesichten, was jnen der geyst hette geoffenbaret, und was sy gesähen hettind in yener wält. Da warend sy denn bericht, daß der Widertouff grecht und uß Gott, der Kindertouff aber uß dem Tüfel und unrecht was. Der hatt den Zwingli in der hell gesähe. Der ander hatt gehört, wie alle die von Gott verstossen wärind, die

Etwa den, daß in beiden nichts als Betrug oder nichts als Krankheit stecke? Keineswegs. Denn wir lieben es nicht, gleich aller Orthodoxie das Göttliche nur in dem engen Kreis unsers rauchigen Heimathdörfchens zu sehen. Wir lieben dasselbe in allen seinen Entwicklungsstadien, auch den niedrigsten, wieder zu erkennen. Wir sind daher weit entfernt, solch schamanisch-pietistischen Aufregungen jeden religiösen Gehalt und jede völkerpädagogische Wirkung abzusprechen. Aber als sonnenklarste Wahrheit scheint uns wenigstens das bewiesen: daß, was jenen Tumulten den specifisch supranaturalen, ungeistigen, kurz dualistischen Charakter verleiht, so wenig etwas specifisch Christliches ist, daß es vielmehr etwas specifisch Heidnisches ist, reines Heidenthum da, wo von den Convulsionären der Gott Gaddo oder Kihimanito, christliches Heidenthum da, wo von ihnen statt des verlassenen Gaddos der Name Jesus zur Selbstaufregung gebraucht wird.

Es entspricht überhaupt diese ganze religiöse Weltanschauung dem psychologischen Standpunkte des blos **gegenständlichen Bewußtseins**, wo der Geist sich noch nicht als höchste, übergreifende Einheit mit der Außenwelt — als freies

---

den Widertouff widersächtend. Jr aller gemeine red was, Es ist des vatters will, der vatter hatts geheissen, oder geredt ꝛc., die gemein eroffnung aber jrer aller, oder merteils, was die, daß der tag des Herren vorhanden wäre. Etliche warend so fräfen daß sy fry zyt und tag bestimptend wenn der tag des Herren käme. Die lüffend dann, den touben lütten glych, herum, und schwürend uff den gassen, Der tag des Herren, Der tag des Herren, Wir verkündend üch den tag des Herrn ꝛc.

Sölichs alles ist mehr ein stünige touber schulen, und ein wütery gar nach besäßner, dann vernünfftiger nüchterer und bescheidener rechtsinniger lütten. Gott unser Herr hat uns syn heilig geschriben wort gäben, uß welchem wir alle ding richten, und alles was uns zu dem heyl zu wüssen nothwendig ist, lernen söllend, und hat uns überal nienan zu sömlichen verzuckungen, sömlicher grüwlicher und schützlicher lüten gewisen, daß wir von jnen lernen und ihren melancholischen gesichten, oder selbserdachten tröumen und fantasien, oder angenommer schalckheit glouben söllind.

Selbstbewußtsein, — sondern erst als abstrakten Gegensatz zu jener, als relativ abhängiges, zuständliches Sein, als eine andere Art von Sinnlichkeit hat erfassen gelernt. Es ist klar, daß bei so äußerlich gespanntem Gegensatz zwischen Innen- und Außenwelt auch diejenige Macht, welche diesen Gegensatz versöhnen soll, das Göttliche ebenfalls nur in Form eines neuen, äußern Gegensatzes, als deus ex machina auftreten kann. So wird sich denn Gott als eine Person über andere Personen, der Himmel als eine Welt über andere Welten, die Religion als ein höheres Sinnenleben neben dem bisherigen, die Buße als eine leibliche Krankheit, die Versöhnung aber als ein erhöhtes pathologisches Lustgefühl offenbaren, dieses Alles aber um so „lebendiger," d. h. um so sinnlicher, roher, animaler, je animaler überhaupt das Leben des Menschen innerhalb dieses Standpunktes sich noch bewegen mag. Da nun aber von allen Geisteskräften das Gefühl (dieses „ätherisch himmlische" Organ für romantische Seelen) ohnstreitig diejenige ist, welche mit der Sinnlichkeit in der nächsten Beziehung steht, so folgt nothwendig, daß von allen Arten des Dualismus diejenige die krassest-sinnliche sein muß, welche aus dem Verstand ins Gefühl oder aus todter Orthodoxie in „lebendigen" Pietismus übergetreten ist. Aus solch sinnlich-animaler Grundlage erklärt sich denn auch vollständig der unwillkürlich ansteckende Charakter der oben geschilderten religiösen Erregungen, so wie ihr schnelles, meist spurloses Verschwinden [1]), wie besonders die Thatsache, daß für dieselben nicht

1) Charakteristisch ist, was Southey aus dem Leben Wesley's (übersetzt von Krummacher, Band II. p. 478 ff.) erzählt: Es wurden nämlich 7—8jährige Knaben in Kingswood von ihren methodistischen Lehrern angehalten, nicht zu ruhen, „bis sie ein deutliches Gefühl der verzeihenden Liebe Gottes erlangt hätten." Die armen Kinder wurden fast bis zum Wahnsinne getrieben, endlich stellte sich die innere, verzweiflungsvolle Zerknirschung und hierauf das volle Bewußtsein der Begnadigung ein! Wesley selbst war bei dieser äußersten Verkehrtheit in Kingswood anwesend, billigte und beförderte sie; natürlich war in ganz kurzer

nur rohe Bevölkerungen, wie die Huronen in Nordamerika, die Neger auf Jamaika, die Schannars in Tinnevelly, die untern Klassen Englands u. s. w. vorzugsweise prädisponirt, sondern daß unter diesen selbst die versunkenern und pastoral vernachlässigteren Gemeinden es, wie pietistische Blätter bezeugen, in höherem Grade sind als die übrigen [1]).

Uns aber muß aus dieser ganzen Auseinandersetzung über die Entstehung des pietistischen „innern Lebens" besonders das klar geworden sein, daß innerhalb des Dualismus aus der Aeußerlichkeit, man mag sich drehen und wenden, wie man will, überhaupt nicht herauszukommen ist, daß dieselbe im Gegentheil eine progressiv zunehmende, eine sich selbst ins Extrem, ad absurdum führende wird, je mehr sie sich, ohne den ganzen Standpunkt zu wechseln, in den Tiefen des Gefühls zu verinnerlichen strebt.

Dieselbe Dialektik innerer Selbstaufhebung werden wir aber gewahr werden, wenn wir unser Augenmerk von der Entstehung des pietistischen innern Lebens in der Wiedergeburt nunmehr auf dessen weitern Verlauf richten.

II. Naturgemäß muß sich uns auch hier der Unterschied der beiden in Frage stehenden Weltanschauungen aufs Deutlichste wiederspiegeln. Wird nämlich die Wiedergeburt in organisch immanenter Weise gefaßt, als inneres Princip einer neuen Gesammtentwickelung des Geistes, dann wird für ihre weitere Entfaltung im Leben als Hauptmerkmal besonders das charakteristisch sein: daß sie sich selbst niemals als abgeschlossen be-

---

Zeit keine Spur mehr von einer solchen Wiedergeburt zu erkennen, worüber Wesley in folgender Stelle sein Erstaunen bezeigt: „Ich brachte eine Stunde unter den Kindern zu Kingswood zu. Es ist seltsam! Was ist aus dem wunderbaren Werk der Gnade geworden, welches Gott im vorigen September unter den Knaben wirkte? Es ist dahin! Es ist verschwunden!" 2c.

1) News of the Churches 1861 Jan. p. 24.

trachtet. Je gewissenhafter ein solcher Christ es nimmt mit der ganzen Unendlichkeit seiner Aufgabe, je ernster es ihm darum zu thun ist, nicht nur einen Theil, sondern das Ganze Gott zu geben, desto bereiter wird er auch allezeit sein, mit dem Apostel zu sprechen: „nicht daß ich's schon ergriffen habe." Voll freudigen Dankes zu Gott sich bewußt, das neue Leben in sich dem Princip nach zu haben, wird er sich voll tiefer Demuth ebenso bewußt sein, es der Wirklichkeit nach nicht zu haben. Aus solch anscheinendem Widerspruch aber wird die ganze Kraft und Schönheit seines sittlichen Strebens hervorgehen. Stets neue geistige Felder wird er in sich zu bebauen, stets neue dunkle Orte zu erleuchten, stets neue Abgründe der Selbstsucht durch die Liebe in sich auszufüllen finden — von keinem Vatermörder aber und keinem Ehebrecher wird er sich mit so tiefem Entsetzen abwenden als von dem Pharisäer, der zu ihm das gotteslästerliche Wort spricht: „Ich bin bekehrt," „Dieser oder Jener ist nicht bekehrt."

Umgekehrt, wo die Bekehrung gleich einem Blitz aus heiterm Himmel herniederfährt und den Menschen, wie sie meinen, von Grund aus erneuert, in Wahrheit aber nur in zwei Theile spaltet: da wird nothwendig auch das neue aus solcher Bekehrung hervorgegangene Leben ein abgeschlossener, fertiger, fixer, ein über alles gewöhnliche sittliche Leben schlechthin erhabener Zustand sein. Natürlich: ist es doch ein Mirakel, was sollte da noch zu verbessern sein? Ist es doch ein rein himmlisches Erzeugniß, was sollten da menschliche Hände zu flicken haben? Selten wird so scharf die letzte Consequenz gezogen — weil sie einfach ins Irren- oder Zuchthaus führen würde. Allein die Kirchengeschichte bezeugt, wie vor Allem der Methodismus, aber auch der Spener'sche Pietismus, wo er consequent entwickelt wurde, stets die Neigung hatte, das Leben des Wiedergebornen (nach Sprüchen wie 1. Joh. 3, 4. 9; Matth. 5, 48 u. s. w.) als das einer vollkommenen Heiligkeit und Sündlosigkeit darzustellen

und innerlich zwischen altem und neuem Menschen gerade so dualistisch zu scheiden, wie äußerlich zwischen Gott und Teufel. Immerhin wird durch eine solche Bekehrung wie alle freie Entwicklung unterbrochen, so der Mensch aus einem freudig vorwärts Strebenden, ein Zuständlicher, Gegebener, Fertiger, sein Wissen ein Dogma, sein sittliches Thun ein äußeres Werk, sein inneres Leben aber, sein ethisches Pathos, jene Grundgesinnung, an die Christus in seinen Jüngern appellirte und die der ältere Pietismus aufs Neue in ihnen wecken zu wollen schien — ein abgeschlossenes Gefühlsleben, das weit hinter der Wirklichkeit abliegt und hoch über sie in einsame Höhen sich emporträumt.

Es ist bekannt, wie solch dualistisches Gefühlsleben, solch sentimental gewordenes Mönchsthum, in der That der bunte Schmetterling war, zu dem sich schon der ältere Pietismus aus der grauen Hülle von „praktischem Christenthum," Heiligung u. s. w. gar bald entpuppte. Die bekannten Fragen über Perfektismus, Antinomismus, Chiliasmus u. s. w. und die an Spener sich anschließenden Schwärmereien, Visionen und Mode gewordenen Untersuchungen über gegenseitige Herzensstellung, Versiegelung, Gnadengefühl u. s. w. hangen genau damit zusammen. Heutzutage ist es unter diesen Kreisen hie und da aufgekommen, gegen bloßes Gefühlschristenthum zu polemisiren. Allein das ist, wie wenn etwa Reineke sich gegen die Gottlosigkeit seiner Zeit ereifert. Daß das Gefühlswesen und zwar ein auf dualistischer Grundlage beruhendes, überspanntes, schwärmerisches alles Pietismus wahre Essenz sei, wird wohl Jedermann aus den vielen Traktaten und Erbauungsblättern dieser Richtung längst erkannt haben.

Bleiben wir aber bei der Mission stehen. Erinnern wir uns nochmals alles dessen, was wir oben über die ängstliche Einzelbekehrung der Heiden durch die Missionare und die Prüfung dieser selbst in den verschiedenen Missionsinstituten berichtet haben. Worauf deutet dieses Alles hin? Wenn z. B. die

Basler (s. oben) vom zukünftigen Missionar „nicht nur" einen sittlich unbescholtenen Wandel, nicht nur die nöthige körperliche und geistige Ausrüstung zu seinem Beruf, nicht nur das herzliche Verlangen, sich diesem Berufe für das ganze Leben zu widmen, sondern überdies die Wiedergeburt aus dem heiligen Geiste, eine wahrhaftige und gründliche Bekehrung als ein vollzogenes, äußerlich zu bezeugendes Faktum, gleich einem versiegelten und amtlich unterschriebenen Patente schwarz auf weiß verlangen: welche Ansicht von innerem Leben liegt solchem Verlangen zu Grunde, eine äußerlich mechanisch-pharisäische oder eine wahrhaft innerliche, geistig-christliche? Wenn ferner die Pariser Gesellschaft ausdrücklich besonders die „Gefühle" und den „Seelenzustand" des Aspiranten vor seiner Aufnahme zu untersuchen bekennt, bei der englischkirchlichen Gesellschaft aber solche Untersuchung einen solch minutiösen und pedantischen Verlauf nimmt, wie wir oben gesehen, die Bekehrung des Betreffenden buchstäblich schriftlich bezeugt sein muß und bei allen ähnlichen Gesellschaften Aehnliches Regel ist[1]): deutet das Alles etwa auf einen Standpunkt hin, wo das sittliche Streben des Menschen, seine innere Lauterkeit und Wahrhaftigkeit, sein praktischer Wandel vor Gott als die wahre Frucht der Wiedergeburt angesehen wird? Verräth es nicht vielmehr einen solchen, wo dieselbe in einen bestimmten, zuständlichen, deshalb genau mit der Lupe zu untersuchenden Gefühlszustand oder in ein abgegrenztes, stagnirendes, deshalb durch Frage und Antwort herauszubekommendes dogmatisches Wissen neben und über aller Sittlichkeit gesetzt wird[2])?

Fassen wir ferner die Pädagogik näher ins Auge, durch welche jenes innere Leben in den angehenden Missionaren ge-

1) Vgl. über dieses ganze Kapitel die ganze sechste Sitzung der Missionsconferenz in Liverpool 1860.

2) Vgl. hierüber Wiggers a. a. O. p. 33, 167.

pflegt wird. In den meisten Anstalten[1]) regiert eine strenge klösterliche Zucht, durch welche die Jünglinge von der Außenwelt und den Bewegungen der Gegenwart möglichst abgesperrt werden, eine ängstliche Askese, durch welche der rechte Temperaturgrad des innern Lebens in ihnen zu erhalten gesucht wird, ein System gegenseitiger Beobachtung und Ausforschung in Bezug auf die innersten Regungen des Herzens, wodurch der Einzelne jedes selbständigen Denkens und Strebens, der Wurzel aller wahren Sittlichkeit unmerklich entkleidet und in eine wohl oder übel passende Uniform hergebrachter Gefühls- und Ausdrucksweisen gesteckt wird[2]). Auch nach dem Austritt aus der Anstalt ist der Missionar so sehr jeder eigenen freien Bewegung beraubt, daß er z. B. selbst bei der Wahl seiner Gattin von der Zustimmung seiner heimischen Committee abhängt[3]): Alles offenbar Bestimmungen, die mit evangelischer Freiheit, sittlichem Streben, wahrhafter Bekehrung in keiner, mit einem äußerlich Gemachten aber, einer dualistisch erzwungenen, einer von oben her dem Menschen angeblasenen, daher mit künstlichen Mitteln krampfhaft festzuhaltenden Wiedergeburt in der allernächsten Beziehung stehen[4]).

1) Ausnahme bilden einige englische und amerikanische Gesellschaften, welche ihre Missionare ganz auf dieselbe Weise bilden, wie die eigentlichen Geistlichen. Vgl. Liverp. Conf. und Wiggers a. a. O.

2) Appel aux Amis des Missions p. 27 über die bekannten regelmäßigen Conferenzen, „um den christlichen Seelenstand zu stärken."

3) Appel aux Amis p. 27 und die in den Missionsblättern fortwährend mitgetheilten Bewilligungen der betreffenden Committee, daß Bruder N. N. mit Schwester M. M. sich ehelich verbinde.

4) Es stimmt dies Alles offenbar mit gewissen Enthüllungen überein, welche uns auf dem Felde der — mit der äußern so nahe verwandten — innern Mission von Prof. Holzendorf über „die Brüder des Rauhen Hauses" und von Mad. Gasparin über die Diakonissenanstalten sind gemacht worden. Vgl. deren „Corporations monastiques au sein du protestantisme."

Dem Verfahren in den Missionshäusern entspricht natürlich das unter den Heiden. Auch hier ist das innere Leben, auf dessen Erzeugung durch die oben erwähnten Revivals und andere Erregungen hingearbeitet wird, ein bestimmtes Gefühlsleben, das Mittel aber, durch welches dieses fortwährend auf der rechten Höhe zu erhalten gesucht wird, eine kleinliche, tyrannische Kirchenzucht. Untersuchen wir Beides näher.

Wie die orthodoxe Glaubenslehre ihren Mittelpunkt in der Rechtfertigungslehre, so findet ihn das pietistische Gefühlsleben in der subjektiven Reproduktion dieser Lehre: in der bestimmten Empfindung von der erhaltenen Vergebung. Das ist es, worauf sich schließlich jenes praktische Christenthum, jene Heiligung reducirte, durch deren stärkere Betonung Spener die Einseitigkeit der protestantischen Orthodoxie zu ergänzen suchte: statt des juridischen Formelwerkes von beleidigter Gerechtigkeit, Genugthuung u. s. w. nun die fortwährende pathologische Frage: „fühlst du Vergebung?“ In der That bildet diese Frage, wie das A und O aller pietistischen Gefühlsanatomie, so namentlich den ganzen Inhalt aller pädagogischen Weisheit unserer Missionare unter den Heiden. Wer auf diese Frage eine gehörige zuversichtliche und geschmückte Antwort zu geben und sie in allen Prüfungen mit den nöthigen Variationen zu wiederholen weiß, der hat das Examen gut bestanden, der ist der christlichen Sakramente würdig. Wer dies nicht vermag, sei es aus Ehrlichkeit, sei es aus Mangel an Aeußerungsgabe, sei es aus anderen Ursachen, der wird als Ungläubiger betrachtet. Wohnen wir einigen dieser Prüfungen bei.

„Beim Vorbereitungsunterricht zur Taufe,“ so berichtet Herr Inspektor Josenhans[1]), „durchlief Missionar Buhrer mit seinen Katechumenen, wenn es nöthig erschien, bisweilen zuerst einen Cursus biblischer Geschichte; bei allen ohne Unterschied

1) Miss.-Mag. 1853 III. p. 206.

aber erklärte er den lutherischen Katechismus. Er richtete dabei sein Augenmerk auf Zweierlei. Zunächst suchte er auf Bekanntschaft mit dem Heilswege, sodann aber auf die Wiedergeburt bei den Taufcandidaten hinzuwirken. Dagegen traute er sich nicht zu sagen, daß sie bei allen auch wirklich zu Stande komme. Bei vielen hatte er eine auffallende Aenderung vor sich gehen sehen. Was er aber von Jedem verlangt, ist ein Gefühl seiner Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit, verbunden mit dem bestimmten Eindruck, daß Jesus sein Heiland sei. In einzelnen Fällen war die Gewißheit der in Christo erlangten Vergebung schon da" u. s. w. (dies nota bene bei Kindern).

Ein bischöflicher Missionar berichtet von einer Prüfung eines erwachsenen Taufcandidaten Folgendes[1]): „Ich fragte ihn, warum er zur Kirche in den Unterricht komme? Er antwortete: „„weil ich hier von Christus höre."" „Lieben Sie Christum?" „„Ja, ich liebe ihn."" „Warum?" „„Weil er mich von meinen Sünden erlöste."" „Glauben Sie, daß Sie, wenn Sie sterben, zu Jesu kommen werden?" „„Ja, ich werde zu ihm gehen."" „Wer sagt Ihnen das?" „„Ich fühle es in meinem Herzen.""

Ein anderer Missionar erzählt[2]): „Heute sagte einer unserer Taufcandidaten, daß er oft sein Herz trocken und sorglos spüre, daß aber die Trockenheit und Sorglosigkeit stets schwinde, sobald er sich zum Gebet in sein Kämmerlein zurückziehe, und daß die Liebe, die er dann im Herzen fühle, ihn zu Thränen rühre. Ich sagte ihm, daß Gott getreu sei und seine Verheißungen stets erfülle. „„Aber,"" bemerkte er, „„ich bin so oft versucht, mein stilles Gebet zu unterlassen. Etwas in meinem Herzen sagt mir: dann und wann! und dann wird es aufgeschoben von einem Mal

1) Church Miss. Record 1852 p. 82.
2) Church Miss. Record 1852 p. 111.

zum andern und zuletzt vergessen, bis mein Herz wieder trocken und sorglos wird.““ Einer unserer Communikanten sagte im Verlauf unserer Unterhaltung: „„mein Herz ist oft vom Gefühl der Liebe zu Gott angefüllt, und ich wünschte abzuscheiden und bei Christo zu sein.““

Weiter erzählt derselbe Missionar Folgendes [1]): „Ich ging aus zur Versammlung mit einem trockenen Herzen. Aber unterwegs antwortete Gott auf mein Gebet, nahm das trockene Herz von mir und erfüllte mich so sehr mit Liebe, daß ich vor ihm nieder in das Farrenkraut fiel. Während der Versammlung war mein Herz gleich dem eines Kindes, indem ich oft Thränen weinen mußte für meinen Gott. Auf unserem Heimweg zeigte ich Sarah den Platz, wo ich niedergefallen war. Sie sagte: „„Ich sehe, daß Sie sehr angegriffen waren.““ Wir besuchten noch verschiedene Leute, ehe wir nach Hause gingen. Die andere Person redete von einem ununterbrochenen Gefühl der göttlichen Liebe in ihrer Seele und sagte, daß sie wünschte abzuscheiden und bei Christo zu sein. Doch ich finde, daß so gesegnete Leute viel Kämpfe mit dem Feinde zu bestehen und viel Widerstand von ihrer eigenen Seele zu erleiden haben. Gestern sah ich eine Person, die sehr ernst dreinschaute und in Thränen schwamm. „„Was gibt's denn mit Euch?““ fragte ich sie. „Oh, mein Herz ist so trocken und gottlos, daß ich vor lauter Betrübniß oft meine Gesundheit angegriffen fühle.“ „„Wo waren Sie gestern? Sie sollten niemals die Versammlungen des Volkes Gottes vernachlässigen.““ „Mein Herz war in einem solchen Zustand, daß mein Körper davon krank war; es war einige Zeit, bevor mir der Herr Rettung schickte; aber als die Rettung kam, war ich wieder hergestellt.“ Dies ein paar Beispiele, die aus den ersten besten Nummern von Missionsblättern

1) Church Miss. Record 1852 p. 111.

leicht ins Unendliche zu vermehren wären, wie jeder Leser von solchen weiß[1]).

Aber nicht nur ihre eigenen Taufcandidaten und Gemeindegenossen, sondern die fremdesten Personen, mit denen sie zufällig zusammenkommen, lieben die Missionare in ihr Gefühlsexamen zu nehmen. So erzählt Hebich[2]): „Meine Reise ging im Regen vor sich. Nach sechs Tagen kam ich bei dem lieben Caplan Lugard, der mich sehr brüderlich aufnahm, in Cannanore an. Als ich ihm des andern Tages gerade den Zweck meiner Reise etwas auseinander setzte, kam Major L., um ihm einen Besuch abzustatten. Nachdem ich bei ihm eingeführt war, so begann ich bald diesem lieben Mann ans Herz zu kommen. Meine Frage: ob er Vergebung seiner Sünden und den heiligen Geist habe? brachte eine lebhafte dreistündige Unterredung hervor. Er setzte dann sogleich die Lehre unter allen seinen Freunden in Umlauf, und der liebe Lugard fühlte sich belebt, auf der Kanzel diesen überaus wichtigen Punkt zu behandeln (!)“ So Hebich, ganz übereinstimmend mit einem Verfahren, das uns auch an unsern Pietisten in Europa keineswegs unbekannt ist. Welch' sündhafte Eitelkeit aber tritt uns hier entgegen, im Mantel heiligen Bekehrungseifers einherschreitend! welch' rohe Zudringlichkeit, mit unberufener Hand in die innerste und zarteste Werkstatt Gottes in Menschenherzen hineintastend! welch' selbstgefällige Beschäftigung mit den eigenen Empfindungen, als ob darin das Christenthum bestünde, als ob

1) Ueber das pietistische Gefühlsleben nach seiner süßlichen, scheinbar überirdisch-geistigen, in der That recht sinnlich-gemeinen Seite hin, vgl. das vortreffliche Büchlein der Frau von Gasparin: „Quelques Défauts des Chrétiens d'aujourd'hui,“ p. 142, 143, 146, 147 etc., und über seine polarische Verwandtschaft mit gewissen sexuellen Erscheinungen vgl. die Annalen der Psychiatrie und das feine Schriftchen von Romang über Unglauben, Pietismus und Wissenschaft.

2) Miss.-Mag. 1841 p. 273.

überhaupt dem Gefühl, ehe es innerlich verarbeitet und in thatkräftige Gesinnung übersetzt ist, irgendwelch' selbständiger Werth zukäme! Ob ich den heiligen Geist in mir fühle? Geh' und frage den Baum, ob ein gesunder Saft in ihm sei. Wirst du ihm, dies zu erfahren, die Rinde aufreißen und den Splint bloßlegen und mit Lupe und Messer untersuchen, ob die Cirkulation des Zellsaftes eine regelmäßige und seine Composition eine normale sei? Du Narr, schau in seine Zweige! „An seinen Früchten sollst du ihn erkennen!“ Das Herz aber sieht Gott an. Ob aber du den heiligen Geist besitzest, mein Freund? Und ob du es mir zehn Male versicherest und dabei die unaussprechliche Seligkeit rühmest, die du Tag und Nacht, bis zu Thränen gerührt, empfindest: wenn du dabei ungewaschen redest vom Heiligen, eitel bist in dir selbst, empfindlich gegen deine Kritiker, giftig gegen deine Feinde, so glaube ich dir's nicht. Wenn aber jener Zweifler, jener Ungläubige, jener Atheist, auf den du mitleidig fürbittend herabschaust, er, der alle Wahrheit verloren hat, aber aufrichtig alle Wahrheit sucht, dabei ernst ist und demüthig, versöhnlich gegen den Feind und aufopferungsvoll nicht in glänzenden Gabenverzeichnissen und Missionsberichten, sondern in stiller That: dann zweifl' ich nicht daran, daß er den heiligen Geist hat, wenn auch nicht fühlt, hat, wenn auch nicht davon redet, hat, wenn auch nicht in vollem selbstbewußten Besitz, doch dem unvollkommenen Anfang, dem unbewußten Princip nach.

Seinen Höhepunkt aber findet jenes charakterlos weibische Schwatzen über die eigenen interessanten Gefühle besonders in den so beliebten Bekehrungs- und Todtbettgeschichten[1]). Niemand wird von mir fordern, auch nur einige derselben als Beispiel hier anzuführen. Alle einander an Geistlosigkeit und fader Süßlichkeit gleichsehend; alle nach der Schablone, viele

1) Vgl. über ihre Bedeutung in den Augen des Pietismus Clarkson a. a. O. p. 357.

sogar auf Befehl, auf förmliche Instruktion hin von den Missionaren angefertigt[1]), überschwemmen sie in Form von Traktaten, Missionsberichten u. s. w. Europa in solcher Anzahl, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, auch nur eine derselben hier auszusetzen. Welch' verschrobene verderbliche Richtung aber wird durch diesen Zweig der Erbauungsliteratur unserer privaten Frömmigkeit vielfach mitgetheilt! Welches Ablenken von den großen Aufgaben des Lebens, welch' Hinlenken auf das eigene kleine Ich, welch' Liebäugeln mit seinen Sünden und seinem Sündenschmerz, seiner Demuth und Wehmuth und vor aller Welt Augen verrichteten Buße, welch' Paradiren zu Nutz und Frommen gläubiger Bewunderer oft bis aufs Sterbebett hin, damit die Seele, die während ihres ganzen Lebens sich und Andere mit frommen Gefühlen getäuscht hat, doch ja selbst in ihrer letzten Stunde des Betrugs nicht los werde! Wir werden durch dieses pietistische Schönthun mit sich selbst lebhaft an gewisse Erscheinungen auf dem Gebiete der Literaturgeschichte erinnert, wovon jenes offenbar nur die Uebersetzung ins Religiöse ist: nämlich an jene sentimentalen Romane und Selbstvergötterungen, jene empfindsamen Briefe und Bekenntnisse schöner Seelen, welche von J. J. Rousseau an bis auf Jakobi, Stilling, Lavater hernieder den Geschmack des vorigen Jahrhunderts so wesentlich mit verderben halfen. Jetzt bei allen ernsten Leuten längst außer Curs gekommen, haben diese süßen Selbstmalereien — nach Zerreißung ihres poetischen Gewandes — in pietistischen Conventikeln und salbungsvollen Missionsblättern ein letztes Asyl gefunden.

Welches aber sind die Mittel, um solch' hochgespanntes Gefühlsleben in den Gläubigen stets wach zu erhalten? Nicht auf urkräftiger sittlicher Freiheit beruhend, sondern durch künstliche

---

1) Den Wesleyanischen Missionaren wird durch förmliche Instruktion das Einsenden von Bekehrungsgeschichten, freilich ohne „high colouring“, zur Pflicht gemacht! Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 44.

Erregung hervorgerufen, kann es auch nur durch künstliche Mittel unterhalten werden. In Europa gehören hierzu strenge Abschließung von der Welt, klösterliche Zucht, effektvoll süßliche Erbauungsstunden u. dgl. Unter den Heiden, wo auch in dieser Richtung die letzten Consequenzen des Pietismus am klarsten gezogen sind, kömmt dazu noch eine, von den meisten Gesellschaften adoptirte, äußerst strenge Kirchenzucht. Da aber diese sich nicht bloß mit Thaten, sondern mit Gefühlen und Phrasen beschäftigt, so erhält sie dadurch nur einen um so kleinlicheren, willkürlicheren, einen geradezu widerlichen Charakter, wie er in solcher Weise in keiner katholischen, selbst nicht jesuitischen Bußzucht je ist beobachtet worden. Das dabei übliche Verfahren mag etwa an folgenden Beispielen klar werden.

„Als die vierzehn Tage vollendet waren," so erzählt Hebich von seinen in einer liederlichen Gemeinde vorgenommenen Bußübungen [1]), „so bekam ich Luft und kündigte der Versammlung an: daß wer herzlich Buße thue unter ihnen, über acht Tage zum heil. Abendmahl hinzugelassen werde, und daß nur noch die Abendmahlsgenossen Glieder der Gemeinde wären, alle Unbußfertigen aber von der Gemeinde ausgeschlossen wären; auch würde ich diejenigen taufen, die hinfort den Teufelsdienst verlassen und dem Herrn dienen wollten. Ich ordnete nun an, daß die Gemeinde jeden Abend zu mir kommen solle, um ihre Sünden zu bekennen 2c. und so geschah es, daß ich diese acht Tage hindurch die Gemeinde auch (von Abends 7 bis 11 bis 12 und 1 Uhr) Nachts bei mir hatte. Am 26. Juli gelang es mir durch des Herrn Gnade, Morgens ein Paar zu copuliren, acht Erwachsene und drei Kinder zu taufen und um Abend an dreiunddreißig Seelen das heil. Abendmahl auszutheilen, in welcher Stunde der Herr uns besonders fühlbar nahe war. Dreizehn thaten nicht Buße

1) Miss.-Mag. 1841 III. p. 275.

und die waren daher von der Gemeinde ausgeschlossen."

Ein lutherischer Missionar berichtet Folgendes[1]: „Am zweiten Adventsonntage 1849 war ich genöthigt gewesen, eine Anzahl unbußfertiger Gemeindeglieder auszuschließen. Drei von ihnen haben ihre Sünden erkannt und sind reuig zurückgekehrt. Einer von diesen Dreien, der gesund war, hat öffentlich Kirchenbuße gethan. Die beiden andern kamen aber erst auf dem Krankenbette zur Erkenntniß ihrer Sünden und haben sie dann vor einer Anzahl Gemeindeglieder bekannt und um Vergebung gebeten, worauf ich mit ihnen gebetet und ihnen das heilige Abendmahl gereicht habe. An den darauffolgenden Sonntagen habe ich nach der Predigt die Vorgänge der Gemeinde erzählt und diese beiden wieder in die Gemeinde aufgenommen."

Ein besonders anschauliches Bild sentimentaler Baselscher Kirchenzucht gibt uns ein Brief des Missionar Ammann aus Mulki[2]:

„Habe ich Ihnen das letzte Mal von Vorboten eines bessern Zustandes der Mulki-Gemeinde schreiben können, so kann ich Ihnen jetzt mittheilen, daß der HErr diese Gemeinde mit Seiner Gnade heimgesucht und diesen bessern Zustand wirklich herbeigeführt hat. Die ausgeschlossenen Gemeindeglieder hatten drei bis vier Wochen unter der Kirchenzucht gestanden, als Ihr Brief an die Gemeinde am 1. März ankam. Ich war eben im Begriff, von Mulki weg nach Honore zu gehen, als die neuen Brüder Nachts zuvor ankamen; Br. Hoch's Auftrag zufolge, die Uebersetzung Ihres Briefes und die Vorlesung desselben zu besorgen, blieb ich nun aber noch länger in Mulki. Den Brief übersetzte ich aufs Neue wort- und sinngetreu; die Gemeinde (Männer und

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 324.

2) Basler Jahresbericht 1858 p. 56 ff.

Weiber) wurden auf Mittwoch den 3. d. bestellt. Es war uns anwesenden Brüdern (Haußer, Männer, Würtele und mir) ein ernstliches Anliegen vor dem HErrn, daß er jetzt die Gemeinde heimsuchen möge. So gingen wir in die Kirche; wir sangen: „„Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig,““ beteten, ich las 1. Joh. 1 und sprach als Einleitung kurz über diese Stelle. Nach abermaligem Gesang kündigte ich an, daß Ihr Brief gekommen sei, und ermahnte die Gemeinde, sich unter das zu beugen, was Sie als unsere Vorsteher, durch die der Gemeinde das Evangelium gesandt worden sei, ihr zu sagen hätten, und doch ja nicht wieder einen Geist des Rechtens aufkommen zu lassen, wenn es etwa scheinen sollte, einzelne untergeordnete Punkte seien nicht ganz richtig dargestellt. So las ich den Brief vor, wiederholte dabei Abschnitt für Abschnitt, und zuletzt ließ ich den ganzen Brief noch einmal ununterbrochen durch ein Gemeindeglied vorlesen. Nach Gesang ermahnte ich, jetzt der Finsterniß zu entsagen und ins Licht zu treten, der HErr rufe sie abermals zur Buße durch ihre Committee und durch uns. Barnabas, der frühere Kadike = Schulmeister, Sohn des Joschua, trat nun zuerst hervor und bat mit bewegtem Herzen ab. Nach weitern Fragen über seinen Herzensstand und einigen Ermahnungen nahm ich ihn im Namen des HErrn unter fürbittendem Segnen wieder in die Gemeinde Gottes auf. Auf ihn folgte sein Vater, Joschua, der unter lautem Weinen sich beugte und sich mit liebendem Gehorsam an uns anzuschließen versprach. So kam Einer nach dem Andern, auch die Weiber, und jeder wurde auf seinen besondern Herzenszustand, wie er mir bekannt war, aufmerksam gemacht, ermahnt, unter Fürbitte absolvirt und in die Gemeinde aufgenommen. Wenn es einen Stillstand gab, so wurde zwischenhinein gesungen, und durch neue Anrede den noch Zaudernden zur Buße zu verhelfen gesucht. Auch der Ex-Katechist Nathanael Karkada stand auf und verlangte Vergebung und Aufnahme. Da er einer der am weitesten Abgekommenen war, so sprach ich mit ihm länger und

eingehender als mit den Andern, aber er stellte sich befriedigend dar und bekannte, daß er von Anfang der Empörung an von dem HErrn sich abgewendet und fehl gegangen sei, so konnte er auch mit Freuden angenommen werden. Zuletzt trat Jonathan Karkada hervor, aber seine Stimmung war noch ein Gemisch von Beugung und Stolz, von Sündenerkenntniß und Selbstgerechtigkeit, so daß wir ihn noch nicht aufnehmen konnten. Zum Schluß bezeugte ich der Gemeinde noch die nun über ihr waltende Gnade, in der sie wandeln solle, und bot mich und die Brüder ihr aufs Neue als ihre Diener an, die in Liebe sich für sie zu opfern bereit seien. Nach 6—7 stündigem Versammeltsein gingen wir Nachts gegen 7 Uhr unter Loben und Danken auseinander; der Herr hatte unter uns gewandelt und die Seelen bewegt. Wir hatten vorher nichts verabredet, auch Niemand speciell mit Namen zum Bekenntniß aufgefordert, sondern nur den HErrn gebeten, er möchte an diesem Tage etwas Besonderes thun, und haben uns Seinem Walten überlassen. Er hat uns in Gnaden erhört. — Auf Samstag den 6. wurde der Rest der Gemeinde, der am Mittwoch nicht anwesend sein konnte, bestellt; wir verfuhren auf ähnliche Weise mit den Leuten und konnten alle Anwesenden wieder aufnehmen. Am Sonntag baten die letzten noch übrigen drei Männer ab, die dann ebenfalls aufgenommen wurden. In der Predigt über Hebr. 10, 19—25 wurde das aufs Neue ihnen aufgethane Heil in Jesu bezeugt und sie ermahnt, sich nun nicht mit dem Geschehenen zufrieden zu geben, sondern im Glauben zum Kreuze Christi hinzuzutreten, in der Hoffnung zu leben und in der Liebe zu wandeln. Die neuangekommenen Missionare begrüßten ebenfalls die neuaufgenommene Gemeinde mit einigen Worten, die natürlich verdolmetscht wurden. Den Schluß endlich all' dieser Gnadenbezeugungen machte das, daß Karkada (der Ex-Katechist), der während des Gottesdienstes noch allein draußen gesessen war, nach der Kirche noch zu uns aufs Zimmer kam und nach eingehender Unterredung sich als Sünder (in dieser Ange-

legenheit) bekannte, ausleerte, und sich zu Liebe und Gehorsam unterordnete: wir absolvirten ihn! darauf hin privatim; Bekenntniß und Aufnahme wird aber am nächsten Sonntag noch öffentlich in der Kirche geschehen."

Charakteristisch ist auch folgende Erzählung [1]): „Was aber für eine Liebe zum Worte Gottes oft unter diesen armen Leuten wohnt, dafür könnten wir Beispiele genug anführen. In einem Dorfe befand sich eine Frau, die wegen eines Sündenfalls vom Abendmahl mußte ausgeschlossen werden. Darüber erschrack sie so und ward so tief bekümmert, daß sie schwer erkrankte. Sie sandte einmal ums andere zum Missionar und bat um Wiederaufnahme. Als nun dieser wieder ins Dorf kam, ließ sie sich krank und schwach, wie sie war, zu ihm tragen, fiel vor ihm auf die Kniee und bat um den Trost der Wiederaufnahme. Dem Missionar brach das Herz, und er konnte ihr nicht bloß mit herzlicher Freude die Gnade der Sündenvergebung ankündigen, sondern sie auch in die volle Gemeinschaft der Kirche wieder aufnehmen. Darüber ward das Weib so von Freude überwältigt, daß sie in einen Strom von Freudenthränen ausbrach, und auch von Stund' an ihre Gesundheit wieder erlangte."

Welches in den einzelnen Fällen die Veranlassung zu solcher Bethätigung der Kirchenzucht war, läßt sich aus den Berichten der Missionare nur selten entnehmen. Daß hiezu oft ein unregelmäßiger Besuch des Gottesdienstes, ein Ausbleiben vom heiligen Abendmahl, eine Entfernung von der Gemeinde, ohne eingeholte Erlaubniß des Missionars, der Uebertritt von einer Confession zur andern genügt, davon haben wir Beispiele [2]). Daß indeß in vielen Fällen auch schwere Vergehungen gegen christliche Zucht und Sitte vorliegen, das sind wir bei dem tiefen Stand der dor-

1) Halbbatzen-Collekte, neue Folge Nr. 11. p. 6.

2) Miss. Record 1852 p. 57; 1854 p. 149. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1853 p. 318 2c.

tigen Christengemeinden von vornherein anzunehmen sehr geneigt. Mögen aber immer die einzelnen Veranlassungen zu kirchlicher Bemaßregelung sein, welche sie wollen: man bemerke den weinerlichen, sentimentalen Charakter, den diese letztere überall an sich trägt, das Dringen nicht auf veränderten Lebenswandel, Gelübde der Besserung, christliche Selbstachtung u. s. w., sondern auf gewisse Gefühle und Phrasen, auf strömende Thränen und übermäßige Demuthsbezeugungen gegenüber dem Missionar. Man bemerke ferner, daß nicht etwa ein aus Gemeindegliedern und Missionaren gemischtes Collegium, ja nicht einmal immer die offizielle Gesammtheit der in einer Gemeinde stationirten Missionare [1]), sondern oft ein einzelner solcher es ist, welcher von sich aus als dickes protestantisches Päpstlein bindet und löst, zur Kirche ausstößt und wieder aufnimmt, excommunicirt und göttliche Vergebung verkündet [2]). Man erinnere sich endlich, daß die meisten Heidenchristen, wie wir oben constatirt, einzig um pekuniärer Vortheile willen die christliche Kirche aufgesucht haben, und um solcher willen darin bleiben, daß sie somit von ihren Missionaren vollständig abhängig sind. Wahrlich, wenn wir all' diese Umstände zusammenstellen, wie begreiflich muß es uns werden, daß trotz aller ängstlichen Einzelbekehrung und aller sentimentalen Bußzuchtsscenen der sittliche Zustand der meisten Proselytengemeinden ein so äußerst erbarmungswürdiger, daß die Kehrseite des so eifrig unter ihnen gepflegten Gefühlslebens schließlich eine nichtswürdige, heuchlerische Phraseologie ist!

Phraseologie, was anders als dies kann überhaupt die letzte Frucht eines Standpunktes sein, der in seiner bloßen Inner-

1) Vgl. über das übliche Verfahren bei den Baslern Ev. Miss.-Mag. 1853 IV. p. 180 f. Mit der Ausschließung aus der kirchlichen Gemeinschaft ist oft auch eine solche aus der socialen verbunden: eine Art **protestantischen Banns!!** Vgl. Basler Jahresbericht 1861 p. 98.

2) Welche empörende Ungerechtigkeiten und Parteilichkeiten mit solcher Art von Kirchenzucht nothwendig Hand in Hand gehen müssen, sagt uns ein eingeborner ordinirter Hindu-Missionar Ev. Miss.-Mag. 1863 p. 297 ff.

lichkeit, in dem beständigen Selbstreflex interessanter Gefühle den Schwerpunkt des Lebens sieht? Phraseologie — damit tritt uns eine neue wesentliche Charaktereigenheit des Pietismus entgegen. Pietistische Phraseologie, was verstehen wir hierunter? Keineswegs nur bewußte Heuchelei, noch weniger die unwillkürliche, der aufrichtigen Frömmigkeit eignende Ausdrucksweise. Der Leichtsinn, die Eitelkeit, die Gottlosigkeit, haben ihre Sprache; warum sollte Tugend und Frömmigkeit nicht die ihre haben? Wo der Geist Gottes die Herzen neu macht, sollte er da nicht auch neue Zungen schaffen? Wo eine aufrichtige Liebe zu Gott, eine Gesinnung, die mit entbundenen Fittigen nach oben strebt, den ganzen Wandel des Menschen verklärt, sollte solcher Gottesadel nicht auch in den Worten, ja bis auf Geberde und Ton der Stimme durchleuchten? Ja, er wird es thun, und solch wahrhaftige Sprache aus Zion wird so wenig als „Phrase" der Lächerlichkeit anheimfallen, daß sie vielmehr, eine Gabe Gottes, ebenso unnachahmlich wie unlernbar, von unwillkürlich fesselnder Kraft sein wird. Aber wie verschieden wird sie von der gewöhnlichen pietistischen Phraseologie lauten! Auch wo sie nicht direkten Bezug nimmt auf die Außenwelt, nur Darstellung des frommen Gefühls ist, wird sie doch, mitten im Centrum des Lebens stehend, aus dessen innerstem Grunde athmend und in dasselbe gesinnungsvoll zurückstrebend, durch und durch ethischer Natur sein, eben deßhalb der gegebenen Situation nicht nur stets aufs vollkommenste entsprechen, sondern unmittelbar aus ihr hervorgewachsen sein, wie die einzigartige Blume aus dem einzigartigen ihr entsprechenden Boden. Wie dagegen der orthodoxe Gott unvermittelt über der Welt, das pietistische Gefühl unvermittelt über der gemeinen Wirklichkeit steht, so fällt die pietistische Phrase, gleichförmig überall, kaum durch ein Wort, eine zufällige Erinnerung, eine gezwungene Vergleichung, hervorgerufen, wie eine Bombe ins Leben hinein. Ein Gefühl ausdrückend, das nicht im Uebergang zur sittlichen That, sondern in sich selbst, in mönchischer Askese, in

eitler Selbstbespiegelung seinen Werth sieht, wird sie selbst auch dem Leben äußerlich fremd bleiben, wenn auch über alle Verhältnisse desselben sich ausbreitend, doch nur wie Spinngewebe klebrig an der Mauer haftend. Dem Leben äußerlich, wird solche Phraseologie aber nachgerade sich selbst äußerlich, formell, todt werden, wie die Pflanze abstirbt, deren Wurzel statt ins Erdreich in die Luft gekehrt wird, wie das Bergwasser zu Eis gefriert, das den Ausweg ins Thal nicht findend, sich oben in stolzer Einsamkeit nur in sich selbst sammelt. Dieser innere Widerspruch zwischen Gesinnung und Ausdruck muß aber schließlich dem Frommen selbst zum Bewußtsein kommen. Je mehr nun seine Umgebung die Religion ins Gefühl verlegt, den Werth des Menschen nach dem Ausdruck desselben bemißt, desto mehr wird er versucht sein, die fehlende Wärme durch eine künstliche zu ersetzen, Redensarten nicht nur zu produciren, sondern zu fabriciren. Damit hat die fromme Phraseologie ihr letztes, ihr unterstes Stadium erreicht: aus einer leeren Form ist sie zum bewußten Schein, zu Affektation, zur Lüge, zur scheußlichen, gesichterverzerrenden, seufzerauspressenden Heuchelei geworden [1]).

Wer darf leugnen, daß dieser psychologische Prozeß an keiner Religion, keiner Kirche, keiner Confession, keiner Sekte der Welt je zu so sichtbarer Darstellung gekommen ist, wie am mittleren und neueren Pietismus? Daß die Phrase nicht bei Allen gleich weit gediehen, daß sie bei den Einen beim abstrakten Gefühl, bei den Andern bei der leeren Form stehen geblieben und nur bei dem geringern Theil unsrer Frommen zur vollendeten, bewußten Heuchelei ausgebildet worden, wem braucht das gesagt zu werden? Aber Phraseologie in der einen oder andern Weise, Phraseologie als abstrakt frommes, sittlich unnützes Reden ist dem Keim nach überall, wo Pietismus ist, wo ächter entschiedener, wo eine dualistische Bekehrung, wo ein transcendentes Gefühlsleben. Es ist

1) Vgl. hierüber die vortreffliche Auseinandersetzung Rothe's (Ethik III. p. 175).

die letzte Consequenz, das erscheinende Absurdum eines religiösen Lebens, das hoch über dem sittlichen eine ganz aparte, selbstständige Sphäre für sich bewohnen will.

Ueber die Art, wie sich diese Phraseologie in den frommen Kreisen Europas geltend macht, hat sich in ganz vortrefflicher Weise eine Stimme aus eben diesen Kreisen geäußert, nämlich die bekannte Gräfin Gasparin in dem bereits citirten Schriftchen: „quelques Défauts des Chrétiens d'aujourd'hui.“ Wir haben dieser Darstellung nichts beizufügen und begnügen uns, das Nachlesen dieser Schrift, die von eben soviel Geist, wie aufrichtiger Frömmigkeit zeugt, unsern Lesern aufs Beste zu empfehlen [1]).

1) Ebenso wäre für Deutschland eine größere Verbreitung, resp. Uebersetzung ins Deutsche, eines anderen Werkes derselben Verfasserin zu wünschen, nämlich „les Corporations monastiques au sein du Protestantisme.“ Aus dem ersteren Werk sei erlaubt, folgende unsern Gegenstand berührende Stelle zu citiren (p. 99 f., vgl. auch p. 103 f., 112 f., 146 f.):

„Es gibt Zeiten, wo man nichts zu sagen hat, und das sind keineswegs die am wenigsten gesegneten; Zeiten, wo man ohne Gefühl ist für den Herrn, wo der Geist trocken, aber vom Gefühl seiner Schwachheit erfüllt ist; Zeiten, wo Stillschweigen einem Noth thut. Wir würden da ohne Schwierigkeit von Literatur, Politik, Regen, schönem Wetter sprechen; aber von Christus, nein, das geht nicht, wir fühlen uns dessen unwürdig, wir sind dazu entweder zu trocken, oder wir fühlen, daß in diesem Falle — reden, nur um zu reden, eine Entheiligung wäre. Der Mund ist uns geschlossen ..... Aber siehe da, wir befinden uns inmitten von Brüdern. Wir müssen reden. Da redet man denn und redet vom Herrn, von sich selbst, von seinem Elend, wenn man mag, von den übrigen, wenn man nicht mag, nothwendig nur von dem und dem gerade. O! wer ist nicht schon betrübt, den Kopf entweder leer oder von all dem seltsamen und unwahren Modekram verwirrt, das Herz von Gewissensbissen gequält, nach Hause gekommen, wenn er voll Trauer über all das stattgehabte Geschwätz nachdachte, bereuend dieses gefallene Wort, beklagend diesen allgemeinen Ton, seufzend über die so vollständige Entfremdung vom Herrn in diesen Versammlungen, wo der Herr, seine Offenbarung, sein Reich die obligatorischen Gegenstände der Unterhaltung waren. O! welche Ermüdung, welch innere Unbefriedigtheit, welch geistverarmender Einfluß, selbst in dem, was Gutes ist gesagt worden, ob all' diesem Formalismus!“



Indeß hat auch dieser Zweig der Frömmigkeit seine höchste Blüthe bezeichnend genug nicht in Europa, sondern in Heidenlanden getrieben. Hier hat sich die Phraseologie des Pietismus zu solchem Reichthum der Formen, zu solch erstaunlicher, Alles überwuchernder Ueppigkeit ausgebildet, wie sonst nirgends, zugleich aber zu solch akademisch-stereotyper Regelmäßigkeit, daß man sie trotz ihres Reichthums gleich den Wurzeln einer abgestorbenen orientalischen Sprache auf einige wenige Hauptklassen und Hauptregeln zurückführen kann. Es mag nicht uninteressant sein, diese philologische Arbeit an der neuesten und zugleich todtesten aller Sprachen ein wenig zu versuchen.

Die größte Rolle in derselben spielt, wie billig, die Reisephraseologie. Keine Eisenbahnstation darf erreicht, in keiner Stadt ein Halt gemacht werden, ohne daß der Fromme an dieses wichtige Ereigniß sogleich erbauliche Betrachtungen knüpfte und alle Welt von seinen Dankgefühlen gegen Gott in Kenntniß setzte. „In seiner Kraft ward mir der Abschied leicht." „Sein Geist sprach unserem Geist manch süßes Trostwort zu," so etwa erwähnt ein Missionar seiner Abreise vom Hause[1]). „Durch die Gnade des Herrn sind wir glücklich angelangt;" „Gottes gnädige Führung brachte uns zu Lande nach unserm Wunsch;" „mit seiner Hülfe landete ich;" „unter seinem Schutze bin ich gestern hier angekommen," so lauten die stehenden Formeln im weitern Verlauf des Berichts[2]). Die ganze Reise aber wird mit fortwährenden Anspielungen auf biblische Worte und Bilder gewürzt, eine Landreise etwa mit dem Zug der Juden durch die Wüste verglichen, bei einer Seereise aber von der „großen Tiefe," vom „taumelnden Schiff" u. s. w. gesprochen. Jeden Augenblick wird nicht etwa in stillem christlichen Dankgebet, sondern vor aller Welt

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1858 p. 241.

2) Calwer Miss.-Bl. 1835 p. 6. Biene 1854 p. 60. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 196; 1859 p. 87, 105.

Ohr, auf allen Zeilen des zum Druck bestimmten Berichtes Gott aufs Ueberschwenglichste gepriesen für „seine gnädige Durchhülfe,“ „seinen treuen Bundesschutz,“ der Brief aber regelmäßig mit Formeln wie folgenden geschlossen: „Der Herr hat bisher geholfen, er wird auch ferner helfen,“ „Eben Ezer,“ „Herr, hilf, Herr, laß wohlgelingen!“ „Rufen Sie mit uns Hosiannah, Hosiannah in der Höhe.“ „Der nächste Brief, so er will, aus Madras“ u. s. w. [1])

Je größer aber die Persönlichkeit ist, die da reist, je zahlreicher die Augen, die auf sie gerichtet sind, desto gehäufter und gesalbter müssen, wie billig, die frommen Betrachtungen sein, die von ihrem innern Leben fortwährende Bülletins nach Europa bringen. In der That leisten in dieser Beziehung die Reiseberichte eines Krapf, Josenhans, Graul u. s. w. das Mögliche. „Im Namen des Herrn“ wird da jeder Schritt gethan, an ihn unablässig gedacht, seine Gnade ununterbrochen gefühlt, ihm unaufhörlich gedankt selbst auf der gefahrlosesten und angenehmsten Reise, daß er uns „wohl oft gezüchtigt, aber nicht getödtet, zuweilen niedergeworfen, aber nie weggeworfen, manchmal unsere Hand nachgelassen, aber uns stets von ferne gefolgt ist [2]).“ Kurz diesen Briefen zufolge sollte man glauben, daß jene heiligen Männer vom vollständigen Aufgehen in Gott nicht mehr ferne, wenn nicht gar auf dem Punkte wären, von irgend einer Eisenbahnstation aus um ihrer Frömmigkeit willen, wie weiland Enoch, plötzlich in den Himmel entrückt zu werden. An die Reisephraseologie schließt sich aufs engste an

Die Wetterphraseologie. Ist das Wetter heiß, so schreibt man: „Ich leide sehr an der Hitze, schwerlich weniger als meine Frau. Nun der Herr wird ja auch dieses Leiden nicht schwerer werden lassen, als wir es ertragen können.“ „Uns erwartet eben die heißeste Jahreszeit, unter dem Schutz seiner Flügel jedoch

---

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 298, 300; 1858 p. 241–54, 296 ff.
2) Heidenbote 1839 p. 95. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 56 ff., 314 ff.

hoffen wir auch darüber hinwegzukommen." „Dennoch muß ich mit Preis und Dank gegen Den, der selbst im feurigen Ofen das Leben erhalten kann, bekennen" u. s. w.[1]) Ist das Wetter regnerisch, so seufzt man: „Der Sturm und Regen war schauerlich, und ich flehte unterwegs zum Herrn, daß er meine Reise zu Herzen nehmen wolle, ich sei ja ein Fremdling und Pilgrim[2])." Ist das Wetter schmutzig, so findet man Gelegenheit etwa zu folgender Vergleichung: „Der Weg war voll Koth und Pfützen. Das schadet nicht: die Füße des Friedensboten sind lieblich, auch wenn sie keine gewichsten Stiefel tragen[3])." Aehnlich bei allen sonstigen, auch den zufälligsten Verumständungen. Herr Josenhans z. B. kehrt eben von einem kurzen und angenehmen Spaziergang mit einem Freund um Mitternacht heim. Ueber diese Denkwürdigkeit läßt er sich also aus: „Es war lange nach Mitternacht, als ich zur Ruhe ging, aber wie fröhlich tragen wir Entbehrungen und Beschwerden (!), wenn der Herr die Ströme seiner Gnade und Barmherzigkeit so reichlich über uns ausgeschüttet, wie er es damals über uns that[4])."

Bei der großen Wichtigkeit, welche im Pietismus das einzelne Subjekt für sich in Anspruch nimmt, kommt eine große Bedeutung natürlich auch der Gesundheitsphraseologie zu. So berichtet z. B. Herr Josenhans gewissenhaft jedes Zahnweh aus Indien nach Hause, Hebich jeden Katarrh und das Mittel, das er dagegen gebraucht, fromme Betrachtungen daran knüpfend[5]). Die Wiederherstellung aus irgend einer Krankheit wird gewöhnlich mit folgenden Worten angekündigt: „Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich." „Lobe den Herrn, meine

---

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 243, 298; 1858 p. 296.
2) Heidenbote 1854 p. 102.
3) Basler Jahresbericht 1860 p. 126.
4) Miss.-Mag. 1853 II. p. 202.
5) Heidenbote 1839 p. 35.

Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen," „die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft" u. s w. oder auch mit folgenden Kraftausdrücken: „Mit Zittern in den Gebeinen schicke ich mich diesmal an, meinen Bericht zu schreiben. Mit Zittern — denn der Herr ist bei mir gewesen mit starkem Arm und hat mich niedergeworfen wie ein Riese, daß mir das Herz bebte. Ich war in meinem Leben schon einige Male sehr elend, aber so durchaus gemüthlich zermalmt war ich nie. Ich glaube, der Herr hat mich an die Wand geschmettert[1])."

Sehr charakteristisch durch ihren häufigen Gebrauch, wie durch ihre große Gleichförmigkeit ist ferner die Geschäftsphraseologie des Pietismus, zu einem förmlichen himmlischen Kanzleistyl ausgebildet. Da heißt es nämlich nirgends: „Wir haben dieses oder jenes Werk gethan," „dieser oder jener Erfolg ist uns gelungen;" sondern aufs Gewissenhafteste und Ausnahmsloseste wird dieser Gedanke stets so ausgedrückt: „Das Werk war nicht vergeblich in dem Herrn." „Der Herr ließ es uns gelingen." „Wir durften die Freude erleben." „Wir durften liebliche Erfolge wahrnehmen." „Wir dürfen zum Preis des Herrn bekennen" 2c. „Der Herr ließ uns in seiner Gnade den rechten Mann finden" u. s. w. Besonders fleißig aber wird überall das Wörtlein: „mit Gottes Hülfe" eingesetzt. Mit Gottes Hülfe wird das größte wie das kleinste Geschäft abgethan. Mit Gottes Hülfe wird nicht nur eine Bibelübersetzung oder eine wichtige Bekehrung zu Stande gebracht, nein: „mit Gottes Hülfe" wird ein Grundstück gekauft, „mit Gottes Hülfe" eine Schlange getödtet, „mit Gottes Hülfe" das Straucheln einer Person vor Schaden bewahrt u. s. w.[2])

---

1) Heidenbote 1839 p. 35. Miss.-Mag. 1853, 1854. Jahresbericht der Basler Miss.-Ges. 1858 p. 88; 1859 p. 94; 1860 p. 82. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 299.

2) Basler Jahresbericht 1860 p. 39, 80, 82, 117. Miss.-Mag. 1853. Heidenbote 1850 p. 56. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1858 p. 314; 1859 p. 87, 181. Miss.-Mag. 1853 p. 184. Heidenbote 1852 p. 4.



Da ganz klar ist, daß ohne Gottes Willen (oder wie die dogmatische Formel lautet „Gottes Zulassung“) durchaus nichts, weder Actives noch Passives, auf der weiten Welt geschehen kann, daß in letzter Beziehung vielmehr die ganze vernünftige und unvernünftige Schöpfung in seinem Willen ruht, so ist sich im Grunde über nichts so sehr zu verwundern, als daß der Pietismus nicht in alle Welt das Gebot ausgehen läßt, es solle künftig kein Prädikat und kein Zeitwort mehr ohne den Beisatz „mit Gottes Hülfe“ gebraucht, es solle folglich stets gesagt werden: „mit Gottes Hülfe bin ich heute aufgestanden,“ „mit Gottes Hülfe hab' ich gefrühstückt,“ „mit Gottes Hülfe hat es geschneit,“ „mit Gottes Hülfe ist die Sonne untergegangen“ u. s. w.

Unmittelbar mit dieser Kategorie hängt eine andere zusammen, die wir Gehorsamsphraseologie nennen könnten. So buchstäblich wird nämlich in diesen Kreisen die Stelle Jak. 4, 13 ff. befolgt, daß die Menschen keines eigenen Entschlusses und keines Willensaktes mehr fähig zu sein scheinen. „Ich will,“ das ist ein in der Sprache des Pietismus, bezeichnend genug, gänzlich außer Gebrauch gekommenes, ein auf den Index gesetztes Wort. Statt dessen wird mit ziemlicher Gewissenhaftigkeit überall gesagt: „so der Herr will, werde ich,“ „der Herr hat mir befohlen, Dies und Jenes zu thun.“ „Der Herr Jesus hat für gut gefunden, mich nach Europa zu schicken,“ so schreibt z. B. Hebich, als ihm von der Basler Committee auf seinen eigenen Wunsch hin erlaubt worden, eine Gesundheitscur in Europa zu machen. „Ich will gehen, so der Herr mit mir geht,“ so meint ein anderer Missionar, als ihm die Pflicht auferlegt wird, irgend eine fremde Schule zu besuchen. „Obwohl es mir klar war,“ commentirt sauersüß ein Dritter einen unangenehmen Befehl, „obwohl es mir klar war, daß dies des Herrn Weg war, so ging mir diese Eröffnung sehr zu Herzen. . . . . .“

„Doch dem Herrn sei Dank, zu einem willigen, schenkte er mir auch ein freudiges Gehen [1]).“

Dieselbe fromme Resignation, nichts von sich, Alles von Gott zu erwarten, trägt gewöhnlich in sehr überschwenglicher Weise die Segnungsphraseologie zur Schau. „Möge der Herr seinen Segen geben!“ „Der Herr bekehre ihn!“ „Er errette ihn wie einen Brand aus dem Feuer,“ „Der Herr sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände,“ „Möge ihn der Herr stärken und erhalten in seiner Wahrheit und ihn mehr und mehr wachsen lassen in der Erkenntniß seiner Gnade und Weisheit!“ Solche und ähnliche Segenssprüche gehören an gewissen Ruhepunkten in jeden ordentlich abgefaßten Missionsbericht, ja kommen in manchem derselben unfehlbar am Ende jeder Erzählung und jedes längern Absatzes vor [2]).

Bei dem angeblichen Liebesprincip des Pietismus wird natürlich auch eine eigene Liebesphraseologie nicht fehlen dürfen, sowohl für Freunde als für Feinde. Was die erstern betrifft, so ist bekannt, welche große Rolle im Pietismus „der liebe Bruder im Herrn,“ „der theure Mann,“ „die inniggeliebte Schwester“ u. s. w. spielen, und wie geschickt sie mit solchen Titeln oft die unangenehmsten innern Streitigkeiten vor der Außenwelt zu verdecken wissen. Nicht uninteressant ist aber besonders ihre Sprache gegenüber ihren Gegnern, gewöhnlich aus christlicher Feindesliebe und pietistischer Empfindlichkeit aufs Salbungsvollste gemischt. „Es gelang dem Feind, an einigen Orten unter den Gemeinschaftsgliedern den Samen des Mißtrauens gegen uns, der Unzufriedenheit mit uns durch Verbreitung von

---

1) Jahresbericht von Basel 1860 p. 89, 107; 1859 p. 117; 1858 p. 87. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 259.

2) Heidenbote 1860 p. 90, 91, 100, 101, 107. Basler Jahresbericht 1858 p. 88. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 312; 1859 p. 92, 95, 103, 97 ff. 181 ff.



Mißverständnissen und sogar lügenhafter Gerüchte auszustreuen," so etwa wird auf wohlerlaubte Kritiken der Basler Mission geantwortet. „Der Herr ließ es uns indeß gelingen, theils die Quelle zu entdecken, aus welcher diese bittern Wasser flossen, theils" u. s. w. „All' ihr Bemühen ist mit Gottes Hülfe zu Schanden geworden." „Es gilt im Allgemeinen nicht für eine Empfehlung, ein Missionsfreund zu sein; von oben und unten wird man dafür ungnädig angesehen; wie die neusten Vorgänge beweisen, haben sie den Vater Beelzebub geheißen, warum sollten sie nicht auch seine Hausgenossen also heißen?" „Dem Teufel ist ein großer Schlag gegen uns gelungen, ... die Feinde triumphiren ..... ich aber will auf den Herrn schauen und den Gott meines Heils erwarten ..... meine Feindin wird es noch sehen müssen und mit Schanden bestehen, die jetzt zu mir sagt: wo ist der Herr, dein Gott? und meine Augen werden es sehen, daß sie dann wie Koth auf der Erde vertreten wird" (Micha 7, 7 ff.) u. s. w. [1])

Am widerlichsten von allen übrigen Arten ist aber wohl die Gebetsphraseologie. Jedes stille und laute Gebet, jeder Seufzer zu Gott, jede geistliche Betrachtung, jeder Psalmvers, an den etwa zufällig gedacht wird, das Alles wird vom Missionar aufs Genaueste notirt und nach Hause gemeldet zu öffentlichem Druck. In einem einzigen Briefe werden nicht selten 10 und mehr solcher stiller Andachtsübungen zu Handen einer gestrengen heimathlichen Committee aufgezählt, so daß man oft nicht weiß, was mehr bewundern, ob den unerhörten Gebetseifer dieser Herren oder das gute Gedächtniß, mit dem sie sich aller Aeußerungen desselben zu erinnern wissen. Besonders Josenhans, Hebich, Keller, Cordes und einige Andere leisten in solcher Vir-

1) Basler Jahresbericht 1860 p. 29, 80. Jahresfeier der Bibel- und Missionsgesellschaft in Bern 1858. Heidenbote 1856 p. 45. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1858 p. 251.

tuosität Anerkennenswerthes[1]). Bei aller Willigkeit aber, ihnen diese Anerkennung zu Theil werden zu lassen, fällt es einem Leser jener Berichte doch oft schwer, nicht an das schöne Sprüchlein Jesu, Matth. 6, 1 ff. oder an den katholischen Rosenkranz zu denken. An dieses Aufzählen der verrichteten Gebete richtet sich meist die Bitte um Fürbitte an den Leser und zwar dies in pietistischen Blättern so häufig und von allen Seiten, daß wenn es damit wirklich Ernst genommen würde, ein fleißiger Leser erbaulicher Zeitschriften einen nicht unbeträchtlichen Theil des Tages nur auf das Hersagen aller der seiner Fürbitte empfohlenen Namen verwenden müßte. Ja es kommt selbst vor, daß ein böser Bube, um der Strafe des Lehrers zu entgehen, diesen vor allen Mitschülern um seine Fürbitte angeht[2]). In welch entsetzliche Heuchelei wird da diese edelste und zarteste Pflanze christlichen Gemeinschaftsgefühls verwandelt!

Sehr bekannt ist endlich die pietistische Demuthsphraseologie. Daß Schreiber ein geringer, unwürdiger Mensch, ein verdammnißwürdiger, zur Hölle reifer Sünder sei, in nichts über andere Menschen erhaben und seiner Schuld sich aufs Tiefste bewußt, das können wir täglich lesen, und hielt namentlich Hebich

---

1) Ch. Miss. Int. 1857 p. 163. Heidenbote 1852 p. 4; 1854 p. 102. Miss.-Mag. 1853 II. p. 184; IV. p. 150, 151 ꝛc. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1858 p. 241—254, 313; 1859 p. 89, 90, 99 ꝛc.

2) Ch. Miss. Record 1854 p. 198. In Betreff der Fürbitten im Allgemeinen vgl. Heidenbote 1851 p. 112; 1839 p. 95, 98. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 248; 1859 p. 95.

Eine Spur freilich von jenem der Schule Hengstenberg's und Kliefoth's vorbehaltenen Gebrauch, den giftigsten Feindeshaß in salbungsvolle Fürbitten einzukleiden (vgl. außer der Ev. Kirchenzeitung namentlich die Akten der berüchtigten Gadebuscher Pastorenconferenz in Mecklenburg) — von diesem denkbar höchsten Exceß pharisäischer Heuchelei hab' ich in der ganzen Missionsliteratur — zu ihrer Ehre sei es gesagt — trotz aller Gebetsphraseologie eine Spur doch nicht gefunden.

für nöthig, seinen Zuhörern stets aufs Neue zu versichern. Namentlich aber ist unter ihnen beliebt, sich bei jeder Gelegenheit als „unnütze Knechte“ zu bezeichnen [1]). Nun ich denke, diese Schrift, welche von manchen derselben etwas Aehnliches behauptet, wird ihnen zugleich die beste Gelegenheit bieten zu beweisen, ob jene Demuthsbezeugungen aufrichtig, oder gleich den Reden alter Weiber waren, welche sich dem Seelsorger gegenüber beständig als arme und große Sünderinnen darstellen, aber sogleich mit erbostem Gesicht sich auf den Thron der Gerechtigkeit setzen, wenn jener mit diesem Bekenntnisse Ernst machen will [2]).

So weit über die Ausdrucksweise des Pietismus in den verschiedenen Lebensverhältnissen. Nehmen wir hiezu noch die nöthigen dogmatischen Loci (theilweise bereits im zweiten Kapitel dieser Schrift behandelt), so wie einige nationale Ingredienzen (wie z. B. bei den Engländern das unaufhörliche „the truth as it is in Jesus,“ „the unsearchable riches in Christ“ u. dgl., bei den Franzosen „la baume de Galaad, le doux sein de Jésus“, bei den Lutheranern „der königliche Weg der Wahrheit,“ „die unbefleckte Braut“ u. s. w.), so haben wir das Wörterbuch

1) Heidenbote 1859 p. 5. Basler Jahresbericht 1860 p. 35. Hamilton a. a. O. p. 239 ꝛc.

2) Unter allen Kirchenlehrern hat sich keiner so scharf und treffend über diesen „Hochmuth aus Demuth“ geäußert, wie Chrysostomus. So sagt er z. B. in der zweiten Homilie über den Brief an Philemon (Ed. Montf. Tom. XI. p. 783 A): „Höre und zittere; werde nicht hochmüthig auf deine Demuth! Lache nicht über das Gesagte, daß Demuth hochmüthig mache. Sie macht hochmüthig, wenn sie nicht ächter Art ist. Wie so? und auf welche Weise? Wenn sie um des Ruhms vor Menschen willen, nicht vor Gott geschieht, wenn um gelobt und geehrt zu werden. Das aber ist teuflisch. Viele nämlich sind stolz darauf, daß sie nicht stolz sind, viele sind hochmüthig, daß sie so demüthig sind u. s. f. Wenn du aber,“ so schließt Chrysostomus (p. 784 E), „durch Demuth in solchen Wahnsinn verfällst, thätest du besser, nicht demüthig zu sein.“ Der heilige Bernhard aber meint, „die in Pelzwerk gekleidete Demuth sei besser, als der Hochmuth in der Mönchskutte.“

des sog. „Jargon von Zion," das sich, wie wir sehen, ebenso durch große Gleichmäßigkeit wie mannigfache Anwendbarkeit auszeichnet, nach seinen Hauptklassen so ziemlich erschöpft.

An diesem Punkte angelangt, werden wir aber ohne Schwierigkeit uns schließlich ein Urtheil zu bilden vermögen über jenes Princip der Einzelbekehrung und des allgemeinen Priesterthums, wie es vom Pietismus besonders ausgebildet, den Ausgangspunkt unsrer gegenwärtigen Betrachtung bildet. Nicht mehr von außen nach innen, wie der kirchliche Grundsatz gelautet hat, sondern von innen nach außen, soll die Kirche Christi entstehen! Nicht die große Masse der Namenchristen, sondern die Summe der einzelnen sichtbar und fühlbar Bekehrten sollen die Gemeinde des Herrn bilden! Deßhalb soll auf den Einzelnen möglichst sorgfältig gewirkt, in ihm durch mächtige Gefühlserregungen und ängstliche Pflege des innern Lebens das allgemeine Priesterthum angebahnt und eine kleine, hellleuchtende, aus lauter Wiedergebornen bestehende Kirche inmitten dieser unheiligen, profanen gegründet werden. Wie bezaubernd, wie anklingend an die heiligsten Strebungen unseres Innern lautet dieser Grundsatz, wie berechtigt selbst in einer Zeit, wo jener erste Weg mit Einseitigkeit verfolgt wurde, ob dem Leben der Kirche das Leben der einzelnen Seele viel zu kurz kam! Schade nur, daß solche Losung von einem Standpunkt aus ertönte, auf dem sie zum direkten Gegentheil ihrer selbst führen mußte; schade, daß diese vertiefte Innerlichkeit aus einem so abstrakten Gegensatz gegen alles Aeußere und Objektive entsprang, daß sie weit entfernt, in dieses Letztere organisch überzuleiten, vielmehr in dasselbe, als ihr anderes Extrem, ganz mechanisch umschlagen mußte: das Gefühl in die Phrase, die Innerlichkeit in die widerlichste Aeußerlichkeit, das allgemeine Priesterthum aber — das ist die nothwendige weitere Consequenz — in beinahe so viel Sekten, als es einzelne Bekehrte gibt.

In der That, wie sollte ein Gefühlsleben, das sich zum

Leben der Außenwelt von vornherein in so ängstliche Spannung setzt, das sich zurückzieht in die enge Zelle des Herzens und allda seine köstlichsten Früchte in den bloßen Selbstreflex dieses Herzens, in die interessanten, so oder anders bestimmten, Empfindungen, die so oder anders formulirten frommen Phrasen verlegt, wie sollte ein solch schwächlich-sentimentales Zellenleben auf dem Ufer der äußern Welt jemals festen Fuß zu fassen, in ihr gesunde, kräftige Gestaltungen, eine lebendige, allumfassende Organisation hervorzubringen vermögen? Wie sollte es statt eines gemeinschaftbildenden, nicht vielmehr ein gemeinschaftauflösendes, allgemein zersetzendes Princip sein? Offenbar ist eine vernünftige Vermittlung zwischen den beiden entgegengesetzten Forderungen des subjektiven Einzel- und des objektiven Gemeindelebens von jedem Standpunkt des Dualismus aus schlechterdings unmöglich. Entweder bildet hier das Vehikel für die geforderte übernatürliche Bekehrung eine direkt aus dem Jenseits herniederschwebende Kirche — und dem Einzelnen kann nichts zukommen als schweigende Unterwerfung, selbstlose Einordnung in den himmlischen Organismus. Oder das Vehikel für die ersehnte wunderbare Wiedergeburt bildet das einzelne gläubige Herz — und die Kirche kann zusehen, welche Bedeutung ihr neben den tausend disparaten, alle Erleuchtung und Heiligkeit in sich selbst findenden Subjektlein auf Erden noch zukommen mag. Sehen wir den ersten Fall vorzugsweise im Katholicismus und der lutherischen Symbolkirche verwirklicht, so den zweiten im Pietismus und den zahllosen ihm verwandten Sekten. Das hier zur Anwendung kommende Princip der Einzelbekehrung kann so wenig zum Neubau der Kirche Christi, zur Verwirklichung eines allgemeinen Priesterthums führen, daß es vielmehr zum Krieg Aller gegen Alle, zur Auflösung jeder objektiven Gemeinschaft, zur Zersplitterung in so viel Sekten und Kirchlein führt, als es verschiedene Herzensstellungen und individuelle Wiederspiegelungen Christi in den einzelnen Erweckten

gibt. Statt auf festen unzerstörbaren Felsgrund ist hier die Kirche auf das Sandigste gebaut, was es gibt: auf die Inspirationen der einzelnen Heiligen, auf Gefühlserweckungen und Phrasen, in denen der alte Mensch meist eine größere Rolle als der neue spielt.

Hieraus erklären sich denn auch all' die anscheinenden Widersprüche, welche das Gemeindeleben in der pietistischen Mission uns darbietet. „Hier allgemeine Union der Kirche!" und siehe, nirgends befehden, bemitleiden, beneiden sich die verschiedenen Sekten in so gehässiger Weise wie auf diesem Felde. „Hier allgemeines Priesterthum," und nirgends auf der Erde finden wir eine so despotische und unbeschränkte Bevormundung der Laien durch ihre geistlichen Führer wie dort. „Hier Lösung der Kirchenfrage, hier Selbständigmachen der Gemeinden, Nationalkirchen," und nirgends tritt uns eine so betrübte Gemeindelosigkeit, ein so jämmerliches Auseinanderfallen des Ganzen in einzelne kleine Gemeindlein, eine solche Passivität der großen Masse gegenüber ihren Leitern entgegen, wie auf diesem Gebiet[1]). Trotz vieler einzelner Ansätze, trotz der jährlich

1) Vgl. über diese dem Pietismus wesentliche Zersplitterung der Kirche in die einzelnen gläubigen Subjekte Wiggers a. a. O. I. p. 33: Daß einzelne Gesellschaften (methodistische, schottische, presbyterianische, lutherische u. a.) nach dem Ausbau heidnischer Nationalkirchen streben, und daß namentlich in finanzieller Beziehung ein Selbständigwerden der farbigen Gemeinden den Missionskassen erwünscht sein muß, kann nicht geläugnet werden. Namentlich hat die große Missionsconferenz in Liverpool nach dieser Seite hin manch frommem Wunsche Ausdruck gegeben (siehe Liverp. Conf. p. 279, 284, 305, 310). Allein theils ist es eben bei frommen Wünschen, theils bei ganz vereinzelten und schattenhaften Anfängen geblieben, und selbst wo wirkliche Gemeindeorganisation, Collegien von Kirchenältesten u. dergl. eingeführt wurden, läuft die Selbständigkeit der Gemeinden ihren Vormündern gegenüber, bei Lichte besehen, meist auf leeren Schein hinaus. Was aber die Hauptsache wäre: Verbindung der verschiedenen bekehrten Sekten und Gemeindlein zu großen Landeskirchen muß nach dem ganzen pietistischen Bekehrungswesen von vornherein als eine Unmöglichkeit

gefaßten Beschlüsse und an jeder Missionsconferenz wiederholten Gelübde ist von wirklicher Gemeindebildung, von umfassender, einheitlicher Organisation, von mehr als scheinbarer Emancipation der heidenchristlichen Gemeinden auf der großen Mehrzahl der Missionsgebiete keine Rede,. und kann es so lange nicht sein, als die äußere Mission in den Händen des Pietismus bleibt, als sie ausgeht von einer Bekehrungsweise, deren Princip Flucht aus der Wirklichkeit, sentimentale Phraseologie, sektirerische Zersplitterung heißt.

Hiermit aber hat sich uns das Princip des Pietismus sammt seinen nächsten Consequenzen vollständig enthüllt. Mit dem orthodoxen Dogmatismus auf der gleichen theoretischen Grundlage stehend, unterscheidet er sich von ihm nur dadurch, daß er dessen Dualismus aus dem abstrakten Wissen nach seinem

---

erklärt werden, an deren Verwirklichung von keiner Seite gedacht wird. Was überhaupt vom pietistischen Standpunkt aus das Wort „allgemeine Priesterschaft" zu bedeuten haben kann, mag uns die ausdrückliche Erklärung Hoffmann's andeuten, daß die Laien wohl Missionare sein, aber nicht in die Synoden sitzen sollen (!) (Miss.-Fragen I. p. 260), sowie jene zunächst zwar nur individuelle, aber immerhin bezeichnende Herzensergießung eines Missionars, der seine Stelle an einen eingebornen Katecheten abtreten sollte und darauf Folgendes schreibt: „Auf der Generalconferenz wurde geäußert: Tschombala könnte mit der Zeit wohl einem eingebornen Katechisten übergeben werden, und der Missionar könnte weiter ziehen. — Nun, weiter ziehen kann ich, wann und wohin mich der Herr sendet; aber Tschombala in den Händen eines eingebornen Katechisten! — das ist ein Gedanke, den ich schwer ertragen kann. Es ist mir dabei etwa zu Muthe, wie einem Baumeister, der voraussieht, daß das Haus, an dem er arbeitet, nach kurzer Zeit zusammenstürzen wird. Es ist mir noch nie Lieblosigkeit oder Geringschätzung unsrer Katechisten zum Vorwurf gemacht worden, wohl aber das Gegentheil. Aber so lieb habe ich keinen Hindu, sei er wer er wolle, und komme er von wannen er wolle, daß ich ihm meine Arbeit, die Arbeit so vieler Gebete und Kämpfe, und ich darf wohl auch sagen Thränen, überlassen möchte." Heidenbote 1853 p. 7. Wie soll, wo solch geistlicher Hochmuth nicht sein Ende gefunden, allgemeines Priesterthum seinen Anfang nehmen?

Vorgeben in die Praxis, ins Leben, in Wahrheit aber nur in ein erregtes, sogenanntes „erwecktes“ Gefühlsleben verpflanzt. Dies die Glaubensinnigkeit, die Wärme, die sogenannte Lebendigkeit, dies das schon oft bemerkte Hinausstreben des Pietismus über seine eigene dualistische Grundlage. Allein Dualismus ist Dualismus und im Kopf nicht aufgehoben, kann er trotz alles Polemisirens gegen „todte Orthodoxie“ auch im Herzen nicht seine Aufhebung, sondern nur seine Bekräftigung, ja, je mehr er sich dagegen sträubt, nur seine letzte Consequenz ad absurdum finden. Welches ist aber diese Consequenz? Wie wir gesehen: die Aeußerlichkeit, der Tod. Denn Dualismus ist seinem Wesen nach Auseinanderreißen des Zusammengehörigen, Verfestigung blos fließender, sich selbst aufhebender Gegensätze zu ewigen, metaphysischen. Alles Verharren aber in solch abstrakten Gegensätzen führt unvermeidlich zur Aeußerlichkeit und zum Tod, im geistigen wie im physischen Leben. Der Poet, der im Bewußtsein seiner ganz eigenartigen, nie dagewesenen Empfindungen sich in einsame Höhen über die Wirklichkeit hochmüthig emporträumt, wird allmälig ein unerträglicher Manierist. Der Philosoph, der es verschmäht, im lebendigen Contakt mit der Außenwelt seine Gedanken fortwährend abzuklären und zu vertiefen, wird ein leerer Formalist; der Junker, der im Stolz auf die vermeintlichen Vorzüge seiner Geburt und seiner distinguirten Manieren sich über die übrigen Klassen der Gesellschaft und über die sittliche Arbeit seiner Zeit vornehm meint erheben zu dürfen, wird ein lächerlicher Don Quixote. Theologen aber, die die Religion nur im Gegensatz zum concreten Leben der Welt aufzufassen wissen, veräußerlichen und erstarren sie zu todtem Formen- und Gewohnheitswesen. Fromme endlich, die zum Organ solcher weltfeindlichen Religion, statt des äußern Werks oder kalten Verstandes das Gefühl wählen, gelangen auf anderem Wege gerade zum nämlichen Ziel. Sie enden früher oder später in der Aeußerlichkeit wenn nicht förmlicher Verrücktheit, religiöser (und damit

correspondirender sexueller) Manie[1]), doch der künstlich fabricirten Gefühle, der Phrasen und frommen Manier, geistlichen Hochmuths und antikirchlichen Sektenwesens. Wie deutlich ist uns diese Wahrheit am Beispiel der äußern Mission entgegengetreten! In der That, welch höhere Stufe von geisttödtendem Mechanismus läßt sich nach den geschilderten Bekehrungsweisen überhaupt noch erklimmen, welch heidnischer Hokuspokus, welch buddhistisches Rosenkranzbeten kann neben demselben nicht seine Rechtfertigung finden? Welch schlimmere kirchliche Veräußerlichung aber ist denkbar als jene allgemeine Zersplitterung und atomische Auflösung, welche auf dem Boden vulkanischer Gefühlseruptionen ihre eintägigen finstern Tempelchen baut?

Und das sind die letzten Ausläufer, die äußerlichsten, aber nothwendigen Consequenzen einer Richtung, die ursprünglich aufrichtig nach Gott rief, die von heiliger Angst getrieben, aus den Sklavenfesseln todten Buchstabenglaubens emporstrebte nach einer Religion des Friedens, der Versöhnung, der Freiheit, innerlich lebendiger Gemeinschaft mit Gott! Und das die Folgen! das — nach eigenem hundertfachen Geständniß des Pietismus — die köstlichsten Früchte all' seines Strebens und Betens, das der sichtbare Beweis einer neuen Ausgießung des heiligen Geistes über die Gemeinde! Das ist vielmehr das Gericht, das offenbare verdammende Gericht, das Gott selbst über die faule Religion dieses Geschlechts ergehen läßt, das letzte fieberhafte Erzittern der Nacht, durch das ein neuer Tag sich siegend die Bahn bricht.

„Was sucht Ihr den Lebendigen bei den Todten?“ So erscholl es einst am Grabe des Göttlichen, und so erschallt es laut wieder in diesen Tagen. Was sucht ihr Ihn, der die Einheit, das Leben, die Versöhnung in sich selber ist, in diesem alten langen Zwiespalt zwischen Leben und Tod, Himmel

1) Vgl. über die erschreckende jährliche Zunahme solcher Krankheitsformen die statistischen Tabellen jedes Irrenhauses.



und Erde, in einem durch Sklavensinn entgötterten Diesseits, in einem durch Sündenschuld in weite Ferne gerückten Jenseits? Festgebannt in diesen Zauberkreis, ist die Welt ein Grab, ihr Erlöser eine Leiche, seid ihr selbst dem Tod verfallene Schatten. Und vergebens sind die Formeln und Zaubersprüche, vergebens das Ach und Weh, das ihr seufzend hinabruft in die Behausung des Todes zu euren Füßen, vergebens die Spezereien eurer künstlich bereiteten Gefühle und die Salben eurer fein duftenden Redensarten. Mit all' dem ruft ihr Ihn, den ihr selbst gemordet durch eure Buchstabenwuth, nicht ins Leben, höchstens zu einem kurzen, krampfhaft aufzuckenden, galvanisirten Scheinleben zurück. Aber hebet eure Blicke über die finstere Kluft zwischen zwei wesenlosen Sinnenwelten empor in das unmittelbar gegenwärtige, einzig wahrhafte Reich des Geistes, und ihr werdet verwirklicht finden, was ihr träumend bisher gesucht: den Erlöser selbst, siegend dahinschreitend über Leben und Tod, über ihm sich wölbend einen neuen Himmel und unter ihm grünend eine neue Erde, Gerechtigkeit und Friede entsprossend einem jeden seiner Tritte, Alles lachend und jubelnd, hindeutend auf offene Gräber: „Er ist nicht hier, Er ist auferstanden.“

Nein, — dessen haben wir uns überzeugt — Er ist nicht hier, nicht in der orthodoxen Formel, nicht im pietistischen Gefühls- und Phrasenwerk, am allerwenigsten aber — so werden wir ferner sehen — in der pietistischen Gerechtigkeit.

Fünftes Kapitel.

Die Weltflucht und der Weltdienst.

Wenn wir uns nunmehr anschicken, nach dem Wort des Herrn „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ die ethischen

Grundsätze des Pietismus einer nähern Untersuchung zu unterwerfen, so mag man sich billig wundern, wie von solchen überhaupt die Rede sein könne. Eine Richtung, die den Hauptaccent auf das Gefühl, auf das selbstgefällige Bewundern gewisser innerer Zustände legt, eine dogmatische Anschauungsweise, welche, jener pathologischen entsprechend, ob der Lehre der Rechtfertigung und Vergebung diejenige der Heiligung in dem Maaße außer Acht setzt, wie wir oben gesehen: wie soll von derselben eine ausgesprochene ethische Tendenz, ein Antrieb zu kräftigem sittlichen Handeln irgend erwartet werden? In der That ist der Vorwurf katholischer Polemiker, daß dem orthodoxen Protestantismus im Allgemeinen, dem Pietismus und Methodismus ins besondere, eine antinomistische d. h. gesetzes- und sittenfeindliche Tendenz tief innewohne, leider nicht zu widerlegen [1]). Von dem Lutherthum namentlich, sowie manchen Sekten, besonders dem Methodismus, Anabaptismus u. s. w., liegt dies offen genug zu Tage, und wie selbst im Munde eines Spener und Lange die starke Betonung der „Heiligung" und des „praktischen Christenthums" viel weniger auf wirklich sittliches Handeln, als vielmehr auf ein bloßes pathologisches Accompagnement der langweilig gewordenen orthodoxen Melodie abzweckte, ist uns ebenfalls bereits oben deutlich geworden. Nichtsdestoweniger kann auf so einseitig subjektivem Standpunkt nicht stehen geblieben werden. Die Consequenzen des Antinomismus sind oft genug in solch' schreckenerregender Weise zu Tage getreten [2]) und der Uebergang in sittliches Handeln ist jeder religiösen Richtung zu ihrem Bestande so

---

1) Was selbst Auberlen zugibt in seinem neuesten Werke „die göttliche Offenbarung" I. p. 179 ff. 182.

2) Vgl. besonders die Polemik des edlen Methodisten Fletcher gegen die Extravaganzen seiner eigenen Partei in Checks to antinomisme etc. und Möhler a. a. O.

wesentlich, daß selbst der Pietismus im bloßen Gefühle sein ausschließliches Leben nicht finden kann.

Wie er daher trotz alles Deklamirens gegen todten Dogmatismus einer Dogmatik, so kann er trotz alles Eiferns gegen eigene Gerechtigkeit einer Ethik nicht entbehren. Wie aber eine solche von seinem Standpunkt aus construiren? Offenbar nicht auf immanente Weise, d. h. von innen heraus, durch gedankenmäßige Entwickelung des christlich bestimmten Selbstbewußtseins. Denn bei allem Subjektivismus, der diese Richtung charakterisirt, findet sich doch das religiöse Subjekt von seinem göttlichen Inhalt durch die schon oft erwähnte, von der Orthodoxie überkommene dualistische Kluft streng geschieden. Wie daher der Pietismus in der Theologie trotz seines „lebendigen" Christenthums stets wieder in transcendenten Dogmatismus, so fällt er in der Praxis trotz seiner „evangelischen Freiheit", seiner antinomistischen Tendenz u. s. w. stets wieder in mönchisch-gesetzliche Askese zurück. Diese ist es denn auch, welche als das eigentliche Grundprincip seiner ganzen Sittlichkeit zu betrachten ist: hier wie überall, in seinen ethischen Grundsätzen gleichwie in seiner Glaubenslehre, seiner Bekehrungsweise, seinem innern Leben ein schroffer — nur subjektiv gewandter, verinnerlichter, gefühlsmäßig dekorirter — Dualismus. Dieser nach seiner Erscheinung und nach seinen schließlichen Folgen mag denn auch den leitenden Gesichtspunkt bilden für die folgende Untersuchung.

Daß in der That eine mönchisch-asketische Weltanschauung, eine finstere Weltflucht es ist, welche als rother Faden sich durch alle sittliche Bethätigung des Pietismus, namentlich auch auf dem Gebiete der Mission hindurchzieht: das liegt so offen zu Tage und fließt mit so strenger Nothwendigkeit aus den übrigen oben entwickelten Principien dieser Richtung, daß, es näher beweisen zu wollen, als etwas höchst Ueberflüssiges erscheinen mag. Jeder Traktat, jede Nummer einer Missionszeitung entwickelt nicht sowohl jenen Grundsatz, als setzt ihn für jeden Gläubigen als einen

absolut selbstverständlichen voraus. All' die tausend Bekehrungsgeschichten namentlich, welche uns von berühmten Missionaren oder getauften Heiden erzählt werden, sind ihrem ganzen Geist nach so lebendige übereinstimmende Verkörperungen jenes Princips, daß wir mehr auf sie hinweisen, als auch nur durch eine kleine Auswahl derselben die Geduld unserer Leser ermüden zu dürfen glauben. Wie dieser oder jener große Sünder durch einen plötzlichen Eindruck, eine Krankheit, eine überstandene Lebensgefahr, eine angehörte Predigt aus einem Saulus ein Paulus geworden, und wie als Frucht seiner Bekehrung aus dem alten Menschen nicht etwa ein guter Hausvater, ein liebenswerther Nachbar, ein aufopfernder, gemeinnütziger Bürger, sondern ein tiefer Weltschmerz, ein sehnendes Verlangen nach Auflösung, eine absolute Verachtung aller geselligen Freuden (sogen. „weltlichen Lüste"), ein gänzliches Wegwerfen aller rein menschlichen Bestrebungen und irdischen Interessen, eine fortwährende Beschäftigung nur mit Wort Gottes und Gebet oder gar das höchste aller Ideale — ein Londoner Straßenprediger oder Missionar und endlich ein erbauliches Todtenbette hervorgegangen sei, das bildet ja den stereotypen Inhalt der ersten wie der letzten aller jener Erzählungen. Aber auch sonst begegnen wir derselben Anschauungsweise in den Missionsblättern sehr häufig. Aeußerungen wie: „Die Missionare müssen schnurstracks unverwandt auf den Herrn schauen und von allem Weltlichen, Menschlichen mehr und mehr absehen lernen[1]," „Bruder Schatz ist jetzt daran, alle Dörfer zu besuchen, in denen Brüder wohnen, um sie zu stärken, zu vermahnen, zu sondern und abzuscheiden von allen weltlichen Verbindungen[2]," „Ein schlimmes Zeichen von Esau war's, daß er von der väterlichen Sitte abwich, um Jäger zu werden[3]" 2c., solche und ähnliche Aeußerungen sind in den Mis-

1) Christl. Volksbote 1854 p. 302.

2) Biene auf dem Missionsfeld 1854 p. 50.

3) Volksbote 1854 p. 207.

sionsblättern nichts Seltenes. Als besonders charakteristisch aber mag folgende längere Auslassung des Heidenboten hier eine Stelle finden:

„Alles, was Fleisch ist, das entwickelt sich schnell, oft überraschend schnell und meist zugleich in blendendem Glanze. Man betrachte nur die Geschichte des Geschlechts Kain, dieser von Gott abgefallenen Fleischesmenschen — wie glänzend und wie rasch entfaltet sich ihre weltliche Pracht, Schönheit und Herrlichkeit! Schon in der sechsten Generation ist es dem Geschlechte Kain's gelungen, die glänzendsten Blüthen der Kunst und der Geschicklichkeit zu Tage zu fördern. Da erfindet Jubal die Zither und die Flöte, und von nun an tönt bei den Kainiten Stadt und Land, Berg und Thal von reizendem, sinnberauschendem Spiel und Gesang; die Schmerzen des Lebens und die Stimmen des Gewissens werden mit dem Zauber der neuen Kunst zum Schweigen gebracht. Jubal's Bruder, Thubalkain, bleibt an Kunstsinn und Erfindungsgabe nicht hinter jenem zurück; ja seine Hütte ist die Geburtsstätte noch wichtigerer Erfindungen. Da wird das Eisenerz geschmolzen, der Hammer erfunden, das Eisen geschmiedet; und siehe aus seiner kunstreichen Werkstätte geht hervor der Pflug und die Axt, der Speer und das Schwert! Was fehlt jetzt dem Geschlecht Kain's noch zu seiner Größe und Herrlichkeit? Der Vater dieser berühmten Erfinder, der von solchem Ruhm trunkene Lamech, wiegt und hebt voll Entzückens ein Schwert aus seines Sohnes Werkstatt und ruft, dem ewigen und allmächtigen Gott selbst trotzend, mit toller Lästerung aus: „Kain soll sieben Mal gerochen werden, Lamech aber siebenundsiebenzig Mal!“ — als wollte er sagen: Gott hat meinem Ahnherrn seinen Schutz zugesagt, daß ihn Niemand um seines Brudermordes willen tödten dürfe: was bedarf ich seines Schutzes? Da ist ein Eisenschwert in meiner Faust, ich bin mein eigener Hüter und Rächer, ich bedarf fremden Schutzes nicht mehr! Und so blühet Kain's Geschlecht in Macht und Kraft, in Kunst und Schöne, in

Trotz und Uebermuth, eine rasch und glänzend aufgeschossene Pflanze!"

„Und wie steht's mittlerweile mit der heiligen Linie Seth's? Ach, diese Kinder Gottes, die da festhalten an der tröstlichen Verheißung vom Weibessamen, wissen nichts von irdischer Pracht, Kunst und Hoheit, da geht Alles stille, ernst, gering, fast traurig zu. Während man in Kain's Städten den Jubel des Trotzes und der Industrie, einen Triumph um den andern feiert, vernimmt man hier nichts als die strenge und ernste Predigt eines Henoch: „Siehe, der Herr kommt, Gericht zu halten über Alle und zu strafen alle ihre Gottlosen" (Jud. 14, 15), oder man hört die Stimme des Gebets bei den Altären Jehovah's, oder das hoffende Seufzen eines Vaters bei der Geburt seines Sohnes: „Dieser wird uns trösten in unsrer Mühe und Arbeit auf Erden, die der Herr verflucht hat." — Und während später aus Ham's gottlosem Geschlecht ein Nimrod das erste Weltreich zu Babel gründete, wandern die Auserwählten Gottes, ein Abraham und seine Nachkommen als Fremdlinge einsam und unter viel Trauer und Entsagung in den Triften Kanaans umher [1])."

Wie äußerst bezeichnend sind diese Worte für die ganze sittliche Richtung des Pietismus! Kunstsinn und Geschicklichkeit, Gesang und Musik, Handwerke und Ackerbau, sogar die Gründung von Staaten sind Merkmale des Fleischesmenschen. Charakterzeichen des Frommen dagegen ist die strenge Predigt vom baldigen Gericht, „seufzendes Hoffen, einsames Wandern, trauernde Entsagung!"

Selbstverständlich kann aber solche Weltanschauung nicht ohne Einfluß auf die praktische Einwirkung der Missionare auf ihre Convertiten und auf das Verhältniß dieser zu der ganzen sie umgebenden sittlichen Welt bleiben. In der That tritt die Folge jener geschilderten dualistischen Lebensrichtung in nichts so deut-

1) Heidenbote 1853 p. 1 u. 2.

lich hervor wie in der systematischen Entnationalisirung, welche mit der christlichen Erziehung auf allen Missionsgebieten Hand in Hand geht. Ist das Heidenthum nichts als Satans Wirkung, sind selbst Kunst, Industie u. dgl. Erzeugnisse Kainitischer Fleischlichkeit, ist überhaupt göttlich berechtigt nichts auf der Welt als das specifisch Religiöse in der Form und der sittlichen Gestalt, wie sie die Missionare fix und fertig in ihrem Kopfe aus Europa mit nach Indien oder China tragen: so läßt sich leicht ermessen, welche Würdigung von solchem Standpunkt aus all' jene nationalen Gewohnheiten, Strebungen, Sympathien werden zu gewärtigen haben, welche der Sittlichkeit und Religion in jedem Lande die bestimmte Haltung geben. Es ist klar, daß von jenem puritanisch-pietistischen Standpunkt aus eine Heiligung des Natürlichen und Nationalen durch das Christenthum (wie solche namentlich die römische Kirche stets mit so bewundernswerthem Erfolge angestrebt hat[1]) nur als Abfall von der Wahrheit erscheinen kann. Und so sehen wir denn jene Convertiten — so fern wenigstens der Einfluß der Missionare mehr als bloßer Schein bleibt — gleich armen entwurzelten Pflänzchen gewaltsam ihrem Mutterboden entrissen, den Leiden und Freuden, den nationalen Bestrebungen, der Literatur und Bildung, oft bis auf die Sprache ihres Volkes entfremdet und gleich Mönchen für ein religiöses Leben erzogen, dem jede objektive sittliche und natürliche Basis fehlt. Welch' ungesunde Früchte aus solcher Erziehung hervorgehen müssen, welch' schädlichen Einfluß dieselbe nicht nur auf das sittliche Leben, sondern selbst auf die physische Existenz bekehrter Völker[2]) äußern muß, ist einleuchtend. Diese

1) Vgl. namentlich die weisen und gut berechneten Rathschläge, die Papst Gregor I. seinen Benediktinischen Missionaren mitgab, in Epist. XI, 76 (bei Baur, K.-Gesch. II. p. 6).

2) Ausland 1862 Nr. 44 u. 45 „Ueber die Ursachen des materiellen Zurückgehens der Grönländer" p. 1052 f., 1075 f.; ferner 1863 Nr. 34. Hochstetter's Neuseeland, die Südinseln und Rückblicke ꝛc. p. 810.



Uebelstände sind so schreiend, daß sie selbst in der Mitte der in Liverpool versammelten Missionare starker Rüge nicht entgangen sind [1]).

Es stimmt aber dieses Alles offenbar aufs Vollständigste mit der ganzen Art und Weise zusammen, wie sich diese Richtung auch bei uns in europäischen Landen zu den sittlichen Gestaltungen des Lebens verhält. Eine strenge Scheidung zwischen Göttlichem und Weltlichem, eine Beschränkung des Reiches Gottes auf das enge Gebiet des specifisch Religiösen, eine unbedingte Verwerfung alles dessen, was sich nicht als bloßes, an sich zweckloses Mittel unter jenen höchsten Zweck subsumiren läßt: das bildet den allgemeinen Lebensboden, von dem die Thätigkeit des Pietismus ausgeht. Von hier aus wird nicht nur das sittlich Gleichgültige und Indifferente — insofern allerdings Unsittliche — sondern auch alles rein Sittliche, insofern es sich zum Religiösen nicht in direkten handgreiflichen Bezug bringen läßt, schlechterdings als „ungöttlich,“ „weltlich,“ „sündlich“ verdammt. Von dieser Grundlage aus wird aller Fortschritt auf dem Gebiet der Industrie und der technischen Wissenschaften schlechthin Materialismus geheißen [2]), von dieser Grundlage aus alles Streben der Völker nach bürgerlicher Freiheit und nationaler Selbständigkeit als bloße Regungen des emancipationssüchtigen Fleisches beurtheilt [3]), die Politik überhaupt entweder als etwas dem Christen

---

1) Liverp. Conf. p. 122 f.

2) Kapf, die Zukunft des Herrn p. 93. Christenbote, Vorwort zum J. 1836, beides citirt von Märklin a. a. O. p. 193 ff., ferner Heidenbote (s. unten) 1853 p. 1 ff.

3) Vgl. die Krummacher'sche Adresse an den König und sonstige ähnliche Manifestationen preußischer Pastoren, ferner namentlich die fortlaufenden Betrachtungen frommer Blätter über politische Zeitereignisse, z. B. Basler Volksbote 1847 (Sonderbund); 1848 p. 54, 98, 133, 170, 185, 210, 258, 329, 359; 1852 (Sylvesterbetrachtungen); 1853 p. 25 ff. rc.

Fremdes erklärt, oder ausdrücklich nur als reaktionäre gebilligt [1]). Die Ehe ist für einen Gläubigen höheren Grades, wenn auch nicht geradezu verboten, doch besser zu unterlassen [2]). Die Wissenschaft ist nur berechtigt, insofern sie sich durch fortwährende äußere Beziehungen auf den letzten Zweck alles Seins, durch moralische Betrachtungen, biblische Citate u. s. w. als Magd der Religion ausweist [3]). Die Erziehung ist in dem Maaße eine christliche, als sie für sogenannte „weltliche" Fächer wenig, für sogenannte „religiöse" dagegen, d. h. für Katechismus, Auswendiglernen von Sprüchen, asketische Uebungen u. dgl. viel Zeit in Anspruch nimmt [4]). Kunst und Poesie sind heidnische Zaubereien, Verfeinerungen des Fleisches, schlechthinige Feindschaft gegen die Bibel [5]). Tanz und Spiel aber, Geselligkeit und Theater, Schmuck und Grazie des Lebens, Alles, was etwa ein Schleier-

---

1) Märklin a. a. O. p. 203 Anm. (Christenbote 1838 p. 10). Hundeshagen a. a. O. p. 511 ff. 2c.

2) Mich. Hahn's Werke Bd. 11. p. 486, cit. ebenfalls bei Märklin p. 206. Anders freilich Spener, Harleß u. A.

3) „Ueber die Nothwendigkeit der Gründung eines christlichen Gymnasiums in der Schweiz" p. 10, 14 2c. Dr. Eyth, Klassiker und Bibel, vgl. Märklin p. 203.

4) Vgl. Zeller (von Beuggen), Lehren der Erfahrung (1. Ausgabe) II, 58: „Um des Wortes Gottes willen ist es allein ewig der Mühe werth, lesen zu lernen. Um seinetwillen sind und werden die meisten Schulen gestiftet und veranlaßt in der ganzen Welt. Um seinetwillen bestehen sie 2c." Vgl. ferner p. 76 ff., 78 ff., 169 ff., wo überall die Religion nicht nur als der Geist, der Alles durchdringen, sondern als der Stoff, der Alles (selbst Sprachlehre, Aufsatzübungen, Erdbeschreibung u. s. w.) ausfüllen soll, hingestellt wird. In mancher Beziehung ganz ähnlich Raumer in seiner Mädchenerziehungslehre. Umgekehrt wünscht Rothe (Ethik III. p. 763) für die Kinder lauter recht innig fromme Lehrer, aber recht wenig Religionsunterricht.

5) Votum von Pastor Kraft am Kirchentage zu Barmen. Darmstädter allg. Kirchenzeitung 1860 Nr. 91.

macher unter der äußern Sphäre des darstellenden Handelns oder ein Rothe unter den Socialpflichten im engern Sinn begreift, gehört zur offenbaren pompa diaboli[1]). Selbst die Natur, dieser leuchtende Spiegel Gottes für jede fromme Betrachtung, gilt dieser Richtung vielfach als unter einem finstern Fluche Gottes liegend[2]). Daß aber namentlich nach dieser Seite hin der Pietismus nicht erst später, wie oft behauptet wird, ausartete, sondern schon in einem Spener, Francke, Lange, Wesley u. s. w. seine principielle Begründung erhielt, kann eben so wenig geleugnet werden, als daß dieselbe weltfeindliche Tendenz, als Montanismus, Donatismus u. s. f., von je durch die angesehensten Kirchenlehrer ist bekämpft worden[3]).

Wenn man aber, wie oft geschieht, von solchem Gesichtspunkt aus den Pietismus mit dem katholischen Mönchsthum vergleichen will, so bemerke man wohl, daß der erstere nicht etwa als eine Milderung, wie man vielleicht glauben möchte, sondern ohne Widerrede als eine bedeutende Verschärfung des letztern zu betrachten ist. Denn verbindet auch beide Erscheinungen der gemeinsame Charakter der Weltflucht, so unterscheiden sie sich doch durch eine ganz verschiedenartige Ausprägung desselben. Der Katholicismus vertritt in Vergleich mit dem Protestantismus die Seite der Objektivität. Alles in ihm, Gutes wie Schlimmes, erhält damit einen mehr äußerlichen, augenfälligen, aber damit auch einen mehr naiven, harmlosen Charakter. So sein Princip

1) „Worte eines Christen" p. 36 Vgl. Märklin a. a. O., ferner die vielen in diesem Sinn gehaltenen pietistischen Traktate und Predigten.

2) „Die Entstehung des Heidenthums und die Aufgabe der Heidenmission" von Dr. Fabri, Missionsinspektor, p. 25 ff.

3) Man denke z. B. an Spener's Aeußerungen über den Tanz (theol. Bedenken II. p. 484—503 und sonst häufig), ferner sein Verhalten gegenüber den Leipziger Excessen seiner Anhänger sowie den ganzen Streit über die sogenannte adiaphora. Hoßbach a. a. O. II. p. 187 ff., endlich an das ganze finsterasketische Treiben eines Wesley und Whitefield. Krummacher a. a. O.

der Weltverachtung. Scheinbar viel entschiedener als im Protestantismus durchgeführt (Klosterzellen, Einsiedeleien, Bußübungen, Kutte, Cölibat 2c. 2c.), ist es vielmehr nur abgeschwächt. Denn es geht weder in die Tiefe, noch weniger erstreckt es sich auf die Allgemeinheit der Gläubigen. Ein eigener Stand wird bestellt, um jene Pflicht der Weltentsagung für alle übrigen Kirchenglieder zu übernehmen, denen dann um so unbedenklicher alle Vergnügungen der Welt und aller Rausch des Lebens von der Kirche nachgesehen wird. Selbst jenem geweihten Stande wird die Askese ziemlich leicht gemacht, da sie nicht sowohl in das ganze innere und äußere Leben, als vielmehr nur in einzelne Werke und Entsagungen gesetzt wird. Gegenüber der Masse der Weltbürger aber ist sein Verhältniß ein um so unbefangeneres und toleranteres, je mehr die ihm zukommende besondere Heiligkeit nicht sowohl als besondere Merkwürdigkeit an der einzelnen Person, denn vielmehr als selbstverständliche Eigenschaft an dem ganzen Stande haftet. Ganz anders die protestantische Askese oder der Pietismus. Dem Charakter der Confession gemäß gewinnt hier die Weltflucht ein viel ernsteres, entschiedeneres, anspruchsvolleres, weil subjektiveres Gepräge. Da ist es nicht ein einzelner Stand, dem das Abthun dieser Pflicht für alle andern zukommt, sondern da soll jeder Gläubige, wie ein Priester, so auch ein Heiliger und ächter Mönch sein. Und da sind es nicht einzelne Werke, wie Vigilien, Kasteiungen, Cölibat, worauf jenes allgemein verbindliche Mönchsthum beschränkt wird; sondern Alles, was Lust der Welt heißt, Spiel und Tanz, Theater, gesellige Vergnügen, Kunst u. s. w., das ist Allen und Jeden Sünde; eine fortwährende innere Kasteiung dagegen, „seufzendes Hoffen, einsames Wandern, trauernde Entsagung" das ist für Alle und jeden Einzelnen unerläßliche Pflicht und entscheidendes christliches Kennzeichen. Da nun aber die Allerwenigsten dieser Pflicht genügen, die Allermeisten vielmehr durch offenbares Weltleben sich als Unchristen, als Ungläubige, als Kinder Kain's kenn-

zeichnen, so wird dadurch der Glorienschein auf dem Haupte der wenigen getreu gebliebenen Semskinder ein um so glänzenderer, das Verhältniß zwischen den beiden Linien aber aus dem unbefangenen, welches zwischen katholischen Laien und Mönchen herrscht, das gespannte, gereizte, fanatische zweier feindlicher, auf Leben und Tod sich bekämpfender Volksracen. Wir sehen somit auch von diesem Gesichtspunkt aus, wie der Pietismus im löblichen Bestreben, das Christenthum durch Eintauchen in die subjektive Tiefe des Gefühls geistiger, lebendiger zu machen, es seiner dogmatischen Transcendenz, seines harten Dualismus zu entkleiden, im Gegentheil diesen, weil theoretisch vorausgesetzt, praktisch nur geschärft, den Gegensatz, indem er ihn zu überwinden gesucht, zum grellen, unerträglichen Widerspruch gesteigert hat.

Doch verfolgen wir diese Richtung weiter auf dem Felde der äußern Mission. Es ist klar, daß, wo eine solche Geringschätzung von Bildung und Cultur ist, wie wir sie oben bei den Missionaren gefunden, die Folgen hievon sich vor Allem in der eigenen Bildung, in der weltlichen wie theologischen Ausrüstung derselben bemerklich machen müssen. Wenn alle weltliche Wissenschaft in sich selbst nichtig und nur als untergeordnetes Mittel der Religion von einigem Werth ist, wie kann man sich mit wirklicher Liebe und selbstloser Hingebung in ihre Tiefen versenken? Wenn aber weltliche Bildung vernachlässigt wird, wie kann da von theologischer die Rede sein? Man denke sich einmal eine Theologie, die sich von dem geistigen Boden dieser Welt, von Kunst und Wissenschaft, von Philologie und Philosophie, von Geschichts- und Menschenstudien losgerissen hat, hochmüthig auf alle diese „Weltdinge“ herabschaut und ihren ganzen Lebensinhalt nach Spener[1]) nur „aus der Bibel und dem heiligen Geiste“ d. h. aus dem Buchstaben jener und aus gewissen innern für heilig gehaltenen Empfindungen schöpft? Was für ein

1) Theol. Bedenken I. p. 329.

Gewächse wird das geben? Eine Theologie, die noch diesen Namen verdient? Ein Christenthum, das auch nur einigermaßen in den geistigen Kern der Schrift einzudringen versteht? Offenbar wird Calov mit seiner Prophezeihung Recht behalten, daß aus dieser Richtung „ziemlich fromme, aber auch ziemlich ungelehrte Theologen hervorgehen werden.“ In alle Ewigkeit aber wird jener pietistischen Laienkapuziner-Theologie gegenüber durch die Erfahrung Schleiermacher's Ausspruch bestätigt werden: „daß ein völliges Verstehen der Schrift nicht anders möglich sei als auf dem Wege der gelehrten Bildung[1].“ Einen neuen Beitrag zum Verständniß dieses Satzes gibt die Theologie unserer Missionare. Wie diese beschaffen sei, haben wir bereits oben gefunden, wie ihre Beschaffenheit mit der ihrer Träger harmonire, werden wir weiter sehen. Betrachten wir etwas näher das Kleid dieser Herren und was darunter steckt.

„Des Rockes Farbe gefiel mir wohl,“ wie jene Ballade meint. In der That, liest man, wie viele Missionare dieser oder jener Gesellschaft „ordinirte Geistliche“ heißen, wie manche unter ihnen den Doktortitel führen, wie viele Klassen sie in diesem und jenem Seminar oder Collegium durchgemacht; vernimmt man, wie die Gesellschaften selbst in Europa von den Grundsätzen der Herrenhuter oder Wupperthaler, eines Goßner u. A. immer mehr abkommen, und auf die Bildung ihrer Zöglinge „die möglichste Sorgfalt verwenden;“ hört man endlich gar von den erstaunlichen wissenschaftlichen Werken, Bibelübersetzungen, Entdeckungen u. s. w., welche durch die christlichen Glaubensboten angeblich vollbracht worden, oder ist man selbst Zeuge geworden von ihrer bewundernswerthen Fertigkeit im Aufschlagen von Bibelstellen oder im Citiren angeblicher Veda- und Con-

1) Christliche Sitte p. 204. Cf. August. de doctrina christ. II, 16 ff. 40 ff. etc.

fuciussprüche: so sollte man wohl meinen, in ihnen das möglichst hohe Maß theologischer und allgemeiner Bildung vor sich zu sehen. Möchte uns der allergeringste Zweifel hieran zurückgeblieben sein, so verweist man uns sogleich mit triumphirender Miene auf die wunderbaren Leistungen, welche an den öffentlichen Jahresprüfungen dieses oder jenes Missionsinstituts regelmäßig zu Tage gefördert werden. Stellt es sich aber unglücklicherweise heraus, daß Sie sich in jene heiligen Hallen der Gläubigkeit, trotzdem Sie sich Christ nennen, noch niemals verirrt, dann wehe Ihnen: Sie haben jedes Recht zur Beurtheilung der Missionare verloren, Sie sind ein unberufener Sprecher, ein Profaner, ein Unreiner. Du Guter! als ob wir nicht Beide aufs Genaueste wüßten, was es mit solchen pomphaften, lange zum Voraus angekündigten, vor einer großen Zuschauermenge abgelieferten Prüfungen gewöhnlich auf sich hat, und als ob das beste und zuverlässigste Examen jedes Menschen nicht dasjenige wäre, welches er selbst in den Leistungen seines Lebens, in seinem Thun und Lassen, seinem Reden und Schweigen alltäglich ablegt. Halten wir uns zur Beurtheilung der Missionare getrost an dieses Letztere, auch wenn wir nie einen Tritt nach Basel gethan hätten. Was sagt es uns aus?

Ich könnte mich einfach auf das berufen, was wir von dem ganzen Gebahren derselben aus ihren eigenen Berichten bereits entnommen: um wahrscheinlich zu machen, daß die geistige Bildung, deren es zu solchen Produktionen bedarf, nicht eben eine ausnehmend hohe zu sein braucht. Ich könnte meine Leser ferner auffordern, das erste beste Missionsblatt, vorzugsweise aber ein Baselsches oder rheindeutsches, zur Hand zu nehmen und seine Missionscorrespondenzen auf Styl und Ausdrucksweise, auf Inhalt und Geist etwas näher anzusehen: um zum Schluß zu gelangen, daß diese wohlmeinenden Leute sich am Apostel Paulus mehr die Einfalt der Rede als die Schärfe und Tiefe des Geistes gemerkt haben. Ich könnte endlich auf all' jene Missionsfeste

verweisen, welche nun schon seit vielen, vielen Jahren stets die gleichen biblischen Sprüche und Jesaianischen Weissagungen in die gleichen Allgemeinheiten und abgeschmackten Trivialitäten hüllen: um die Muthmaßung zu erregen, daß die Bildung jener heimgekehrten Apostel ohngefähr eine so universelle sein möge, als für das Publikum erforderlich ist, welches sich an jenen Festen am meisten zu betheiligen pflegt. Doch schreiten wir zu einem noch strengeren Beweisverfahren. Lassen wir, nach einer Methode, die sich uns bereits oben bewährt, die Missionare durch sich selbst, die eingestandener Maßen ungebildeteren deutschen durch die gebildeteren englischen, die große Masse dieser durch die kleine Zahl ihrer wirklichen Theologen beurtheilen.

Ueber die continentalen, namentlich die deutschen Missionsinstitute äußert sich unter Anderem ein englischer Theologe folgendermaßen[1]): „Die Grundsätze dieser continentalen Anstalten zur Erziehung der Missionare müssen als wesentlich schlecht betrachtet werden und beurkunden einen ebenso niedrigen Stand des kirchlichen Lebens, wie eine niedrige Ansicht von der Wichtigkeit des Missionswerkes. Anstatt die talentvollen jungen Männer von den Universitäten zu nehmen und sie für ihren speciellen Beruf in Missionsseminarien vorzubereiten, werden junge Männer von sehr beschränkter Bildung genommen und für ihren speciellen Beruf gebildet, so gut es eben gehen mag. Aber einer vorläufigen liberalen Universitätserziehung gänzlich ermangelnd, ziehen diese Missionare für ihre schwierigen Arbeiten sehr schlecht vorbereitet aus. Der europäische Missionar sollte wie ein Apostel unter den Heiden stehen und nicht nur eine Missionskirche zu gründen, sondern einen eingebornen Predigerstand nachzuziehen suchen. Da aber die deutschen Theologen, um von ausgezeichneten Männern nicht zu reden, sich dem Missionswerk zu widmen nicht geneigt sind, so muß man sich an andere Klassen wenden.

---

1) News of the Churches 1860 Sept. p. 239.

Die Missionsinstitute bevölkern sich mit frommen Handwerkern und Bauersleuten, welche dann für ihr Werk erzogen werden, so gut es die Umstände erlauben wollen.“ Mit diesem Urtheil über deutsche Missionserziehung, welches als das in England allgemein herrschende angesehen werden darf, stimmen selbst deutsche Missionsfreunde vielfach überein. So sagt z. B. Wiggers[1]: „Nicht minder trug der religiöse und wissenschaftliche Bildungsstand der Missionare das Gepräge des Einflusses einer einseitigen Auffassungs- und Behandlungsweise der christlichen Lehre an sich. Bei der den Kreisen, unter deren Einflusse ihre Entwicklung stand, eigenthümlichen Art, die Dinge und Verhältnisse zu betrachten, und bei dem Gange ihrer speciellen Vorbereitung auf den Missionsberuf erlangten sie häufig, bei allem Eifer und sonstigen trefflichen Eigenschaften für das erwählte Botschafteramt, nicht jene umfassende Bildung des Geistes und Charakters, jene durchdringende Kenntniß der Welt und ihrer selbst, jene Fähigkeit und Gewandtheit, in den von dem ihrigen so sehr abweichenden Gesichtskreis der Heiden einzugehen, jene Weisheit im Verkehre mit Menschen, welche dem Missionar zu einer fruchtbaren Wirksamkeit ganz unentbehrlich sind. Hinsichtlich der Reife theologischer Bildung, für welche in einzelnen Anstalten ohnehin nur ein niederer und populärer Maßstab angelegt wird, stehen sie im Allgemeinen dem Höhepunkt deutscher Wissenschaft sehr fern. Freilich geht die Mehrzahl der deutschen Missionare aus den unteren und ungebildeten Ständen hervor, und schon das geringe Maß des auf die Vorbereitungsanstalt mitgebrachten Wissens, wie die nothwendige Kürze der Vorbereitungszeit und die Mannichfaltigkeit der ihrer Beschäftigung unterliegenden Gegenstände läßt eine tiefere geistige Erfassung und Durchdringung der Wissenschaft kaum zu.“ Ebenso findet Missionsdirektor Graul, wie wir bereits oben gehört[2], „daß die Missionare selten die Bildungshöhe ha-

1) Wiggers a. a. O. I. p. 169.
2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 45.

ben, um das Volk, an dem sie arbeiten, gehörig verstehen und seine Zustände richtig auffassen zu können."

Woher aber rührt dieser traurige Bildungsstand der deutschen Missionare? Die Missionsdirektoren sagen: vom Mangel an Eifer und lebendigem Glauben unter den wissenschaftlich gebildeten Theologen, welche sich von diesem Hauptwerk der Kirche fern halten und uns nöthigen, unsere Kräfte ausschließlich aus den untersten Volksklassen zu beziehen. So beklagt sich namentlich Herr Ostertag in Basel äußerst bitter über „Laodicäische Lauigkeit und weltlichen Sinn," welcher sich an den Universitäten Deutschlands in Vernachlässigung des Missionswerkes kund gebe[1]). Wir haben aber bereits gesehen und werden noch weiter sehen, welch engbeschränkter, dogmatischer, verketzerungssüchtiger, alle Resultate der neuern Wissenschaft dummdünkelhaft ignorirender Geist nicht etwa nur unter den gewesenen Zöglingen, sondern unter vielen Häuptern und Leitern der Missionsanstalten selbst herrscht, und leicht werden wir begreifen, daß unter solchen Umständen jeder gebildete Theologe, der noch einen Funken von wissenschaftlichem Ehrgefühl in sich übrig hat, einigen Anstand nehmen wird, sich mit Leib und Seele an jene Institute eines durch und durch unwahren, despotischen klösterlichen Treibhauschristenthums zu verkaufen. Nicht in Mangel an Eifer für christliches Werk, sondern in der Art und Weise, wie dieses bisher betrieben wird, liegt der Grund, warum die Bildung der Zeit ihm kalt den Rücken kehrt. Der Pietismus ist seinem Princip nach weltflüchtig, bildungsfeindlich. Bildungsfeindlich müssen deßhalb auch seine Früchte sein. Warum sonst, wenn die geringe Bildung der Missionare nur die Folge der an den Universitäten herrschenden Gleichgiltigkeit sein soll, schnitzen die Herren Direktoren nicht wenigstens aus dem Holz, das ihnen zur Verfügung

---

1) Die Universitäten in ihrem Verhältniß zur Mission von Dr. Ostertag. Basel 1858.



steht, erträgliche Hermesköpfe? Ob aus den Gebildeten oder Ungebildeten, aus Pfarrer- oder Bauernsöhnen rekrutirt, es steht ihnen neben reichlichen finanziellen Mitteln, wie wir oben gesehen, eine schöne Armee von Geistern zu Gebote, die so ziemlich bereit sind, Alles zu werden, was ihre geistlichen Väter aus ihnen zu machen für gut finden. Warum denn schicken die Herren nicht diese hoffnungsvollen Leute, nota bene ihre eigenen Söhne an der Spitze, in die öffentlichen Schulen und an die Universitäten Deutschlands, nach Berlin, Heidelberg, Tübingen, und lassen ihnen allda in Vorbereitung auf ihren künftigen Missionsberuf eine umfassende, liberale, wissenschaftliche Bildung zu Theil werden? Warum zieht man nicht vor, statt vieler unbrauchbaren nur wenige, aber desto gründlicher gebildete Sendboten heranzuziehen, sie durch desto mehr Schulen, mehr Curse, mehr Bildungsluft hindurchgehen zu lassen, aber desto selbständigere, denkfähigere, aufgeklärtere, humanere, mit einem Wort wahre Theologen aus ihnen zu machen? Ich denke, das hat seinen sehr guten Grund. Auf solche Weise würden unsere Missionsstudirenden wohl zu Christen, aber nicht zu Pietisten erzogen. Aus solchem Bildungsgang würden vielleicht erleuchtete Menschenfreunde, ächte Christusapostel, aber nimmermehr jene seufzenden, phrasenmachenden, gefühlsschmächtigen, weltfremden und unselbständigen Jünger hervorgehen, welche der Pietismus zum Aufbau seines Reiches bedarf. Deßhalb müssen Klöster erbaut, Seminare, Convikte eingerichtet, jeder freie Zugwind von denselben abgehalten, das ganze äußere und innere Leben der jungen Neophyten bis auf die Wahl der Gattin [1]) von den Oberen abhängig gemacht, deßhalb muß vor Allem der Lektionsplan an den verschiedenen Seminarien so eingerichtet werden, daß in den Schülern doch ja, ja kein Zweifel an hergebrachten Vorstellungen und Dogmen, keine Wahl zwischen

1) Appel aux amis p. 27.

verschiedenen Systemen, kein Ringen nach eigenem geistigen Besitz, nicht die Ahnung von den Problemen und Ergebnissen, von den Irrthümern und Wahrheiten, von den Schmerzen und Freuden der neuern Wissenschaft auftauchen könne.

Diesem Zweck gemäß sind die Unterrichtsplane an den meisten continentalen Missionsinstituten wirklich bewundernswerth eingerichtet. Ueberall eine Masse von Stoff, nirgends ein geistiger Grund und ein geistiger Abschluß, eine Menge von gelehrten Bruchstücken und Atomen den armen Wickelkindern durch alle Poren eingejagt, aber außer Nerven erhitzendem Alkohol kein edles Getränk, das ihre Lippen erfrischen und die Verdauung befördern könnte. In der Baselschen Anstalt z. B., in die der Eintritt erst nach zurückgelegtem 17. Lebensjahr möglich und an die Bedingung keiner andern Vorkenntnisse geknüpft ist, als der in jeder guten Primarschule erhältlichen[1]), wird dem Candidaten in einem durch 6 (früher 5) Klassen hindurchgehenden Sturmmarsch ein Stoff mitgetheilt, zu dessen Bewältigung sonst ein gründlicher Studiengang von wenigstens 12—14 Jahren erforderlich ist. Da wird den uns vorliegenden Lektionsplanen zufolge außer zahlreichen Bibellektionen, Bibelanalyse, Exegese, homiletischen Uebungen u. s. w., Schön- und Rechtschreiben, Zeichnen, Singen, deutsche Sprachlehre, Denk- und Stylübungen, Weltgeschichte, Bibelgeschichte, Missionsgeschichte, Apologetik, Pädagogik, Anthropologie, Naturgeschichte, Physik, Latein, Griechisch, Englisch, Hebräisch, Arabisch, Persisch, Sanskrit ꝛc. ꝛc. getrieben, und das Alles nach einem Plan, der mit ziemlicher Zuversicht darauf schließen läßt, daß dem Zögling nach Verfluß jener obligatorischen 6 Jahre nicht viel mehr als eine rudis indigestaque moles, ein todter, in sich unzusammenhängender, so schnell als möglich über Bord zu werfender Ballast im

1) Vgl. Bedingungen zum Eintritt in die evang. Missionsanstalt zu Basel l. a. c.

Köpfe bleiben werde. Daß aber unter solchen Umständen von eigentlich klassischer Bildung, von einem gründlichen Eingehen in jenes Reich der Ideale, welches den Geist ewig frisch erhält und zugleich das beste Gegengewicht bildet gegen jeden jüdischen Exclusivismus und Buchstabendienst, ja daß überhaupt von Beschäftigung mit irgend welcher Literatur und Kunst, geschweige von einigem ernsten Eindringen in die Naturwissenschaften hier die Rede nicht sein könne, wird man begreifen. Aber daß auch diejenigen Fächer, ohne die heutzutage die gemeinste theologische Fachbildung nicht denkbar ist, daß Dogmengeschichte, kritische Isagogik, philosophische Dogmatik, Metaphysik, Geschichte der Philosophie u. s. w. in solchem Studiengang keine Stelle finden können, daß überhaupt alles das daraus wegfallen muß, was die Theologie erst zur Wissenschaft, den Theologen aber aus einem kleingeistigen, banausischen Handwerker zu einem liberal gebildeten, klaren und weitherzigen Menschen zu machen im Stande ist; das geht aus jenen Lektionsplänen ebenfalls zur Genüge hervor. Dagegen wird man gestehen, daß, wenn es gälte, recht eitle, hohlköpfige Viel- und Nichtswisser heranzuziehen (wie man sie mit Unrecht stets nur unter den armen vielverlachten Primar- und Secundarlehrern sucht), gerade ein solcher Unterrichtsplan gewählt werden müßte, wie der vorliegende ist.

Noch schlimmer steht die Sache bei den übrigen Missionsgesellschaften des Continents. Die rheinische Missionsanstalt betont hauptsächlich das praktisch-theologische Moment, „mit Ausschluß jedoch der eigentlichen wissenschaftlichen Theologie und jedes andern Faches theoretischer Gelehrsamkeit. Der ganze Cursus ist auf drei Jahre berechnet und umfaßt für das erste Jahr die Einleitung in die biblische Geschichte, einen Theil der Geschichte des Reiches Gottes mit praktischer Bibelauslegung, die allgemeinere Landeskunde von Palästina, Missionsgeschichte, Einleitung in die Geographie, den ersten Theil der Naturkunde, Lautlehre der deutschen, englischen und holländischen Sprache, Rechnen, Schön-

schreiben, Gesang; für das zweite Jahr Geschichte des Reiches Gottes mit praktischer Bibelauslegung, besonders des Neuen Testaments, den ersten Theil der Dogmatik und der Kirchengeschichte, die speciellere Landeskunde von Palästina, Missionsgeschichte, Geographie, den zweiten Theil der Naturkunde, allgemeine Grammatik, englische und holländische Sprache, Schönschreiben, Gesang, den ersten Theil der Pädagogik; für das dritte Jahr Geschichte des Reiches Gottes mit Erklärung des Neuen Testaments, den zweiten Theil der Dogmatik und Kirchengeschichte, Pastorallehre, Missionsgeschichte, den dritten Theil der Naturkunde, Sprachunterricht, den zweiten Theil der Pädagogik und homiletische und katechetische Uebungen [1]." Das Comite der Berliner Anstalt aber meint nöthig zu haben, sich gegen den Vorwurf, als sei es bei seinen Zöglingen auf eine klassische Ausbildung abgesehen, ausdrücklich zu verwahren, „als gegen eine Unmöglichkeit, da man doch nur eine praktische, dem Zwecke und den Umständen angemessene Ausbildung im Auge haben könne. Auch wird das Mißverständniß zurückgewiesen, als nöthige man Alle, sich mit den klassischen Sprachstudien zu beschäftigen, da in einzelnen Fällen das Studium selbst der biblischen Sprachen erlassen und stets die eigenthümliche Gabe eines Jeden berücksichtigt werde, wie man denn einen Zögling habe einen medicinischen Cursus machen lassen und bereits einen von dem Griechischen und Hebräischen entbunden habe [2]." Die Bildung, welche die Zöglinge der lutherischen Anstalt in Leipzig erhalten, ist eine etwas höhere, aber mit streng confessionellem, ohne klassischen oder gar philosophischen Charakter. Aus Paris wird uns der Unterricht, welcher den dortigen Missionszöglingen ertheilt wird, als ein wissenschaftlicher und sehr umfassender vielfach gerühmt. Es ist somit zu vermuthen, daß der gegenwärtig dort herrschende Unterrichtsplan (welchen zur

---

1) Wiggers a. a. O. I. p. 207.
2) Wiggers a. a. O. I. p. 199.

Einsicht zu erhalten mir nicht möglich war), von dem ursprünglich dort eingeführten sehr verschieden sei. Denn dieser letztere darf als ein bezeichnendes Muster der gewöhnlichen pietistischen Missionstheologie betrachtet werden. Viele treten dort ein, so geht aus dem Bericht eines frühern Missionsdirektors hervor [1]), denen man erst die Anfangsgründe ihrer eigenen Muttersprache und die ersten Elementarkenntnisse beibringen muß. Um diesen nun eine klassische und theologische Bildung ertheilen zu können, fordert der Direktor wenigstens 5 Jahre (!) und bemerkt dann weiter, daß hauptsächlich zwei Klippen zu vermeiden seien, einerseits nicht Ignoranten, andererseits nicht „des savants d'université" als Glaubensboten unter die Heiden zu schicken, indem die Last („fardeau") einer solchen wissenschaftlichen Bildung für einen Missionar nicht nur unnütz, sondern selbst unfehlbar schädlich wäre für die Entwicklung seines innern Lebens. Diesem überaus charakteristischen Grundsatz gemäß ist denn auch der Studienplan eingerichtet. Im ersten Jahr wird mit den Elementen alles Wissens zugleich der lateinische Unterricht begonnen und abgeschlossen, im zweiten Jahr das Griechische begonnen und abgeschlossen (zur weitern Einübung dieser beiden alten Sprachen soll es nämlich genügen, später lateinisch abgefaßte theologische Commentare und das Neue Testament zu lesen), im fünften und letzten Jahr aber werden die Anfangsgründe der orientalischen Sprachen gegeben, die übrigen Fächer aber, als Arithmetik, Algebra, Geometrie, Sprachlehre, Abriß der Weltgeschichte, formale Logik, Physik, Exegese, Dogmatik, Apologetik, Predigtübungen u. s. w. (mit Ausschluß jeder dogmatischen Religionsphilosophie u. s. w.) auf die fünf Curse nach einem Plan hingestreut, den vielleicht höhere Geister als ich zu entdecken vermögen. Aus den in demselben Blatt enthaltenen Examenberichten geht überdies hervor, daß die Dog-

1) Journal des Missions Evangéliques 1827 p. 48 ff., cf. 52, 173 etc.

matik in jener Anstalt nach den hergebrachten äußerlichen Kategorien einer abgelebten supranaturalistischen Auffassungsweise, als strenger Buchstabenglaube ohne die mindeste Kritik ertheilt wird. Seither mag der Unterrichtsplan in manchen Stücken modifizirt worden sein. Daß aber der wissenschaftliche Standpunkt, von dem aus die Zöglinge gebildet werden, bis heute wesentlich derselbe geblieben ist, glaube ich behaupten zu dürfen [1]).

Ein ganz anderes Aussehen freilich scheint die Sache der Missionsbildung in England und Amerika zu gewinnen. Hier nämlich müssen in vielen der angesehensten und wirksamsten Gesellschaften, wie der bischöflichen, schottischkirchlichen, methodistischen, baptistischen u. s. w. diejenigen Missionscandidaten, welche zu der eigentlichen Evangelisation und Gemeindeleitung unter den Heiden bestimmt sind, den ganz gleichen Bildungsgang durchmachen, wie alle übrigen Geistlichen der betreffenden Kirchen. Auch scheint man namentlich in England von der absoluten Nothwendigkeit einer gediegenen wissenschaftlichen Bildung für den ächten Missionar tief und allgemein überzeugt zu sein [2]). Wir sind daher weit entfernt, die englischen Missionare in dieser Hinsicht mit den deutschen schlechthin auf Eine Linie stellen zu wollen.

1) So sehr dies der Fall, so wenig überhaupt nach vielfachem Zeugniß von eigentlich klassischer und philosophischer Bildung bei den Pariser Missionszöglingen die Rede zu sein scheint: so will ich doch nicht verbergen, daß mir, nach dem (bis auf die neueste Zeit fortgesetzten und sehr gut redigirten) Pariser Missionsjournal, sammt den darin enthaltenen Correspondenzen zu urtheilen, dort im Ganzen ein reinerer und höherer Geist als in manchen deutschen Missionskreisen zu wehen scheint. Jene geschmacklose Kapuzinersprache, jenes seichte Phrasenwesen, jene taktlosen Extravaganzen, jener nackte antichristliche Dualismus und so viele andere traurige Folgen theologischer Unbildung, welche wir oben so vielfach zu rügen fanden, scheinen, jenem Journal zufolge, unter den französischen Missionaren wenn auch nicht ganz zu fehlen, doch bei weitem weniger vorzuherrschen als unter ihren deutschen Brüdern.

2) Vgl. außer zerstreuten Bemerkungen in den Blättern und Jahresberichten Liverp. Conf. p. 232 ff., namentlich 247, 249, 254 ꝛc.



Allein nichtsdestoweniger, wenn wir der Kritik derselben durch die offeneren und urtheilsfähigeren ihrer eigenen Collegen, sowie die offen zu Tage liegenden Früchte ihres wissenschaftlichen Fleißes, einigen Glauben schenken dürfen, so scheinen sich selbst unter den britischen und amerikanischen Glaubensboten nur sehr wenige zu befinden, die zu ihrem Beruf hinlänglich befähigt sind. Sei es, daß der wissenschaftliche Stand der englischen Theologie überhaupt ein noch viel tieferer und erbarmungswürdigerer ist, als man in Deutschland gewöhnlich annimmt, sei es, daß aus den Theologen, welche ihre Universitätsstudien beendigt haben, nur die geistig weniger gut ausgestatteten sich zum Missionsdienst melden, oder sei es endlich, daß selbst auf gewecktere Geister die oben geschilderte eigenthümliche religiöse Luft, welche in den Missionskreisen herrscht, einen wissenschaftlich niederschlagenden Einfluß übt: so viel ist sicher, daß über die geistige Beschränktheit und Unwissenheit der meisten englischen nicht weniger als der deutschen Missionare vielfach Klage geführt wird. Was es mit der theologischen und philosophischen Weltanschauung jener Herren, mit ihrer Weitherzigkeit und ihrer allgemein menschlichen Bildung, ihrer Fähigkeit, sich in fremde Systeme und Anschauungsweisen hinein zu versetzen, auf sich hat, das haben wir bereits oben zur Genüge gesehen. Allein selbst der allerersten und nothwendigsten Bedingungen zur Erfüllung ihres Berufes scheinen sie nach übereinstimmendem Urtheil gar sehr zu ermangeln. Da wirft ihnen ein eifriger Missionsfreund in Liverpool, ohne widerlegt zu werden, bei vorherrschender biblischer Buchstabenbildung Mangel an Menschenkenntniß, an dialektischer und psychologischer Gewandtheit vor [1]). Da wird constatirt, daß es Missionare gibt, die nicht einmal die biblischen Ursprachen verstehen [2]). Da geht es aus den

---

1) Liverpool Conf. p. 66 f.

2) Beleuchtungen der Missionssache, Beil. zum Calwer Bl. 1845 p. 15. Hamilton a. a. O. p. 241.

zahlreichen berichteten Disputationen zwischen Missionaren und gebildeten Muhamedanern, Brahminen, Buddhisten u. s. w. zur Evidenz hervor, daß die Ersteren hinter den Letzteren nicht nur an jener Schärfe, Eleganz und allgemeinen Cultur des Geistes, welche eine Frucht liberaler Bildung und vielseitiger Lebenserfahrung ist, gewöhnlich sehr empfindlich zurückstehen, sondern daß ihnen namentlich jedes mehr als schülerhafte Verständniß der gegnerischen Lehren und Anschauungen gänzlich abgeht[1]. Ja — was von Allem das Schlimmste und Auffallendste — selbst eine gründliche Kenntniß derjenigen heidnischen Sprachen, welche in den betreffenden Missionsgebieten gesprochen oder gelesen werden, scheint unter den christlichen Glaubensboten etwas sehr Seltenes zu sein. So bekennt Missionar Long an der mehrcitirten Missionsconferenz in Calkutta, daß von den 103 Missionaren, welche in Bengalen, der gebildetsten und wichtigsten Provinz Indiens stationirt sind, nicht mehr als zwei oder drei etwas vom Sanskrit verstehen[2], d. h. von der Sprache, in der bekanntlich die wichtigsten heiligen Schriften der Indier und ihre gesammte klassische Literatur geschrieben ist, von der Sprache, die nach dem Zeugniß Ward's[3] in ganz

---

1) Beleuchtungen der Miss.-Sache, Beilage zum Calwer Miss.-Bl. 1847 p. 45. Liverp. Conf. p. 67. Miss. Int. 1857 p. 286. Miss. Record 1856 p. 77, 116, 117. Miss. Reg. 1833 p. 372 ff. Miss. Reg. 1833 p. 332. Journal des Missions 1827 p. 364 etc., so wie die vielen englischen Berichte über indische Philosophie (das Werk von Mullens „the religious aspect of Hindoo Philosophie“ konnt' ich leider trotz aller Bemühungen als vergriffen nicht erhalten). Viel mehr geistige Gewandtheit zeigen gewöhnlich die gebildeten eingebornen Missionare, vgl. z. B. die vortreffliche Disputation Abdul Massich's, Miss.-Mag. 1842 IV. p. 121 ff., die Predigt Tryloke's, Missionary of Chunnar p. 24, das Wirken Leang Afa's in China u. s. w.

2) Calc. Conf. p. 129, vgl. mit p. 163.

3) Journal des Missions 1828 p. 356.

Indien gelesen und verstanden wird, und die für den Orient dieselbe Wichtigkeit besitzt, wie für uns das Lateinische, und von der selbst der oben genannte Missionar zugibt, daß sie, mit der ganzen indischen Bildung aufs Innigste verflochten, den Schlüssel bilde zum Verständniß der indischen Vergangenheit und aller Geheimnisse des Hinduismus [1]). Wenn es sich aber so mit der Kenntniß gelehrter Sprache und Literatur in Bengalen verhält, so läßt sich daraus leicht ein Schluß auf die Gelehrsamkeit der Missionare in andern Provinzen und Ländern ziehen. Aber selbst die gewöhnlichen Landessprachen der Heiden scheinen den Missionaren keineswegs vertraut zu sein. Behauptet doch Orlich, dieser gründliche und unparteiische Beurtheiler indischer Zustände, daß die Missionare meist nicht einmal die betreffenden Landessprachen hinlänglich kennen, und doch in denselben den Heiden predigen [2]); wird doch diese Thatsache selbst von den Missionaren sowohl in Calkutta als in Benares förmlich anerkannt [3]), und behauptet Missionar Buyer geradezu, daß nur wenige Missionare der beiden verbreitetsten Sprachen Nordindiens (des Hindu und Urdu) mächtig seien [4]).

Aber wie läßt sich denn unter so bewandten Umständen, so müssen wir fragen, die Entstehung dieser wundervollen, ebenso von tiefster Gelehrsamkeit, wie erhabenster Frömmigkeit zeugenden Werke, dieser Bibelübersetzungen, Traktate, dieser Sprachlehren, Wörterbücher, Jugend- und Volksschriften erklären, von welchen der Pietismus fortwährend so viel Aufhebens macht? Diese ganze Missionsliteratur, welche nach Mullens' Urtheil die heidnischen Sprachen nicht nur aufs Vollkommenste bewältigt, sondern sogar vielfach verbessert, feiner, ele-

1) A. a. O.
2) Orlich, Indien und seine Regierung II. p. 264 ff.
3) Calc. Conf. p. 128. Ch. Miss. Int. 1857 p. 286.
4) Beleuchtungen d. Miss.-Sache a. a. O. 1846 p. 47.

ganter, flexibler, allen Klassen zugänglicher gemacht hat[1]), diese weltberühmten Namen eines Carey, Marshman, Ward, Morrison, Milne, Yates, Thomson, Percival 2c. 2c., welche noch in der Ewigkeit fortklingen werden, diese Ströme von Wissen, von Licht, von Trost, welche in unzähligen, erst im Jenseits annähernd zu überschauenden Seelen den ersten Lebensfunken geweckt haben: müssen sie nicht durch ihre bloße Erwähnung alle jene Anklagen von Unbildung der Missionare als die schwärzeste aller Verläumdungen erscheinen lassen? Es möge genügen, um diesen maßlosen, ächt pietistischen Humbug auf sein wahres Wesen zurückzuführen, unter vielen andern folgende Urtheile von lauter ergebenen und begeisterten Missionsfreunden anzuführen:

Der oft erwähnte, sonst so rhetorisch überschwengliche Hamilton schreibt[2]): „Die Uebersetzungen unsrer Missionare sind als äußerst flüchtig und incorrekt gebrandmarkt worden. Es ist hier viel Raum zur Untersuchung und Kritik. Offenbar hat man wenigstens, um die Fahne aller Wahrheit, oder vielmehr die Wahrheit selbst den Leuten in die Hand zu geben, keine überflüssige Zögerung in die Sache gebracht. Manche dieser Uebersetzer waren, das muß zugegeben werden, ungebildete Leute, welche nicht aus der Sprache des Urtextes, sondern nur aus ihrer eigenen übersetzen konnten." An der Missionsconferenz in Liverpool aber räth ein eingeborner indischer Missionar seinen europäischen Vätern und Brüdern in großer Demuth, die Anfertigung von Büchern in heidnischer Sprache „lieber frommen Eingebornen zu überlassen, da die bisherigen Erzeugnisse der Missionare in so simplem Style geschrieben seien," daß er zweifle, „ob gelehrte Punditen oder Mulvie daran viel Interesse nehmen wer-

1) Mullens, Results of Miss. Labour p. 40 ff.

2) A. a. O. p. 241.

den [1])." Missionar Buyer ferner unterwirft die Bibelübersetzungen und Traktate seiner Herren Collegen folgender einschneidender Kritik [2]): „Dr. Carey selbst verstand wenig von der Sprache, so scheint es wenigstens aus allen seinen Versuchen darin, und seine Nationalgehilfen bei der Uebersetzung scheinen bloß den gemeinsten Volksdialekt eines kleinen Bezirks verstanden zu haben. Was auch Dr. Carey's Verdienst als Sprachkenner und Uebersetzer überhaupt und die Schwierigkeit der Arbeit zu der Zeit gewesen sein mag, nichts ist gewisser, als daß ihm wenigstens diese Uebersetzung nicht geglückt ist. Die Sprache ist ein wahres Bazarkauderwelsch, in welchem kein Gebildeter auch nur ein Kapitel ohne Ekel lesen könnte" 2c. Ueber andere Geistesprodukte der Missionare aber urtheilt derselbe Berichterstatter folgendermaßen [3]): „Die meisten Traktate seien theils in schlechter Sprache abgefaßt, theils zu ausschließlich polemisch. Der guten Traktate zur Erklärung und Empfehlung des Christenthums ohne Beziehung auf bestehenden Aberglauben seien sehr wenige ...... Wenn auch einige recht tüchtige Werkchen darunter sind, so wäre doch kaum die Hälfte der Urdutraktate der Veröffentlichung werth, wenn etwas Besseres an ihrer Stelle zu finden wäre ..... Der indische Lehrer erkennt darin sogleich die Arbeit bloßer Anfänger in der Sprache ..... Uebrigens so sehr es an guten Schriften im Urdu mangelt, im Hindu ist der Mangel noch viel größer 2c. [4])"

So viel über die schriftstellerischen Leistungen der Mission. Alles in Allem genommen, müssen wir zu dem Schlusse gelangen, daß die Bildung unsrer Glaubensboten und zwar nicht nur die der deutschen, sondern selbst der englischen, und nicht nur die

1) Liverpool Conf. p. 130.
2) Beleuchtungen der Missionssache a. a. O. 1845 p. 13 ff.
3) Beleuchtungen 2c. a. a. O. 1846 p. 47.
4) Ueber Kanaresische Missionsschriften vgl. Basler Jahresber. 1861 p. 91.

der großen Masse dieser, sondern selbst die mancher ihrer berühmten Wort- und Schriftführer eine durchaus ungenügende und mangelhafte ist.

Wir müssen aber solche Thatsache um so auffallender finden, wenn wir bedenken, daß der Pietismus sein Netz nicht nur unter Eskimos, Betschuanen und Papuas, sondern unter Indern, Chinesen, Muhamedanern auswirft, zu deren Bekehrung nach dem Urtheil vieler Missionsfreunde selbst, ein ganz anderes Maaß von Bildung erforderlich ist, als zur Bekehrung ungebildeter Heiden [1]. Man erinnere sich namentlich, welch hohes Gewicht in China der Gelehrsamkeit, der gewandten und zierlichen Handhabung der Sprache, der Bekanntschaft mit der alten Literatur beigelegt wird; welch hohe Bildung und literarische Thätigkeit in Indien — entgegen den Verläumdungen der Missionare — die einflußreiche Brahminenkaste immer noch besitzt [2], wie es dort Punditen gibt, die Aristoteles und Homer kennen [3], muhamedanische Mulvies, welche sehr gewandt in der hebräischen Bibel und in arabischen Schriften citiren [4], eine sehr zahlreiche Klasse von Gebildeten überhaupt, welche die ganze modern-europäische Aufklärung in sich aufgenommen [5], selbst Strauß's Leben Jesu in ihren Händen haben [6]. Endlich denke man an die scharfsinnige, von ebenso viel Sachkenntniß, Belesenheit, wie Witz getragene

---

1) Basler Jahresbericht 1860 p. 55. Liverpool Conf. p. 24, 67, 68, 264, 247 ff. Burckhardt a. a. O. III, 1. p. 252. Heidenbote 1856 p. 25. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 296; 1859 p. 64.

2) „Diese Brahminen sind meistens sehr gelehrte Männer, ausgezeichnet durch philosophische und theologische Kenntnisse," so äußert sich unter Anderem ein eingeborner indischer Missionar Rev. Behari Lal Singh über seine einstigen Brüder, Liverpool Conf. p. 216. Ueber die staunenswerthen schriftstellerischen Arbeiten der heutigen gebildeten Indier cf. Ausland 1863 Nr. 5 p. 106 ff.

3) Miss. Record 1856 p. 254.

4) Liverp. Conf. p. 216 ff.

5) Wiggers II. p. 114. Burckhardt III, 1. p. 261 f.

6) Descombaz, Hist. des Miss. p. 213.

Polemik, welche unter den Muhamedanern Westasiens bis Persien den Missionaren, wie einem Martyn, Pfander u. A. oft so viel zu schaffen machte [1]) — und man wird begreifen, welch klägliche Rolle solchen Heiden gegenüber Missionare spielen, die bei ohnehin mangelhafter Geistesausrüstung als einziges Argument immer und immer wieder nur den Buchstaben der Bibel in fehlerhafter Sprache zu wiederholen wissen.

Wir werden aber zugeben müssen, daß dieser Bildungsmangel selbst nur die Folge jenes ofterwähnten pietistischen Urmangels, jenes einseitigen Dualismus ist, welcher aus Grundsatz zwar alles Weltliche, von allem Weltlichen aber Nichts so von Herzen wie Bildung und geistige Anstrengung haßt. Wir finden hier die reinste Frucht jenes seit Spener und Wesley zur frommen Mode gewordenen fortwährenden Achselzuckens über die „eitle menschliche Weisheit," jenes mitleidigen Seufzens über die „unnützen Theorien und Systeme, welche zur Seligkeit nichts abtragen," jener bequemen Gleichgültigkeit gegen den „Plunder von moderner Bildung," welche (mit jenem Pariser Missionsdirektor zu sprechen) — „unfehlbar schädlich ist für die Entwickelung des innern Lebens." Wir sehen aber zugleich, wie sich hier der Pietismus, nach dem griechischen Sprichwort, glücklicher Weise „an seinen eigenen Flügeln gefangen," wie er sich durch seinen beschränkten Welt- und Bildungshaß selbst in die Unfähigkeit versetzt hat, auf die gebildete Welt irgend einen nachhaltigen und tiefern Einfluß zu üben, unter den Heiden gerade so wie in Europa.

Allein nicht nur ihren Einfluß auf die Welt, sondern den innersten Grund ihrer Sittlichkeit muß sich nothwendig jede

1) Beleuchtungen a. a. O. 1847 p. 45. La vie de Martyn. Martyn, Journals and Letters II etc. Diesen letzten Schriften zufolge scheint allerdings Martyn einer jener wenigen Missionare gewesen zu sein, welche, wie auch einen Livingstone, Colenso, Casalis u. A., der obige Vorwurf von Unbildung nicht trifft.



Richtung untergraben, die wesentlich auf Welt= und Bildungsflucht basirt. Denn wenn die Totalität des wahrhaft Guten, philosophisch gesprochen, das höchste Gut, christlich, das Reich Gottes, schlechthin nur in specifisch Religiösem gefunden, allen sogenannten „weltlichen" Gütern aber, dem ganzen Gebiet concreter, diesseitiger Sittlichkeit, entweder feindselig gegenüber gestellt oder zu ihm nur in das äußerliche Verhältniß von Mittel und Zweck gesetzt wird: wie soll sich von solcher Grundlage aus eine die Außenwelt von innen heraus gestaltende, freie, organische, mit einem Wort sittliche Thätigkeit denken lassen? Wenn sich das Reich Gottes zu unserm allgemein menschlichen Selbstbewußtsein und dessen gesammtem realen Lebensgebiete, als da ist Streben nach Besitz und äußerem Wohlsein, Familien= und Staatsleben, Industrie, Kunst, Wissenschaft u. dergl., nur als eine jenseitige, an sich feindliche, oder doch fremde, durch Autorität gegebene Macht verhält: wie soll da zwischen den beiden Lebensfaktoren, dem Menschlichen und dem Göttlichen, dem Natürlichen und dem Geistigen, jene fortgehende innige Verschmelzung und Harmonie stattfinden, in welcher eben das innerste Wesen alles Sittlichen besteht? Offenbar wird bei solch äußerer Entgegenstellung jener beiden Momente die Einheit des sittlichen Lebensganzen aufgelöst in eine Menge äußerlicher Zweck= und Dienstbeziehungen, welche zwischen Himmel und Erde, Gott und Mensch, hin= und herlaufend zu ebenso viel guten Werken oder „Pflichten gegen das Reich Gottes" gestempelt werden. Mit andern Worten: es kann auf solchem Standpunkte trotz alles Redens von evangelischer Freiheit, von Kindschaft, von Getriebensein durch den heiligen Geist ꝛc. doch von keinem wahrhaft sittlichen, nicht einmal von einem moralischen, sondern nur von einem gesetzlich=pflichtmäßigen Handeln die Rede sein[1]. Dieses Handeln aber muß als ein

1) Es geht diese Unterscheidung freilich von einer andern als der gewöhnlichen Terminologie aus. Denn wenn noch bis heutzutage viele Moralphilosophen

seinem Wesen nach äußerliches, von oben herab gegebenes, schlechthin gebotenes, selbst wieder in einzelne äußere Werke auseinander fallen: gerade so, wie etwa der Sonntag durch äußere Entgegenstellung gegen den Werktag nothwendig aus einer fortwährenden Feier des Geistes in einzelne gesetzlich normirte, unter sich unverbundene Sonntage oder das Haus Gottes durch scharfe Trennung des Heiligen und Profanen aus der gesammten christlichen Gemeinschaft in einzelne gemauerte Tempel auseinanderfällt. Es tritt uns hier somit abermals jener merkwürdige dialektische Proceß vor Augen, kraft dessen aller Dualismus, diese scheinbar auf großer Tiefe, Innerlichkeit und Entschiedenheit der Gesinnung be-

---

Pflichtenlehre, Tugendlehre und Lehre vom höchsten Gut als drei Rubriken betrachten, in die ganz derselbe Inhalt, nur nach verschiedenen Gesichtspunkten eingeordnet werden könne, so scheint solche Eintheilung denn doch auf einer etwas äußerlichen Auffassung der Kategorien von Form und Inhalt zu beruhen (wie treffend auch Rothe nachweist, Ethik I. und Wirth, spekulative Ethik I. p. 189). Es scheint jene durch ihr Alter ehrwürdige Eintheilung vielmehr auf eine solche immanente Entwickelung des ethischen Gedankens selbst hinzuweisen, daß sich unter keiner jener drei Rubriken derselbe Inhalt (wie etwa Gerechtigkeit bald als Pflicht, bald als Tugend, bald als sittliches Gut betrachtet) wiederholen kann, daß vielmehr die Pflichtenlehre das Gute als das schlechthin Gegebene, objektiv Nothwendige durch die Stufen der Selbsterhaltung, der Gerechtigkeit, des Gehorsams, die Tugendlehre oder Moral dagegen als das subjektiv Verwirklichte durch die Stufen der Liebe, der Weisheit, der Freiheit, die Lehre vom höchsten Gut endlich als Einheit von Subjektivem und Objektivem oder immanente sittliche Produktion durch die Stufen des Familien-, des Staats- und des allgemeinen menschlichen oder religiösen Lebens hindurch entwickelt. Von solchem Standpunkt aus ist denn klar, daß von einem sittlichen, selbst einem tugendhaften Pietisten zu sprechen eine ebenso arge contradictio in adjecto ist, als von einem unsittlichen oder untugendhaften. Das ganze Gebiet des Sittlichen und Tugendhaften (oder Moralischen) ist sowohl positiv als negativ ein dem Pietismus schlechthin verschlossenes. Ohne logischen Widerspruch (dessen es freilich in den Individuen als solchen stets genug gibt) kann daher nur von „pflichtmäßig handelnden" Pietisten die Rede sein. So weit aber ein Individuum sittlich handelt, ist es nicht pietistisch, und so weit pietistisch, nicht sittlich.

ruhende Weltanschauung, stets wieder in den leersten Mechanismus, in die gemeinste, trivialste Aeußerlichkeit umschlägt, die im Grund wie seine Frucht, auch seinen Samen, seine tiefste Wurzel und eigentliche Lebensessenz bildet.

In der That, wenn wir unser Augenmerk nunmehr von der negativen Seite der pietistischen Gerechtigkeit, der geschilderten mönchischen Weltflucht, auf die positive lenken, auf die wirklichen Früchte und Leistungen, in denen diese Richtung selbst ihren Werth sucht: was finden wir da? Aechte, gediegene, von innen herausgehende Sittlichkeit? Wirkliche Durchdringung, nicht nur Ueberzuckerung des ganzen Lebenswandels durch den Geist Christi? Geradheit, Ehrlichkeit, Offenheit im Verkehr mit dem Nächsten? Ungeschminkte Wahrheit in der Rede? Begeistertes Vergessen des eigenen Selbst ob den Interessen des Ganzen? Zurückdrängen der kleinen Eitelkeiten und täglichen Empfindlichkeiten um Einer großen Aufgabe willen? Demüthiges Eingestehen nicht nur der allgemeinen Sündhaftigkeit, sondern der wirklichen einzelnen, von Andern gerügten Fehler und Irrthümer? Liebe, Versöhnlichkeit, Friedfertigkeit nicht nur gegen die Genossen der eigenen Partei, sondern gegen Andersgläubige, gegen Gegner und Feinde 1)? Ich denke nicht im Geringsten, über einzelne meiner gegnerischen Brüder zu Gericht zu sitzen und obige Tugenden ihnen schlechthin abzustreiten. Ich bekenne vielmehr mit Freuden, daß sie vielfach besser als ihre Partei sind, und daß ich selbst zu manchem unter ihnen mit wahrer persönlicher Hochach-

---

1) „Es ist noch die Frage, ob es je einen Pietisten gegeben, der leiblich ganz gesund und unverstimmt war. Daher auch diese obligate Verstimmung des Pietismus, seine krankhafte Reizbarkeit, seine Erbitterung gegen Andersdenkende und Andersfühlende, seine Unduldsamkeit. Im Lichte aber schweigt jede Verstimmung: das ist der beste Beweis dafür, daß der Pietismus nicht im Lichte wandelt." So urtheilt ein Mann, der nicht im Geruche des Unglaubens steht. (Sederholm, der geistige Kosmos p. 515.)



tung emporschaue. Allein in Rücksicht auf die Richtung im Allgemeinen begehen wir sicherlich kein Unrecht, wenn wir behaupten, daß nicht die oben gezeichneten Eigenschaften es sind, weder welche ihr vorzugsweise eignen, noch auf welche sie selbst ihr Hauptaugenmerk richtet. Offenbar steht in Bezug auf ächte Sittlichkeit, auf wirklich christliche, den ganzen Menschen mit allen seinen Lebensverhältnissen verklärende Humanität der Pietismus im Allgemeinen tief unter dem sittlichen Tenor, wie er in den guterzogenen, aufgeklärten, in den sogen. „ungläubigen", vom ganzen Ethos und Pathos der Zeit mitgetragenen Schichten der heutigen Gesellschaft herrscht. Das fortwährende mitleidige, religiös-aristokratische Herabsehen auf die sogen. justitia civilis, d. h. bloß bürgerliche Ehrenhaftigkeit der Weltkinder hat in diesen Kreisen reiche Früchte getragen, das Behaupten einer ganz aparten überirdischen Heiligkeit, welche selbst bei völlig zerlöchertem Tugendmantel unter Voraussetzung eines recht lebhaften Sünden- und Gnadengefühls ganz wohl bestehen könne, spiegelt sich häufig genug in der sittlichen Haltung der „Auserwählten", und sicherlich wagt auch der begeistertste Pietist keinen Zug in folgendem Gemälde anzufechten, welches eine geschickte Künstlerin von ihrer eigenen Partei entworfen hat: „Es begegnet häufig," meint die mehrerwähnte Frau von Gasparin[1]), „daß Weltleute gewissenhafter in ihren Geschäften, gerader in ihrer Handlungsweise, gefälliger im Verkehr sind als die mystischen (d. h. hier pietistischen) Christen. Diese Letztern gestatten sich oft in Bezug auf die gewöhnlichen Regeln der Ehrlichkeit und des Zartsinnes solche Freiheiten, wie die Andern, die Ungläubigen, sie nicht genießen. Was das Weltkind verpflichtet, verpflichtet nicht auch den Pietisten; was jenes zurückhält, hält diesen nicht zurück. Die Welt, die da glaubt, Christenthum und Pietismus sei eines, verwundert sich über solch sittliche Schlaffheit: über diesen Stolz, der die

1) Quelques Défauts etc. p. 134 f.

Privatindustrie so hoch anschlägt, über diese Gleichgültigkeit, welche unbeweglich bleibt, wenn die Stunde der Arbeit schlägt, über diesen Leichtsinn im Betragen, diese Unliebenswürdigkeit im Verkehr, diese Härte und Peinlichkeit in Geldgeschäften; und man kann der Welt lange zurufen: „„das ist Pietismus, nicht Christenthum!““ die Welt ist über ihren Fund zu glücklich, um ihn so schnell fahren zu lassen, — sie geht und bewirft mit diesem Koth das Kreuz Christi.“

Nein, sie bewirft es nicht, sie will und sie kann es nicht. Nein, das Kreuz Christi steht erhaben da über allem Staub und Schmutz der Welt. Wenn aber der Pietismus das Christenthum, an dessen Stelle sich zu setzen er die merkwürdige Anmaßung hat, mit seinem Wandel zu besudeln scheint, so macht er dadurch nur die ungeheure Kluft offenbar, die ihn von demselben trennt. Er zeigt seine vollkommene Unfähigkeit, die geistige Gerechtigkeit Christi geistig zu verbreiten, der Sauerteig in der Welt, das Salz in der Erde zu sein. Statt dessen reinigt er eifrig Schüsseln und übertüncht er Gräber. Ja, je weniger es ihm gelingen will, das Ganze des Lebens Gott zu heiligen, desto mehr wirft er sich auf einzelne Werke. Je weniger genau er es mit der wirklichen Sittlichkeit seiner Anhänger in Heidenlanden und anderswo nehmen darf, desto ängstlicher, fieberhafter, fanatischer fordert er von ihnen überall gewisse äußere Handlungen, welche mit dem jenseitigen Himmel in einem besonders nahen Bezug zu stehen oder dem frommen Gefühl einen besonders handgreiflichen Ausdruck zu geben scheinen [1]. Solche Werke, welche dann zugleich zum sichersten Erkennungszeichen der Frommen dienen sollen [2], sind hauptsächlich die-

1) „In vielen Fällen greifen wir auch gerade deshalb nach diesen (scil. Werken willkürlicher Askese), um uns der Ausübung der Selbstverläugnung, die uns als ausdrückliche Pflichtforderung unmittelbar entgegentritt, zu entziehen, und vertauschen klüglich die schwere und dabei unscheinbare Uebung mit der leichtern und dabei stärker in die Augen fallenden.“ Rothe, Ethik III. p. 142.

2) „Der Glaube ward zu einem Werke, als dessen unerläßliche Früchte ge-

selben, deren mißbräuchliche Ausbeutung schon Jesus an den Pharisäern gerügt hatte: 1) Fasten, 2) Heiligung des Sabbaths, 3) Beten, 4) Almosengeben.

In Bezug auf das Erstere, dem das Sauersehen, die Weltflucht und ängstliche Askese des Pietismus entspricht, haben wir das Nöthige bereits oben beigebracht. Nahe damit verwandt, theilweise selbst unter dieselbe Rubrik gehörig, ist die Heilighaltung des Sabbaths, in der bekannten englisch-rigoristischen, jüdisch-antichristlichen (vgl. Mark. 2, 27. 28; Joh. 5, 17; Kol. 2, 16) Durchführung überall in Heiden- wie in Christenlanden einer der ersten Zielpunkte der reformirten Pseudo-Frömmigkeit. Ein lutherischer Missionar auf Ruapuki schreibt hierüber unter Anderm Folgendes [1]: „Was die Sonntagsfeier betrifft, so wird dieselbe hier nach alttestamentlicher Weise gehalten, durchaus nicht, als ob der Sabbath um des Menschen willen gemacht wäre, sondern als ob der Mensch zu dem Zweck gemacht worden wäre, daß er den Sabbath halte. Indessen ist diese Strenge doch jetzt schon bedeutend durch meinen Einfluß gemildert. Ich will mich hier nicht bei Kleinigkeiten aufhalten, sondern eine Hauptsache erwähnen:

„Auf den Wallfischfängereien wird auch Sonntags gefangen, und das läßt sich von zwei Seiten ansehen. Jeden Tag kommt ein Wallfisch an die Küste und wenn nun gerade am Sonntag einer erscheint, so gehört gewiß eine starke Ueberwindung dazu, ihn ohne Murren passiren zu lassen. Nach meiner Ansicht thun Die besser, die den Wallfisch fangen, der am Sonntag in ihren Bereich kommt, und Gott dafür danken, als die ihn nicht fangen,

---

wisse äußerliche Handlungen, Uebungen und Redensarten angesehen werden, nach welchen man die Gläubigen von den Ungläubigen auf das Genaueste zu unterscheiden sich vermaß. So ward einerseits der geistliche Hochmuth genährt, andrerseits der Heuchelei eine weite und vielbenutzte Thür aufgethan."

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1848 p. 47, vgl. mit p. 237.

weil es Sonntag ist, aber dafür murren und unzufrieden sind. Wir sind als Christen doch nicht mehr alttestamentlich verpflichtet, uns am Sonntage der Arbeit zu enthalten, sondern thun es freiwillig zum Besten unsrer Seele. Die — von den Engländern eingeführte — strenge Sonntagsfeier hat nun zur Folge, daß sich die Eingebornen größtentheils vom Wallfischfang zurückzogen; und Diejenigen, welche sich noch damit beschäftigten, wurden von den eingebornen Lehrern mit Hölle und Bann bedroht. Ich sehe aber nicht ein, warum dieser ehrliche Erwerb blos für die Europäer sein soll und nicht eben so gut für die Eingebornen, die ihn zu ihrem Emporkommen besser verwenden können, als jene, die ihn nur in Branntwein vertrinken: da auch die Eingebornen ebenso starke Knochen haben und auf den Meereswellen ebenso geschickt sind, als jene, und deshalb von den Inhabern der Wallfischfängereien ebenso lieb angenommen werden. Deshalb rede ich auch den Eingebornen zu, sie sollten nur auf den Wallfischfang gehen und da sie es nicht helfen könnten (denn es können sich dabei doch nicht einige ausschließen), nur getrost am Sonntage fischen. Einige eingeborne Lehrer haben für diese Fangzeit einen Ausweg gefunden, die gesetzliche Strenge zu umgehen: sie schließen nämlich Diejenigen, die sich auf den Wallfischfang begeben, ganz freundlich so lange von der Klassen-Versammlung — wie sie bei den Wesleyanern besteht — aus, die sie außerdem nicht einmal besuchen können. Wenn die Fangzeit vorüber ist, so werden sie wiederum aufgenommen."

Welch' hohes Gewicht nicht nur der Methodismus, sondern der reformirte Pietismus überhaupt auf solch' unevangelischen Sabbathszwang lege, mögen ferner die regelmäßigen Berichte bezeugen, in welchen die Missionare an den zu rühmenden Proselyten außer ihren kirchlichen Leistungen besonders sorgfältig ihre mehr oder minder genaue Beobachtung der Sabbathsgesetze zu notiren pflegen. Ebenso sind charakteristisch Aeußerungen, wie z. B. die des Missionar Krapf, welcher von den deutsch-lutherischen

Christen in diesem Punkte größere Strenge fordert und davon nicht weniger als die Herzensstellung jedes Einzelnen zu Gott und das Gelingen der Mission abhängig macht[1]), oder die des bekannten Missionspanegyrikers Hamilton, welcher sich über dieselbe Frage unter Anderem folgendermaßen ausspricht: „der Sabbath muß als das hauptsächlichste Bollwerk und als die wichtigste Einrichtung des Christenthums angesehen werden. Durch die Art und Weise seiner Heilighaltung wird in jeder Gegend der Standpunkt der religiösen Gesinnung bestimmt" u. s. f.[2])

Zum Beten aber, als dem dritten specifisch pietistischen Hauptwerk, kann nicht das stille und freie Beten zu jeder Stunde im einsamen Kämmerlein gezählt werden. Denn das ist ja auch den Ungläubigen eigen. Eben so wenig das gemeinsame Beten im öffentlichen Gottesdienst. Denn da sind ja Bekehrte und Unbekehrte, Weltkinder und Gotteskinder, Schafe und Böcke aufs Aergerlichste durch einander gemischt. Nein, das Beten, an dem jeder Pietist den andern sogleich erkennt, ist das Beten „in den Schulen und an den Ecken auf den Gassen" d. h. in den Extraversammlungen, Conventikeln, Knieekränzchen u. s. w., in Synagogen, Privathäusern hin und her[3]). Besonders aber ist hieher

---

1) Beleuchtungen der Missionssache a. a. O. 1846 p. 6 ff.

2) A. a. O. p. 389. Wer denkt hiebei nicht auch an so manche Conflikte, welche überall, wo der Pietismus herrscht, mit der bürgerlichen Ordnung aufs muthwilligste provozirt werden, wie z. B. in Basel, wo die Frommen aus der Sitte des Thorschlusses den ganzen Sonntag über eine wichtige Frage des Christenthums und des Bekenntnisses zum Herrn machten. Vgl. Volksbote 1850 p. 90, 91. Daß mit Vorstehendem der Segen einer ächt christlichen, frei-evangelischen, nicht gesetzlich pedantischen Sonntagsfeier nicht im Geringsten bestritten werden soll, bedarf keiner Versicherung.

3) Ueber das unbedingte Recht und die sehr bedingte Möglichkeit der Conventikel, über die zweifelhafte Erbauung und den unzweifelhaften Fanatismus, und den unchristlichen Hochmuth vgl. das sehr besonnene und umsichtige Votum Rothe's in seiner Ethik III. p. 173 ff.

zu rechnen das eigens durch die Mission aufgekommene, von allen Gläubigen auf dem ganzen Erdenrund pünktlich zu vollziehende Beten in knieender Stellung für gewisse Dinge an gewissen, zum voraus bestimmten Monats=, Wochen= und Tageszeiten. Bekannt ist namentlich die Bedeutung, welche für die äußere Mission je der Vormittag des ersten Montags in jedem Monat hat. In eigentlich bekehrten Kreisen aber detaillirt sich dieses Geschäft noch ganz bedeutend. So entwirft z. B. der Heidenbote für seine gläubigen Leser folgende Gebetsliste:

„Sonntags: für alle Missionsgesellschaften, Missionsanstalten und Missionsvereine;“

„Montags: für die Mission und Missionarien in Europa, namentlich unter Juden und Türken;“

„Dienstags: für diejenigen in Asien;“

„Mittwochs: für diejenigen in Afrika;“

„Donnerstags: für die amerikanischen Missionen;“

„Freitags: für die Ausbreitung des Evangeliums in Australien;“

„Samstags: für die Missionarien, die sich auf der Reise zu Wasser und zu Lande befinden.“

„Es bedürfte dabei nicht gerade einer Kenntniß und Nennung aller einzelnen Gesellschaften, Stationen, Missionarien 2c. noch auch überhaupt vieler Worte, sondern es wäre genug, mit der ganzen Inbrunst eines gläubigen Herzens dem Vater unsers Herrn Jesu Christi zu sagen: „„Lieber Vater im Himmel, wir bitten dich im Namen unsers Herrn Jesu, daß du alle Missionsgesellschaften 2c., oder: alle deine Knechte, welche dein Evangelium in Asien unter den Heiden verkündigen, in Gnaden segnen und fördern wollest und das Reich der Gnade und Herrlichkeit zu ihnen kommen lassest um deiner Liebe willen!““ Wem es denn gegeben ist, im Laufe des Tages ohn' Unterlaß zu beten, der mag sich eine noch speciellere Liste für jeden Tag vornehmen, und die Runde machen mit seinem Gebet bei allen Gesellschaften, An=

stalten und Stationen in der ganzen Welt, und so seine müßigen Augenblicke mit Gebet ausfüllen, deren Frucht ihn der Herr wird sehen lassen an dem großen Tage der Vergeltung [1])."

Das letzte und hauptsächlichste Werk des Pietismus aber, auf welches er sich am meisten zu gute thut, und auf welches er täglich Freunde und Gegner mit einer Ruhmredigkeit und Posaunenbläserei ohne Gleichen hinweist, sind die Almosen. Aber nicht alle Almosen im gleichen Sinn. Zwar ist er auch auf seine sonstige Wohlthätigkeit, auf seine Barmherzigkeit gegen inländische Arme, gegen Kranke, verwahrloste Kinder u. s. f. nicht wenig stolz, und hat er in dieser Beziehung wirklich Verdienste, die wir ihm nicht im Allergeringsten zu schmälern gedenken. Aber wenn er aufrichtig ist, so muß er bekennen, daß er in Bezug auf solche gemeinnützige Unternehmungen vor den sogenannten Ungläubigen, den Aufgeklärten, kirchlich Gesinnten u. s. f. keinen Vorzug hat, daß die Gustav-Adolf-Vereine, die protestantisch-kirchlichen, die gemeinnützigen und hundert andere dem Pietismus abgewandte Gesellschaften für leibliche und geistige Hebung, Aufklärung und wirkliche Christianisirung der untern Volksklassen ungleich mehr gethan haben als das in solchen Dingen oft sehr unpraktische, im Nebel herumfahrende Gefühlschristenthum. Nicht Barmherzigkeit, Aufopferung, Mildthätigkeit überhaupt ist deßhalb ein specifisch pietistisches Merkmal. Wenn einer auf solche Zwecke auch alle seine Zeit und Kraft und sein ganzes Vermögen verwendet hätte, so würde er sich in jenen Kreisen doch nicht eines solch' himmlischen Geruchs von Gläubigkeit zu erfreuen haben, wie dagegen ein Anderer, der verhältnißmäßig vielleicht nicht den zehnten Theil in Vergleich zu jenem geopfert hat, aber das Wenige geopfert hat an ein specifisch pietistisches Werk. Nein, nein, nicht Almosen im Allgemeinen berechtigen zum Heiligenschein, nicht Werke, an denen Kinder Gottes und Kinder der Welt gemeinsam arbeiten.

---

1) Heidenbote 1842 p. 4.

Nein, dazu bedarf es ganz eigenartiger, ganz ungewöhnlicher, über alle anderen erhabener Liebeswerke, solcher, welche schon durch ihre Absonderlichkeit sich eignen, ganz ausschließliches Monopol der Bekehrten zu werden. Welches aber aller christlichen Werke, welche aller christlichen Pflichten sollte sich hiezu besser darbieten, als die, welche, wenn auch nicht die geringste, doch der Natur der Sache nach nicht die nächste ist für den gewissenhaften Christen! welche aller göttlichen Aufgaben sollte mehr im Stande sein, von den lauen Weltchristen, den Unbekehrten, den Weltkindern (deren Liebe nach dem Worte Jesu, Matth. 10, 5. 6, ihre Kreise stets aus der Nähe allmälig in die Ferne, statt umgekehrt, zieht) zu unterscheiden, als die große Aufgabe der äußern Mission! Diese also angegriffen mit aller Kraft! aber, ja nicht still und bescheiden, wie es ein simpler Weltchrist, ein Unbekehrter, etwa thun würde, nicht als eine Aufgabe neben andern, nicht als ein Werk, das nicht weniger, aber auch nicht mehr Werth an sich selber hat, als jedes sonstige christliche, ja nicht als einen einzelnen Gegenstand christlicher Barmherzigkeit, neben dem es hundert andere gibt, von denen jeder Christ sein Geld und seine Thätigkeit dem- oder denjenigen zuwenden mag, für die er eben den meisten Beruf hat[1]). Nein, „if you will do something, you must make a stir.“ Darum Fahne aufgepflanzt, Posaune

---

1) Daß sich aus Matth. 28, 19 für die Kirche im Allgemeinen die Pflicht zur Heidenbekehrung ableiten lasse, muß zugegeben werden. Daß aber an der Ausführung dieser Pflicht jeder einzelne Christ sich zu betheiligen habe, folgt daraus so wenig, als daß jeder Einzelne an die hundert übrigen pflichtmäßigen Werke der Kirche mit Hand anlegen, oder ein Reicher seine Gaben nothwendig auf all die tausend wohlthätigen Anstalten zersplittern müsse, die sich unter den Gesichtspunkt der christlichen Pflicht, der nothwendigen Aeußerung christlicher Liebe bringen lassen. Vielmehr ist hier das Princip der Arbeitstheilung ganz am Orte, und könnte selbst gegen eine solche Anwendung dieses Princips nicht viel eingewendet werden, wie es Schleiermacher vorschlägt, Christliche Sitte p. 378 ff. und Beilage D.

an den Mund, Schwert an die Lenden, „her zu uns, wer zum Herrn gehört!“ (Exod. 32, 26.) Ein Parteizeichen, eine Parole, ein richtendes Schwert muß die Mission werden zur Scheidung der Gläubigen und der Ungläubigen, der Gottes- und der Weltkinder, der wahren und der Scheinchristen auf Erden — da doch Christus so lange zögert und uns Weizen immer noch unter dem Unkraut, uns sanfte Schäfchen immer noch unter den Wölfen, uns gesunde Fische immer noch mitten unter den faulen läßt! Kommen wir ihm zuvor, erleichtern wir ihm sein Geschäft, mahnen wir ihn, daß es Zeit ist, und ziehen hinaus aus dem brennenden Sodom der Welt und dem einsturzdrohenden Babel der Kirche hin in die feste, hochragende, von allen Seiten glatt abfallende Burg der äußern Mission! So rufen sie, die Wächter, die auf Zions Mauern stehen, so Tausende verirrter, verblendeter, im Herzen ihrer Mutterkirche untreu gewordener Schafe, so — ich bekenne es mit Scham — selbst Hunderte von Hirten, welche längst mit kirchenfeindlichem, antichristlichem Pharisäismus in geheimem Bunde stehend, nichts desto weniger in der Kirche zu bleiben und täglich ihr Brot zu essen sich nicht schämen, ja — o Frechheit aller Frechheit — den echten Freunden Christi und seiner Kirche den Austritt aus dieser zu empfehlen wagen! Wahrlich, wenn ich der pietistischen Mission all' ihre Fehler und Gebrechen verzeihen, wenn ich wegsehen könnte über ihr ärgerliches Dogmengezänk, ihre polternde Schroffheit und ihr seelenverderbliches Phrasenwerk: die ungeheure Werkgerechtigkeit und den namenlosen geistlichen Hochmuth könnt' ich nimmer verzeihen, dem sie zum hauptsächlichsten, fernhin leuchtenden Mittelpunkt dient und durch den sie aus hundert Heiden vielleicht eben so viel Christen, aber gleichzeitig aus tausend Christen etwas Aergeres als Heiden, Ehebrecher, Mörder, nämlich verstockte, fanatische Pharisäer macht. Und mögen wohlmeinende Menschenfreunde die hier und dort zu Tage tretenden, segensreichen Einflüsse der äußern Mission noch so hoch anschlagen: der unerhörte Humbug, durch den dieselben

übertrieben und das fanatische Parteiinteresse, zu dessen Zwecken sie ausgebeutet wurden, rufen vernehmlich genug in Aller Gewissen und werden einst durch die Geschichte rufen: „sie haben ihren Lohn dahin."

Sind diese Anklagen — die schwersten, die sich erheben lassen — und, ich bekenne, die ernstlichsten, wesentlichsten, die ich überhaupt gegen den Pietismus und seine Mission zu richten habe, begründet oder nicht? Ich berufe mich zum Erweis meiner Behauptungen zunächst auf die Erfahrung aller Unparteiischen, welche je einem Missionsfest beigewohnt, oder je das Treiben der Missionsprediger, Collektoren und Colporteure in Kirchen, Schulanstalten und auf dem Lande herum — von dem eines Tetzel und Samson oft in nichts verschieden — beobachtet haben. Zu welchem Erkennungszeichen und Gerichtsstuhl wird da überall die Betheiligung an der Mission gestempelt, zu welch unmoralischem Druck auf Gewissen und Geldbeutel nicht nur der Erwachsenen, sondern selbst der unmündigen Kinder wird da oft Zuflucht genommen, welch blauer Himmel wird den Steuernden, welch nächtige Hölle wird den Nichtsteuernden von pietistischen Anstaltslehrern, Stundenhaltern und Missionskapuzinern nicht in Aussicht gestellt! Doch das sind Excesse der Dii minorum gentium, die von ihren Obern gerade so ausgeschickt und hintennach mißbilligt werden, wie die Ablaßprediger seiner Zeit von Päpsten und Bischöfen ausgeschickt und nach Umständen mißbilligt wurden. Halten wir uns deßhalb an die Orakelsprüche dieser letztern, an die gedruckten offiziellen Aussprüche der Leiter, Prediger und Schriftsteller des äußern Missionswesens. Billig lassen wir Hoffmann, dem gewesenen Missionsinspektor von Basel und dem berühmtesten Schriftsteller in diesem Fache, hierin den Vortritt. In seiner Schrift: „Eilf Jahre in der Mission" macht er zwar zuerst einer leisen Regung von Scham das Zugeständniß, die Mission solle „nicht zum Hauptkennzeichen des Christenthums" gemacht, es solle durch dieselbe „nicht ein neuer Ablaß-

skandal eingeführt werden." Unmittelbar daran aber schließt er die Forderung: „es sei die Missionskunde als ein Gährungsstoff in die Masse der Kirche hineinzuwerfen, um in dem ununterscheidbaren Chaos eine Scheidung hervorzurufen!" und bekennt es offen als Absicht seiner Partei, durch das Missionswesen „die evangelische Kirche in zwei Lager zu scheiden, Freunde und Feinde der Mission[1])." Dem entsprechend erklärt er in seinem Aufruf an die französisch-reformirte Christenheit den eventuellen Freunden und Feinden der Mission geradezu: „Wer Christ sein will, hat alle seine Kräfte auf die Bekehrung der Heiden zu verwenden; wer aber diese Pflicht außer Acht setzen oder sagen würde, daß ihn das nichts angehe, schließt sich durch seinen Unglauben selbst von dem Orte aus, wo einst die unzählbaren Schaaren det bekehrten Heiden ihre Lob- und Freudengesänge werden ertönen lassen[2])." Ist das nicht deutlich gesprochen? Der wissenschaft- und kirchenfeindliche Pharisäismus dieser Richtung spricht sich aber besonders klar in einem andern Werke desselben Verfassers aus. In seinen „Missionsfragen" stellt er das glorreiche Werk der Heidenbekehrung vorerst der freien Theologie in folgender bescheidener Weise entgegen: „Ihr (nämlich der Pietisten) Glaube ist nicht nur auf den Kanzeln, in Erbauungsschriften, in Schrift und Lied ausgesprochen, es ist ein in die That gesetzter. Denn sie bringen in demselben Opfer, wie wir sie freilich von unsern Fieberpatienten nicht fordern dürfen, die das Fieber schwächt. Nur werden sie uns die Lächerlichkeit nicht zumuthen, daß wir einmal die Zimmer- und Federhelden, die der aufopfernden Arbeit aus dem Wege gehen und die leichte des Schreibens

1) Hoffmann, Eilf Jahre in der Mission p. 112 ff.

2) Appel aux amis p. 6.

vorziehen, für die Starken halten sollen, wenn sie gleich vor unsern Augen schlottern, dagegen die Rüstigen, welche über Land und Meer gehen oder senden, für die Schwachen und Kranken. Das starke religiöse Bewußtsein und die Zuversicht desselben ist da, wo die Mission ist[1]." Gegen die verhaßten Hegelianer, welche an die Denkkraft der Gläubigen so unbillige Forderungen stellen, wendet er sich insbesondere in folgender liebenswürdiger Weise: „Ich stehe gar nicht an, wie die kirchliche Missionsgesellschaft in England sagt: lieber gar keine Mission als einen einzigen Puseyten in derselben, so in Bezug auf die Philosophen (Hegelianer) zu sagen: lieber keine Mission als diese Giftmischer im Leben des Geistes in derselben! Ich kann mir zwar einen Hegelianer der alten Schule denken, der, weil er die Consequenz des Systems nicht gewahr wird, in Redlichkeit das Amt der Predigt begehrt.... Aber einen der Negationsmännlein des rechten Schlags kann ich weder in der Heimathkirche im Amte sehen, ohne daß mich die Schmach seiner Heuchelei anekelt; noch würd' ich ihn meinerseits in der Mission dulden. Möchte er immerhin alle Symbole unterschrieben haben, so lange er das Losungswort der reinen Immanenz nicht aufgäbe, könnt' ich ihn nur als verkappten Feind der Mission betrachten, als Verräther in der Reihe der eigenen Streiter[2]." Und dieselben Zeloten, die so über wissenschaftliche Fragen absprechen, deren wahre Bedeutung sie auch nicht von ferne zu erfassen im Stande sind, machen den Wissenschaftlichen einen Vorwurf daraus, daß sie sich an ihrem Werke nicht betheiligen! Dieselben Heuchler, die uns als Ungläubige von vornherein ausschließen, begründen hintennach vor dem Volk ihre Anklage auf Unglaube wider uns darauf, daß wir uns nicht

1) Hoffmann, Missionsfragen I. p. 231.
2) Hoffmann, Missionsfragen I. p. 237.

an sie anschließen! In demselben Parteigeist geht aber jenes classische Werk fort. Die Mission wird im Ferneren eines der kräftigsten Mittel genannt, „um bei uns zu Hause den Proceß, der zwischen falscher Gnosis und biblischem Glauben geführt wird, zu einem für letztern günstigen Ende zu führen [1]." Das Verhältniß aber, in das sich die Mission zum allgemeinen kirchlichen und objektiv sittlichen Leben setzt, charakterisirt sich unter Anderem in Hoffmann's Auseinandersetzung, daß unter „Kirche" nicht die Landeskirche, sondern das „gläubige Volk" d. h. der Pietismus zu verstehen sei, sowie in der Bemerkung: „um das Christenthum in That und Leben anschaubar zu machen, genüge weder Kirche noch Predigt, noch Familienleben, noch Vereine, wie der Gustav-Adolf-Verein, der aus so vielen schwer zusammen verträglichen Elementen zusammengesetzt sei, noch Bibel, noch Kirchengeschichte, sondern nur die äußere Mission! Da sei Frische und Lebendigkeit, da Kraft und Leben, ohne orthodoxe Systemformel, ohne enge Umzäunung [2]." Welche Frische und welches Leben, welche Freiheit von enger Umzäunung unsere Missionshelden in der That beseelt, haben wir oben bereits mannigfach gesehen. Missionsinspektor Hoffmann selbst aber liefert hiezu den besten Commentar, indem er bald nach Niederschreiben jener Stelle behauptet, der rechte Glaube, die rechte Liebe, das rechte Leben solle in die Kirche kommen durch die äußere Mission, aber nur vermittelst Ausschluß aller Rationalisten, Hegelianer, Quäker, Swedenborgianer u. s. f. Für giftige Gewächse aber im Kirchengarten sollte außerhalb desselben ein eigenes Viridarium bestehen [3]). Mit andern Worten, das

1) Hoffmann a. a. O. I. p. 249.

2) A. a. O. I. p. 253 ff.

3) A. a. O. Fortsetzung des Obigen I. p. 293 ff.

ist der langen Rede kurzer Sinn: die äußere Mission soll der Sammelplatz werden für alle Pietisten und Orthodoxen aus allen Sprachen, Ländern und Confessionen, um von da aus mit vereinter Kraft alle freieren Gegner, alle Andersgläubigen, alle Denker, wie sie auch heißen mögen, als „Giftmischer" miteinander aus der Kirche zu treiben, und nach ihrer Entfernung sodann eine Gemeinde zu gründen voll Kraft und voll Leben, voll Frische und voll Lebendigkeit, ganz „ohne enge Umzäunung." Wie reizend! Schade, daß so herrliche Ideale, wie Schiller klagt, so schwer zu verwirklichen sind, so leicht dahinfallen „der rauhen Wirklichkeit zum Raube."

Daß aber die oben gefundenen pharisäischen, parteisüchtigen und antikirchlichen Grundsätze wirklich die der „Missionsfreunde" im Allgemeinen sind, geht aus vielen andern Aeußerungen derselben hinlänglich hervor. So belehrt uns z. B. das Calwer Blatt, die Mission müsse frei bleiben, sie dürfe nicht „verkirchlicht" werden. Warum nicht? „Weil die Kirchen aus gläubigen und ungläubigen Elementen zusammengesetzt sind, die Mission aber nur durch freie Vereine betrieben werden kann, welche sich aus den gläubigen Mitgliedern der Kirche bilden[1]." Noch deutlicher offenbart uns dasselbe Blatt seine Meinung in einem spätern Jahrgang: „Die Thätigkeit für die Mission," behauptet es zuerst, „sei eine allgemeine Christenpflicht, ohne deren Erfüllung Niemand den Herrn schauen wird," und fährt bald darauf fort: „in der Kirche seien Unkraut und Weizen, gute und faule Fische durcheinander. Aber recht betrieben könne die Mission nur durch die Wiedergebornen werden. An ihnen erwache die Blüthe der christlichen Menschenliebe, der Missionssinn[2]." Da die

1) Calwer Miss.-Bl. 1841 p. 1 ff.; 1845 p. 106 ff.

2) Beleuchtungen der Missionssache, Beilage zum Calwer Blatt 1843 p. 33, 35.

Mission aber nach dem einstimmigen Urtheil des Pietismus recht betrieben wird, so folgt mit Nothwendigkeit, daß unter den Missionsleuten einzig die Wiedergebornen, der Weizen, die Blüthe der christlichen Menschenliebe zu finden ist, alle Andern aber den Herrn nicht schauen werden. Es thut mir sehr leid, sagen zu müssen, daß selbst viele Geistliche unsrer Landeskirche, die ich mit obigen Pharisäern keineswegs auf Eine Linie stellen will, doch zur Verbreitung solch frevelhaften geistlichen Hochmuthes im Volk wider Willen das Ihrige beitragen. Namentlich trifft dieser Vorwurf sehr viele Prediger, welche an den jährlichen Missionsfesten in Bern auftreten. So erklärt, um aus vielen Beispielen nur zwei hervorzuheben, der Festprediger vom Jahr 1858, den Text Matth. 16, 32 ff. behandelnd, zwar ausdrücklich, daß das Besuchen der Missionsfeste, das Halbbatzengeben, Sammeln u. dgl. es noch nicht thue, daß manche der gegenwärtigen Festbesucher nicht Weizen seien u. s. w., stellt aber nichtsdestoweniger das ganze heutige Missionswesen bis auf das Collektiren und Missionspredigen herab unter den ausschließlichen Gesichtspunkt eines Bekenntnisses zum Herrn, eines Martyriums zu seiner Ehre (der Beifall der Frauen, das Modegeläuf der Frommen, die gegenseitige Vergötterung der Parteigenossen ist wohl auch Martyrium?) und leitet alle Angriffe dagegen schlechthin aus dem Geiste des Unglaubens und des Weltsinns ab. Ja, er identificirt das Bekenntniß zum Herrn mit dem zur Mission so sehr, daß er auf Diejenigen, welche sich zur letztern nicht bekennen werden, das Wort anzuwenden nicht Anstand nimmt: „*wer mich verläugnet vor den Menschen, den will ich wieder verläugnen vor meinem himmlischen Vater.*“ Endlich bezeichnet er deutlich genug sie selbst, die Missionsfreunde, als „das Salz der Erde,“ als die „Gerechten,“ als „den Kern gläubiger Seelen,“ von denen zum guten Theil es abhange, ob der Herr sich zu unserm Vaterland bekennen oder es verläugnen

werde[1]). In ähnlicher Weise faßt der Festprediger vom Jahre 1859, über Ps. 116, 10 redend, das Sichbekennen zum Herrn hauptsächlich als Bekenntniß zur Bibel- und Missionssache auf und behauptet ganz offen, das Verhältniß des Gläubigen zu letzterer sei „nicht nur etwa der Wärmemesser seines Eifers für das Reich des Herrn Jesu Christi, sondern geradezu für ihn das sicherste Lebenszeichen[2]).“ Zum mindesten sehr mißverständlich sind ferner die Ausführungen in einer Missionspredigt eines unsrer angesehensten Landesgeistlichen, dem zufolge Diejenigen, welche nur (!!) ihre eigenen Seelen und die ihrer Kinder auf den Weg der Wahrheit leiten, aber an der eigentlichen Heidenmission sich nicht betheiligen, „dummes Salz,“ „todte Glieder am Leibe des Herrn,“ genannt werden, „würdig, aus der herrlichen Gemeinschaft des Herrn ausgestoßen zu werden[3]).“ Für höchst bedenklich muß ich es endlich halten, wenn ein anderer sehr ehrenwerther und verdienter Geistlicher unsrer Landeskirche[4]) in einem stark verbreiteten Traktate die Behauptung aufstellt, „unser Glaube sei ein leerer, todter Glaube, der uns nicht selig machen kann, wenn wir nicht mithelfen, die Heiden zu bekehren;“ „unser ganzer Gottesdienst sei eitel, wenn wir uns um die Bekehrung der Heiden nicht bekümmern;“ „unser Ge-

---

1) Nachricht von der 19. Jahresfeier der Bibel- und Missionsgesellschaft in Bern p. 6, 7 ff., 10, 12 f., 14, 16.

2) Nachricht von der 20. Jahresfeier rc. p. 10, 13.

3) Die nothwendige Wirksamkeit der Erlösten nach außen hin. Missionspredigt gehalten in Biel, herausgegeben von Ed. Güder, Vikar. Vgl. besonders p. 4, 11, 13.

4) Daß ich es wage, so offen manche meiner geehrten, von mir selbst theilweise hochgeschätztesten Collegen zu tadeln, mag diesen einen Beweis von dem unbedingten Vertrauen sein, das ich in ihre Fähigkeit setze, ebenso Person und Sache von einander trennen, wie die Begriffe von Gegner und Freund mit einander verbinden zu können.



bet sei ein falsches und eitles, das Gott nicht gefallen mag, wenn wir nicht helfen die Heiden bekehren," und wenn er endlich an Missionsgegner und Missionsfreunde folgende Apostrophe richtet: an die Erstern: „Und nun, Geliebte in dem Herrn, wird der Richter der Welt einst auch dich und mich fragen: hast du dich dieser Geringsten und Unglücklichsten angenommen? hast du diese Gefangenen durch das Wort vom Kreuz erledigt? diesen Durstenden und Hungernden das Evangelium gebracht? oder hast du beigetragen und mitgewirkt, daß es ihnen von Andern gebracht werde? Wenn wir auf diese Fragen antworten müssen: nein, Herr, ich hab' Nichts gethan, so wird Er antworten und sagen: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln! ihr wußtet meinen Willen und habt ihn nicht gethan;" an die Freunde aber: „Lege dein Scherflein zur Bekehrung der Heiden in die Missionsbüchse, kannst auch zu Hause eine solche haben. Lege viel oder wenig ein, aber regelmäßig. Der große Strom der Missionseinnahmen kommt meist aus dem Zusammenfließen kleiner Bächlein. Du legst somit dein Geld in die himmlische Bank, allwo es nicht nur 30-, 60- und 100fältige Zinsen trägt, sondern wo der unaussprechlich herrliche Gnadenlohn uns in der Ewigkeit wartet[1])." Also all' die Tausende frommer Helden, Prediger, Kirchenlehrer, Reformatoren und einfacher redlicher Christen, welche im festen Glauben an ihren Erlöser gestorben sind, aber von mannigfachen Kämpfen und andern Arbeiten umgeben, für die ferneren Heiden zu wirken sich nicht berufen sahen, haben sich deshalb eines leeren, todten Glaubens getröstet? ihr ganzer Gottesdienst war eitel? alle ihre Gebete waren falsch und eitel, Gott mißfällig, weil sie nicht halfen, die

---

1) „Mein Lieber, willst du ein Christ sein, so hilf die Heiden bekehren," eine Ansprache an das gesammte Christenvolk von F. Küpfer, herausgegeben von der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel, p. 14—21.



Heiden bekehren? über sie ist ergangen das Wort: „geht von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln?“ alle die aber, welche in geistlicher Vielgeschäftigkeit für die Heiden beten, laufen, Missionsversammlungen besuchen, beweisen damit die Aechtheit ihres Christenthums? alle die, welche ihr Geld in die Missionsbüchse legen, haben es in eine himmlische Bank gelegt, wo es 30-, 60-, 100fältige Zinsen trägt? Aehnlich hat neulich der Lord Bischof von Ripon an einem Jahresfest der englischkirchlichen Missionsgesellschaft gepredigt. So lautet der Schluß dieses oratorischen Kunststücks: „Bei aller Köstlichkeit des Evangeliums, bei den unsterblichen Hoffnungen, welche sich darum häufen, bei dem gesegneten Ausgang, der auf die Entwickelung von Gottes ewigem Rathschluß, die Herrschaft der Welt dem Herrn Jesus zu geben, folgen wird, bei der dringenden Liebe Christi fordere ich euch auf, euch selbst mit aller Kraft an die Bekehrung der Heiden dahinzugeben. Gebt Zeit, gebt Gebete, gebt Geld, gebt Kraft, gebt Einfluß, um das Reich des theuren Sohnes Gottes zu fördern; dann sollt ihr Theil haben an der Herrlichkeit seines zweiten Kommens, dann sollt ihr mit den Erlösten stehen um seinen Thron und hören den herrlichen Gruß: „„Komm du guter und getreuer Knecht und gehe ein zu deines Herrn Freude.““ Amen [1].“ Ich frage: wo bleibt bei solchem Predigen noch ein Unterschied von dem berüchtigten:

Wie das Geld im Kasten klingt,
Eine Seele aus dem Fegfeuer springt?

Wo bleibt da das Bollwerk protestantischer Freiheit, Innerlichkeit und Idealität: die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben, d. h. einzig aus dem Innern der gottesfürchtigen Gesinnung heraus? Ich weiß, daß unsre sämmtlichen Missionsprediger

1) Proceedings of the Church Miss. Soc. 1861 p. 15 f.

solche Bedenken sehr weit von sich werfen und uns belehren werden, daß das Missionssteuern „das sicherste Lebenszeichen,“ „der beste Wärmemesser für christlichen Eifer,“ eine „fruchtbare Geldanlage in der himmlischen Bank“ u. s. w. nur unter der Voraussetzung des dazu treibenden Glaubens sei. Aber gerade so haben zu allen Zeiten die erleuchtetsten katholischen Kirchenlehrer die Lehre vom Ablaß, von genugthuenden Werken vertheidigt, als einzig bußfertigen und gläubigen Herzen zu statten kommend [1]). Ich sage aber: das ist die „reservatio mentalis“ der Theologen. Im Interesse aber des Geldmachens, der Parteisucht und des oratorischen Effektes wird gemeiniglich so gepredigt, daß trotz allen Redens von Christo, von Gnade u. s. w. im Volk die Grundsäule des protestantischen Glaubens untergraben und eine dünkelhafte, pharisäische Werkgerechtigkeit aufgerichtet wird, wie sie in heilloserer Weise weder von Jerusalem noch Rom je ausgegangen ist.

Die Aehnlichkeit mit letzterem voll zu machen, wird übrigens in England nicht nur nach der Höhe des einmaligen oder jährlichen Beitrags die zeitweilige oder lebenslängliche Stellung als Mitglied oder „Governor“ der kirchlichen Missionsgesellschaft be-

1) Vgl. außer den hier einschlagenden Stellen in Möhler, Bossuet, Ullmann (Reformatoren vor der Reformation) besonders Bellarmini secundi tomi controv. IV. de poenit. l. IV. c. 2 ff., 7, 11, 12 (certum est, non posse homines sine Dei gratia boni aliquid agere, remissionem autem peccati quoad poenam temporalem, ita fatemur esse gratuitam, ut etiam per satisfactionem acquiri posse non dubitemus. Gratuitam esse dicimus, quia sine gratia Dei satisfacere non possemus, acquiri nihilominus per satisfactionem asserimus, quia ipsa opera bona et poenitalia per spiritum Christi facta, ex condigno reatum poenae temporalis expungunt), sowie die authentische Erklärung des Tridentiner Concils sess. XIV. c. VIII.: „Neque vero ita est nostra satisfactio haec, ut non sit per Christum Jesum. Nam qui ex nobis tamquam ex nobis nihil possumus: eo cooperante, qui nos confortat, omnia possumus. Ita non habet homo, unde

stimmt 1), sondern wir finden auch in den Jahresberichten aller Gesellschaften (in keinem aber mit so ekelhafter Gründlichkeit und geographisch durchgeführter Controle über die Gentry der verschiedenen Grafschaften, Diöcesen, Pfründen, Weiler, wie in den englischkirchlichen) Verzeichnisse aller Beitragenden nach Namen, Rang, Titel, Pfund, Schilling, Pfennig in einer Ausführlichkeit und voluminösen Arroganz, welche zu der ganzen vielgepriesenen Frömmigkeit Englands einen äußerst sprechenden Commentar liefert. Ebenso bezeichnend ist die in den meisten Gesellschaften aufgekommene Uebung, ihren Jahresberichten gleich förmliche, juridisch abgefaßte Testamentsformulare mitzugeben zu Handen solcher Frommen, welche, ihr Seelenheil bedenkend, etwa Vermächtnisse zu Gunsten der Mission zu machen geneigt sein sollten. Wie fromm gedacht! So ein hochnäsiger Lord, welcher die ganze Menschenwelt stets wie einen Ameisenhaufen zu seinen Füßen angesehen hat, so ein dickleibiger Liverpooler Krämer oder kaltherziger Manchester Spinner, welcher in seinen Fabriken Hunderte und Tausende nach Gottes Ebenbild geschaffener Kinder Jahre lang ausgebeutet, geschunden, nach Leib und Seele verkrüppelt hat, Sonntags aber stets ehrbar, das Psalmbuch unter dem Arm, zur Kirche geschritten ist und stets gar eifrig deklamirt hat gegen die Sonntagsvergnügungen des Volks und den zunehmenden Unglauben, liegt auf seinem Sterbebette. Zwar wird er in die unterste Hölle fahren, für die er zeitlebens einzig gearbeitet. Aber, was schadet es? Schnell läßt er Notar und Zeugen kommen und vermacht eine reiche Gabe der kirchlichen Missionsgesellschaft, er, der zeitlebens nie ein Herz für seine Fabrikkinder gehabt, er, der gleichgültig geblieben ist, wenn die Zeitungen allwöchentlich die

---

glorietur, sed omnis gloriatio nostra in Christo est, in quo vivimus, in quo meremur, in quo satisfacimus, facientes fructus dignos poenitentia."

1) Laws and Regulations of the Ch. Miss. Soc. III. IV. V. XX.

entsetzlichsten Fälle von Hungertod berichteten, er, der das Publikum nach Kräften auszubeuten und Verwandte beim Erben zu übervortheilen nie für eine Sünde gehalten, er hinterläßt sterbend ein Testament zu Gunsten der fernen Heiden! Damit ist sein Gewissen beruhigt, der Himmel geöffnet, seine Familie geehrt, und im nächsten Manchester Guardian oder Birmingham Times erscheint ein prächtiger Nekrolog über den sel. verstorbenen, äußerst ehrenwerthen N. N. Esq., Kirchenpatron von X. X., Ehrenpräsident von so und so viel Mäßigkeits-, Traktat-, Missions- und andern Gesellschaften, Gönner der Künste und Wissenschaften, der, nachdem er zeitlebens ein Vater der Armen, ein Wohlthäter der Menschheit gewesen, noch in seiner letzten Lebensstunde sich großmüthigst der in Nacht und Finsterniß schmachtenden Heiden erbarmt und endlich, den und den Psalmvers auf den Lippen, gar rührend seine Seele in die Hände Gottes befohlen habe. O wenn wir bedenken, welche Motive, welche Zwecke, welche Spekulationen, welche moralische Nothzüchtigung besonders in England viele dieser Missionssteuern und Vermächtnisse aus den Geldbeuteln hervorgepreßt haben; wenn wir erwähnen, welcher Betrug des Handels, welche Ausbeutung der Nationen, welcher Schweiß der Armen, welche Seufzer elender, mißhandelter Fabrikkinder an manchen dieser glänzenden Gaben haften; wenn wir uns erinnern, wie viel Tausende täglich mit dem Hungertode kämpfender Familien, abgezehrter, nach Brot wimmernder, vor Kälte zitternder Kinder Irlands und Englands von ihren frommen missionssteuernden Nachbarn gleichgültig auf ihrem faulen Strohlager gelassen werden, weil ja ein Laib Brot oder ein Stück Geld, in einsame Hütten getragen, nicht gleich den Missionssteuern als unfehlbares Merkmal der Frömmigkeit öffentlich ausgeposaunt würde: begreifen wir da nicht endlich, warum auf den so viel bewunderten Missionsbestrebungen des frommen Albion so wenig Segen und so viel sichtbarer Fluch gelegen hat, warum da, wo Heuchelei und Pharisäismus in so reichem Maße mitgesäet, Pharisäismus und

Heuchelei auch, wie wir gesehen, reichlich mit aufgegangen sind? O wie Noth thäte es, unsern Missionsfreunden immer aufs Neue die ernsten Worte zu wiederholen, welche einst ein edler, ächt evangelischer Prediger an einem Missionsfeste in Bern, gar sehr von ihrer gewöhnlichen Redeweise abweichend, ihnen zugerufen hat: „Freilich ist dieses Werk und dieses Fest ein Werk und Fest im Dienste des Herrn und zu seiner Ehre. Aber wie nun, wenn die Schrift sagt: „„all unsre Herrlichkeit ist wie des Grases Blume““ — und anderswo: „„all unsre Gerechtigkeit ist wie ein unfläthig Kleid“ — und abermals anderswo: „das Räucherwerk ist mir ein Gräuel und eurer Feste bin ich überdrüssig“ — ist denn solches Alles nicht ein ernstes Wort der Warnung, der Demüthigung und der Mahnung, daß wir allezeit ernstlich und gehörig prüfen, auch bei unsern scheinbar schönsten Werken, ob nichts Menschliches mit unterlaufe? nichts von eigenem Ruhm oder Ehrgeiz, nichts von Einbildung und Hochmüthelei, nichts von Vertrauen auf eigene Kraft oder eigenes Verdienst, nichts von stolzer Ueberschätzung unsrer Wirksamkeit, nichts von selbstgerechtem Herabschauen auf Andere, die noch nicht so weit gefördert scheinen, z. B. auf die, welche noch nicht Theil nehmen an diesem Bibel- und Missionswerke, — ob überhaupt nichts, gar nichts vorkomme von eitler Selbstvergötterung, weder gröberer noch feinerer Art? — Siehe, von dem Augenblicke an, da etwas Menschliches in unsere sogenannten guten Werke mitflösse, von diesem Augenblicke an wären sie nicht mehr Gotteswerke, sondern Menschenwerke, nicht mehr Werke in seinem Dienste und zu seiner Ehre, sondern nur Werke in unserem Dienste und zu unserer Ehre — „nur ein unfläthig Kleid“ — ein schönes schmuckes Sonntagskleid vielleicht, glänzend und blendend für Viele, aber bei näherem Beschauen dennoch nicht ohne Flecken und Risse! So gilt in Wahrheit auch bei unsern scheinbar schönsten Werken, auch bei unsern herrlichsten Gottesdiensten, auch bei unsern scheinbar hei-

ligsten Festen doch immer wieder das ernste, entschiedene und entscheidende Wort:

Ist's Gottes Werk — so wird's besteh'n!
Ist's Menschen Werk — wird's untergeh'n[1])!

Welche Oase von Aufrichtigkeit auch mitten in einer Wüste blindester Selbstgerechtigkeit bildet das Geständniß des bekannten Hauptmanns Wheeler, welcher nach zwanzigjähriger aufopfernder Arbeit im Dienste der Mission Folgendes von sich bekennt: „Das Alles sage ich Ihnen nur, um Ihnen zu zeigen, wie weit Jemand gehen und doch sich selbst betrügen kann! Der Herr hat mir gezeigt, daß ich diese ganze zwanzig Jahre her mich selbst betrogen habe. Ich habe diese ganze Zeit her nur auf meine eigenen Anstrengungen und Werke gesehen und gedacht, sie seien ein vollkommen genügender Beweis, daß mein Glaube an Christum gesund und lauter sei. Ich baute diese ganze Zeit hindurch auf menschliche Kraft und Macht, durch welche das Werk Gottes ausgerichtet werden sollte, statt auf den Geist des lebendigen Gottes. Der heilige Geist war nie über mich ausgegossen; mein Fleisch mit seinen Lüsten und Begierden war nie völlig gekreuzigt; ich bin nie durch „„das Schwert des Geistes““ selbst getödtet und dann durch den Geist Jesu lebendig gemacht worden. Deshalb lag auch kein Segen auf meiner Arbeit 2c.[2])“

Die Werkgerechtigkeit der Missionsfreunde bildet aber eine Pyramide. Ihre Basis ruht im steuernden Publikum, ihre Mitte in den leitenden Gesellschaften, ihr Gipfelpunkt in den Missionaren. Erbauen wir uns an der seltenen Demuth der heimischen Gesellschaften. Eine erhebt sich über die andere. Jede ist frömmer, jede reiner, gerechter, gesunder als alle übrigen. Die lutherische

---

1) Nachrichten von der 13. Jahresfeier der Missions- und Bibelgesellschaft in Bern 1852 p. 8 f.

2) Heidenbote 1856 p. 11.

läßt keine gelten als sich selbst. Die Methodisten betrachten nur die ihrige als wahrhaft christlich. Die englischkirchliche aber sieht mit souveräner Verachtung auf Alles hernieder, was nicht sie ist. Sie rühmt in ihren Jahresberichten das Corps ihrer Missionare als ein so ausgezeichnetes durch Charakter, Frömmigkeit, Hingebung und als eine so getreue Copie der ersten großen Apostelschaar, daß sie hierin von keiner andern Gesellschaft der Welt übertroffen werde als von jener ersten[1]. Mit großem Wohlgefallen ergeht sie sich in Herzählung der Ehrenbezeugungen, die ihr deßhalb zu Theil geworden[2]. Ja die Committeemitglieder schämen sich nicht, sich an ihren Jahresfesten und in ihren Schriften selbst um ihrer persönlichen Bekehrtheit und ihres Gebetseifers willen öffentlich rühmen zu lassen. So wirft z. B. der Dekan von Carlisle, nota bene selbst Committeemitglied (nach §. 11 der Vereinsstatuten), in seiner Festrede vom J. 1857 die Frage auf, worin das Geheimniß des stetig fortschreitenden Segens liege, der nun seit beinahe 60 Jahren auf den Arbeiten der kirchlichen Missionsgesellschaft ruhe, und weist in Antwort auf diese Frage vor Allem hin auf die treue, hingebungsvolle Thätigkeit der Committeemitglieder, auf die Tüchtigkeit der von ihr ausgesandten Missionare, auf den ächt christlichen Geist, der unter allen Gliedern herrsche u. s. w.; dann aber fährt er wörtlich fort: „Aber es gibt noch einen Grund. Ich glaube kaum, daß es eine Gesellschaft gibt, deren Geschäftsführer und Committeemitglieder in höherem Grade Männer des Gebets sind, als es bei den Leitern dieser Gesellschaft der Fall ist. Ich weiß in dieser Beziehung mehr, als ich aussprechen darf. Das aber darf ich sagen, daß, so oft aus irgend einem fernen Missionsplatze eine bedeutungsvolle Nachricht einläuft, die anwesenden Committeemitglieder sich zu Danksagung und Gebet vereinigen, und oft,

---

1) Proceedings 1860 p. 14.

2) Ibid. p. 16.

wenn die Kunde kommt von irgend einem besondern Erfolg auf einer der Missionsstationen, geschieht es, daß Alle wie von selbst sich erheben und das Lied anstimmen: „„Lobet den Herrn, von dem alle Segnungen fließen ꝛc.[1]““ Aehnliche Lobhudeleien über ihre private Herzensfrömmigkeit und ihren fortwährenden Gebetsdrang lassen die Committeemitglieder auch sonst reichlich in der Welt ausstreuen. So meldet z. B. einer, der an den Sitzungen dieser Herren offenbar selbst Theil genommen, nachdem er sich über deren sonstige exemplarische Tugenden, Aufopferung, Einsicht, Eifer u. s. w. des Weitern verbreitet hat, ferner Folgendes: „Sie selbst (sc. die Committeemitglieder) haben das Bedürfniß nach einem Erlöser in sich erfahren und haben ihn gefunden zur Freude ihrer Herzen. Sie fühlen sich gedrungen, ihre Mitsünder die gleiche gesegnete Erfahrung machen zu lassen. Fragt einen an jenem Tisch, was er ist und was er dort thut? Er wird euch antworten: Sie beugen ihre Kniee im Gebet. Ich dachte, als ich zum ersten Mal dabei anwesend war, eine neue Kraft zu bemerken bei jener oft gedankenlos gesprochenen Bitte: „Dein Reich komme,“ da sie so augenscheinlich aus so vielen gläubigen Herzen hervordrang“ u. s. w.[2]) In ähnlicher Demuth bezeugt die Pariser Gesellschaft, nach schwülstiger Lobeserhebung der Missionare, die Vorzüge der Committeeglieder folgendermaßen: „Wenn wir ferner diejenigen ins Auge fassen, welche diese heroischen Anstrengungen leiten, so werden wir nichts sehen als Eifer, ängstliche Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit, Opfer an Zeit, Arbeit, Gesundheit und — was das Geringste und Letzte in ihren Augen — Opfer an Geld[3]).“ Dies ein paar Bei-

1) Miss.-Mag. 1857 p. 355.

2) Missions and Missionaries p. 295.

3) Journal des Missions évangéliques 1826. Introduction p. X.

spiele, die in jedem Besucher von Missionsfesten sogleich eine Menge ähnlicher ins Gedächtniß rufen werden.

Doch, wie gesagt, der Gipfelpunkt des modernen Pharisäismus wird erst von den Missionaren erstiegen. Daß sich diese auf ihren Gastrollenfahrten durch Europa gegen die heimischen Geistlichen oft mit einem Dünkel benehmen, der ganz an die Selbstüberschätzung der katholischen Mönche gegenüber dem regulären Clerus erinnert [1]; daß sie ihren Stand überhaupt für einen viel würdevolleren, erhabeneren, geistlicheren erklärt haben, als den jener [2], ist das Geringste. Aber ihr Rang ist überhaupt der höchste auf Erden, vor der ihrigen schwindet jede Größe. „Durch sie werden alle Kirchen erleuchtet.“ „Durch sie wird der Eifer, die Mildthätigkeit, Aufopferung, der Gebetsdrang in Allen wach gerufen.“ „Durch den Umgang mit ihnen (bei ihren Besuchen in Europa) sind England, Deutschland, Schottland und Amerika bereichert worden [3].“ Wenn eine Stadt aus ihrer Mitte Missionare unter die Heiden schickt, so ist dies ein zwiefaches Ehrenkleid nicht etwa für jene ausgesandten Männer, sondern für die Stadt, die sie ausgesendet [4]. Wenn aber ein Missionar aus der Fremde zurückkehrt, so ist er der Ehre eines Apostels werth. Freilich wird ihm diese reichlich zu Theil. Kein Land verehrt seine Helden, wie England seine Missionare. In Thee-Meetings, in Privatcirkeln, in öffentlichen Schaustellungen, in Blättern und Gedichten wird der Held des Tages gefeiert. Aber immer noch zu wenig, immer noch seinen Verdiensten nicht ganz angemessen. Ein Missionsprediger der kirchlichen Gesellschaft tröstet deßhalb mit dem ebenfalls nicht vollkommen befriedigenden Empfang, der seiner Zeit dem Apostel Paulus in Jerusalem zu Theil geworden sei. „Möge deßhalb ein

1) Vgl. Hebich's Auftreten in der Schweiz.
2) Liverp. Conf. p. 248, 250.
3) Mullens, Results of Miss. Labours p. 43.
4) Ch. Miss. Record 1856 p. 181.

Missionar," so wendet er jene Geschichte an[1]), „nicht erstaunt oder entmuthigt werden, wenn er bei seiner Rückkehr von einer langen, mühseligen Arbeit, diese, selbst von Mitchristen, nicht so gewürdigt findet, wie sie verdient. Thatsache ist, daß sich im unbekehrten, natürlichen Herzen des Menschen stets eine große Gleichgültigkeit, ja, unter gewissen Umständen religiösen Irrthums, selbst geheime Feindschaft gegen die Bekehrungsgeschichte des Mitmenschen vorfindet, ein herzlicher Empfang aber einzig die Frucht einfältigen Glaubens und energischer Bethätigung der Liebe ist" u. s. w. Aber auf welche energischere Weise, ihr Herren, soll sich denn diese Liebe und dieser Glaube noch weiter bethätigen, da das Bisherige alles nicht genügt? Wünscht ihr, daß bei euerm Eintritt in eine Stadt, wie bei dem von Eroberern, alle Glocken erschallen und zehn Batterien erdröhnen? Aber ein Wort nur von euern Lippen, und das englische Volk wird nicht säumen, zu seinen bisherigen Ovationen noch diese Kleinigkeit hinzuzufügen. Oder begehrt ihr, daß das Volk, wie bei Komödianten und Musikkünstlern, die Pferde von euern Wagen ausspanne und euch selbst durch die gefüllten, beifallrufenden, tücherwehenden Straßen ziehe? Aber ein Wink nur von euern Augen, und alle frommen Baumwollhändler werden sich beeilen, durch solche „energische Bethätigung der Liebe" die Bekehrtheit ihres Herzens öffentlich zu bezeugen. Oder verlangt ihr vielleicht, daß eure Herrlichkeit in Stein gehauen und gleich jenen Seehelden auf Trafalgar-Square auf tausend Fuß hohe Säulen gesetzt werde? Aber solcher Säulen habt ihr bereits nicht eine und nicht zehn, sondern hunderte und tausende euch selbst errichtet. All die selbstrühmenden, poetischen Missionsberichte, all die laut ankündigenden Zeitungsartikel, all die schwunghaften Biographieen verstorbener Missionare, was

---

1) Sermon, preached at St. Brides Church before the Ch. Miss. Soc. by the Rev. Henry Venn Eliott M. A., mitgetheilt in Proceedings of the Ch. Miss. Soc. 1860 p. 6.

sind sie anders, als ungeheure Säulen, auf denen ihr euch selbst weit über allen irdischen Bereich, hoch über jede menschliche Vergleichung erhoben habt, und zu deren Füßen eine unzählbare Menge gläubig anbetet? Was wollt ihr mehr?

In der That, weiter als in den erwähnten Nekrologen und Biographien geschieht, läßt sich die gegenseitige Vergötterung unter sündigen Menschen nicht wohl treiben. Wenn übrigens mit solch „widerlichem Geniusculte“ Männer von wirklichem Verdienste gefeiert werden, wie dies z. B. in dem pomphaften Buche Campbell's über den Märtyrer von Erromanga geschieht, so mögen solche Uebertreibungen in der Sache selbst einige Entschuldigung finden. Wenn aber das geistlose Heer der Giulio Romano, Vasari, Giovanno Bruno u. s. w. doppelten Farben- und Lichteffekt auf die gemeinsten und alltäglichsten Gegenstände häuft, so wird die Sache nachgerade widerlich und haben wir in der That etwas Mühe, bei solchem Anblick nicht unwillkürlich an jene armen Heiden in Südindien zu denken, welche nicht mehr und nicht weniger als einen gewöhnlichen Engländer zu ihrem Gott erhoben und auf seinem Grabe ihm Branntwein und Cigarren geopfert haben. Wählen wir, diese Selbstvergötterung der Missionare anschaulich zu machen, nicht einige jener vielen in Jedermanns Händen befindlichen Missionstraktate, noch auch jener stets nur auf Einzelne sich beziehenden Nekrologe in den Blättern und Jahresberichten der Gesellschaften; nein, halten wir uns an die allgemeinen Aussprüche solcher Schriftsteller, welche mehr oder weniger als die Organe der englischen Missionswelt angesehen werden dürfen.

Der uns bereits bekannte Hamilton bekämpft zwar eifrig die gewöhnliche Vergötterung der Missionare. Er sagt[1]: „Viele haben sich selbst getäuscht und die Missionare hoch empor gestellt über alle natürlichen Sympathien und alle irdischen Lande. Sie haben „ihn auserwählt aus aller Auswahl Israels.“ Solche

1) A. a. O. p. 238 ff.

Charaktere waren aber selten. Es waren Wunder von Größe. Was war aber die Folge von solchem Mißverständniß? Der Bescheidene wurde entmuthigt und der Träge erhielt einen Freibrief. Wer hat nicht einen gewissen Styl widerlichen Rühmens bedauert, mit welchem diese Knechte Gottes erhoben wurden?" Aber gerade die Art und Weise, wie jener Schriftsteller diese Uebertreibungen einzuschränken und seine Kritik durch Concessionen wieder zu versüßen sucht, zeigt am besten, wie tief der Missionspharisäismus in England eingewurzelt ist. Hamilton bemüht sich nämlich nun ganz ernsthaft zu beweisen, daß die Missionare trotz all' ihrer unvergleichlichen Charaktergröße doch wirkliche Menschen, daß sie so wenig als die alten Apostel über Schmerz und Leiden erhoben, für physische Wärme und Kälte, für Freundschaft und Geselligkeit u. dgl. unempfindlich seien, daß sie so gut als wir Alle Väter und Mütter hätten und ihre Brüder und Kinder als solche anerkennten, daß sie mit einem Wort Menschen seien, mit menschlichen Gefühlen begabt, ja selbst mit menschlichen Schwachheiten behaftet [1]). Dieses erstaunliche Zugeständniß an die Endlichkeit der Missionare wird aber sogleich wieder ermäßigt durch Aeußerungen wie folgende: „Sie bewegen sich allerdings fortwährend in solchen Sphären moralischen Lebens, welche furchtbar erhaben sind. Sie sind wahrhaft groß [2]). Der Charakter unserer Sendboten darf nicht übersehen werden. Er ist so wunderbar und zweckmäßig eingerichtet, daß wir in all' unserm Unternehmen nichts finden können, was uns in gleicher Weise mit Entzücken und Erstaunen erfüllen könnte [3]). Wir haben große Ursache, erfreut zu sein und uns in unserm Werke mächtig unterstützt zu fühlen durch den hohen Styl und die ausgezeichnete Heiligkeit der Missionare, welche

1) Hamilton a. a. O. p. 239.
2) A. a. O. p. 240.
3) A. a. O. p. 150.

daran Theil genommen. Sie sind Muster, um studirt und nachgeahmt zu werden. Sie sind Verkörperungen des apostolischen Geistes[1]). Vor der Größe der Missionare muß sich jede irdische Größe beugen[2])."

Alles solche immerhin noch innerhalb der Grenzen der Menschlichkeit sich haltende Lob wird aber weit überboten durch die Art und Weise, wie die Missionare sich selber rühmen. Clarkson z. B., selbst gewesener indischer Missionar und Verfasser bekannter Schriften, wie „Indien und das Evangelium," „Christus und die Missionen," ergeht sich in dem letztgenannten Werke folgendermaßen über die Vorzüge seines Standes. Nachdem er im ersten Kapitel die Missionsgeschichte als eine Ergänzung zur Apostelgeschichte bezeichnet, dann unter der Aufschrift „Christ in the Miss. Call" den Beruf der Missionare demjenigen eines Moses, Elias, Jesajas gleich als die unmittelbare Wirkung göttlicher Offenbarungen, als das Amt, welches demjenigen Christi am nächsten komme, als eine ununterbrochene Kette von Frömmigkeit, Aufopferung, Selbstverleugnung und unbedingter Hingabe an Gott in den glänzendsten Farben geschildert hat, kommt er im 12. Kapitel, das Charakterbild dieser protestantischen Heiligen noch genauer zu zeichnen. Hier aber stehen wir vor einer solchen Bergeshöhe geckenhaftester, falstaffmäßigster Selbstanbetung, daß wir, um nicht der Erdichtung angeklagt zu werden, uns nothwendig längere wörtliche Anführungen erlauben müssen.

„In der Berufung der Menschen zum Missionswerk," so meint Missionar Clarkson[3]), „haben wir die Energie, Weisheit und Gnade Christi gesehen. Wir zeigen nun dieselbe ebenso in ihrer (sc. der Missionare) Gaben und Talenten auf. Vorerst, der Geist und das Genie der Missionare beweist die fortwährende

1) A. a. O. p. 400.
2) A. a. O. p. 426 Anm.
3) A. a. O. p. 313—346.

Selbstmittheilung Christi. Denn es gibt einen Missionarcharakter, welcher als der normale betrachtet werden darf, verschieden freilich im Einzelnen, wechselnd in der Form, aber wesentlich überall derselbe. Wir bedürfen keiner Feststellung a priori über das, was die Missionare sein sollen und sein müssen. Wir haben vielmehr thatsächliche Kenntniß von dem, was sie gewesen sind und noch sind. Eine Biographie von Missionaren, welche nicht gewisse Charakterzüge entwickeln würde, müßte als verfehlt und das Original als mißlungen angesehen werden. Denn es gibt specifische Merkmale, welche zu jedem echten Apostel gehören. . . . Laßt uns den Charakter der Missionare in seine einzelnen Bestandtheile auflösen. Er erhält seine Form von der Natur seines Amtes, welches eine doppelte Beziehung in sich schließt. Der Gesandte Gottes steht in Beziehung zu dem Gott, der ihn sendet und zu den Menschen, zu denen er gesandt ist. Wie aber bei menschlichen Gesandtschaften, so muß auch bei dieser göttlichen Sympathie obwalten, sowohl mit der Autorität, in welcher die Mission ihre Quelle hat, als mit dem Fürsten und Volk, unter welchem sie auszuführen ist. Der Missionar muß in geistiger Sympathie mit Gott, wie in geistiger Sympathie mit den Menschen stehen.“ Nach dieser Grundlegung der Prinzipien wird nun ausgeführt, wie zwar in vollkommener Weise diese doppelte Sympathie mit entsprechender doppelter sowohl göttlicher als menschlicher Natur nur in Christo bestanden habe, wie aber dieselbe gottmenschliche Mittlerschaft wenn auch in weniger vollkommener, doch ebenso wesentlicher Weise den Charakter der Missionare ausmache. Dieser wird denn auch sofort unter jenen doppelten Gesichtspunkt gestellt. Erstens als „Sympathie mit Gott.“ „Ihre Seele wird bewegt beim Anblick heidnischer Unwissenheit, weil dadurch Gottes Ruhm verdunkelt wird, heidnischen Irrthums und Aberglaubens, weil dadurch seine Wahrheit gefälscht und sein großer und unsterblicher Name entehrt wird,

heidnischer Abgötterei, weil dadurch der Ruhm des Unveränderlichen in veränderliche Dinge verkehrt wird, heidnischer Sünde, weil Gottes Gesetz verletzt wird, heidnischer Unkenntniß des Evangeliums, weil deßhalb Christus nicht als Erlöser gekannt und geliebt wird. Ein einziges großes Motiv hat es für die Missionare in Verfolgung ihres Werks gegeben: den Menschen Gottes Ruhm bekannt zu machen." Und so geht es weiter in der Ausführung eines wahrhaft gottmenschlichen Gemäldes, das schön genannt werden müßte, wenn es den Missionaren als Ideal vorgehalten würde, eine schamlose Aufschneiderei aber und frevelhafte Gotteslästerung, wenn es kurzweg auf das bekannte Thun und Treiben unserer Missionare angewandt wird. Wahrlich, Chrysostomus und Monod haben nicht glänzendere Farben gebraucht, um ihren Zuhörern das erhabene Bild des Apostels Paulus vor Augen zu stellen, als diese modernen Heiligen, indem sie zu Handen eines anbetenden Publikums ihr eigenes interessantes Angesicht conterfeien. Doch das Beste kommt im zweiten Theil des Panegyrikus. „Laßt uns," so fährt unser Missionar fort, „die Wirkungen der Sympathie mit den Menschen betrachten. Der Missionar **nimmt in einem niedern und modificirten Sinn gleich Christus die Natur der Menschen an** d. h. er verschmelzt seine Seele so sehr mit den Mängeln und Bedürfnissen derselben und gestattet ihnen, an seinen Gedanken und Gefühlen Theil zu nehmen und zu empfangen Alles, was er ihnen geben kann, daß er eins wird mit ihnen. Er nimmt und gibt; in einem sympathetischen und so weit möglich praktischen Sinn **„„trägt er ihre Sünden und ladet auf sich ihre Schmerzen.""** Er ist ein selbstvertretender Mann, willig, Alles um des Erwählten willen zu leiden — voll zu machen, was übrig bleibt von den Leiden Christi. Freudig reißt er ab, Heimath und öfter Weib, Kinder, Gesundheit, Leben zurück-

lassend, um Andere zu segnen. Während er mit dem Apostel sagt: „„meines Herzens Wunsch ist und flehe zu Gott, daß Menschen selig werden,““ fühlt er sich zugleich gedrungen zu sagen, daß er „„wünschte ein Fluch zu sein für sie.““ Wenn er in Kraft seiner Sympathie mit Gott sagt: „„das ist meine Freude, daß ich deinen Willen thue, o Gott,““ so nöthigt ihn seine Sympathie mit den Menschen zu sagen: „„und ob ich geopfert werde über dem Opfer und Gottesdienst eures Glaubens, so freue ich mich und freue mich mit euch Allen““ u. s. w. Folgt dann eine glänzende Schilderung von der Liebe, der Opferfreudigkeit, ja selbst der Parteilichkeit und Umsicht der Missionare für die Völker, unter denen sie weilen (wir haben sie oben gesehen, diese Parteilichkeit!)... „Liebe — Liebe — Liebe — das ist es, was diese Männer Gottes so stark gemacht hat im Dulden, erfinderisch in Entwürfen, fruchtbar in Rathschlüssen, ungebeugt bei Widerstand, gelassen bei Herausforderungen, Alles hoffend, Alles glaubend. Wenn die Arbeit der Missionare als Enthusiasmus erklärt werden kann, so ist es der Enthusiasmus einer Liebe, welche stärker ist als der Tod. Diese Liebe hat sich vor Allem bewiesen in einer tiefen Bekümmerniß für die Rettung der Seelen, sich selbst nicht nur in Worten, noch in Seufzern und Thränen erschöpfend, sondern in der Selbstopferung unter allen Frommen, als Opfer von Annehmlichkeit und Ruhe, von Ehre und Auszeichnung, von Gefühlen und Interessen. Das Leben der Missionare ist voll von Thaten der Hingebung an die Seelen und erhält von da aus seinen höchsten Reiz..... Diese Liebe ist es, welche in den Missionaren ein herzliches Interesse geweckt hat an Allem, was zum Menschen gehört. Weil sie für die Rettung der Seelen äußerst besorgt sind, stehen sie nicht als geistliche Wesen durch ihre wirkliche Geistlichkeit getrennt da von der Gesammtheit der Menschen mit all' ihren großen und kleinen Interessen. Alles, was

menschlich ist, hat diese Männer des breitesten Philanthropismus angezogen. Gleich Christus trösten sie, so viel an ihnen, die Wittwen und die Beraubten, heilen die Kranken, speisen die Hungrigen, stillen alle Sorgen. Denn sie kennen die menschliche Natur nicht nur in einer, sondern in allen ihren Gestalten, Interessen, Bedürfnissen. Wir können bemerken, daß hierin ein großer Theil ihres Erfolges (!) beruht. **Denn die Männer, welche gleich Christus die menschliche Natur annehmen**, werden hinwieder von der menschlichen Natur angenommen, ihnen glaubt und ihren Lehren vertraut man. . . . ."

„Wir gehen daran, Christum in der geistigen Ausrüstung der Missionare darzustellen. Frühere Missionsschriftsteller waren bemüht, die Eigenschaften der Missionare im Einzelnen zu zeichnen. Sie entwarfen ihre Ideale von Missionaren und sagten uns, welche Tugenden zu diesem Amte nöthig seien. Vielleicht haben Wenige solche Beschreibungen gelesen, ohne zu denken, daß das Ideal über die Wirklichkeit hinausgehe. So war es nach ihrer Darstellung. Aber wir glauben, daß der wirkliche Missionar, als durch Christum gemacht, bei weitem jenen idealen, als durch Menschen gemachten, übertreffe. Im ersteren findet sich nicht nur die Wärme und Lebensfrische, sondern auch eine Natürlichkeit, eine Menschlichkeit, eine Ebenmäßigkeit, welche in dem letzteren vermißt werden. Wir haben Weniges vom Engel, aber desto mehr vom Mann „„in Christo."" **Was uns am Seraph fehlt, ersetzen wir durch einen Ueberfluß an Heiligkeit**[1]). Unsere Missionare sind Menschen gewesen, von ähnlichen Trieben wie wir selbst, weinend, wie wir weinen, sich

---

1) A. a. O. p. 322: ,,We have less of the angel, more of the man ,,in Christ''. What is wanting of the Seraph is compensated by the abounding elements of the saint.''

freuend, wie wir uns freuen, denselben Verhältnissen und Empfindungen unterworfen wie wir, unter gleichen Verumständungen von Verlust, Prüfung, Abschied, aber „„Alles in Christo."" Sie sind auch Männer gewesen von praktischen Gewohnheiten, kräftigen Thaten, reichlich mit irdischen Dingen und Interessen sich beschäftigend, mit den Menschen in die innigste Verbindung tretend, sie antreibend und regierend, „„aber Alles in Christo."" Sie lebten in Christo, Christus lebte in ihnen. Sein Leben hat sich in ihrem sterblichen Fleische geoffenbart. In ihrer geistigen Ausrüstung sehen wir Ihn, das ewige Wort, in dem alle Schätze von Weisheit und Erkenntniß verborgen sind. Er hat gearbeitet durch sie, er hat gesprochen in ihnen. In seiner Nachfolge haben sie Sprachen gelernt, daß sie sie handhaben konnten mit Macht, und dies in einer Geschwindigkeit, welche beinahe an die Stelle übernatürlicher Gaben trat; sie haben die Worte der Schrift in civilisirte, wie in barbarische Sprachen übertragen; sie haben gelehrt mit Macht und mit Klarheit, bald stark zu überzeugen, bald siegreich im Widerlegen, sie haben den Geist der Menschen beherrscht und sind für sie gewesen „als der Mund Gottes," oft die frechesten Geister zügelnd, und den furchtlosesten Scheu einflößend, wie sich selbst den Gewissen der Heiden empfehlend. Die prophetische und apostolische Begabung eines Elias, David, Paulus ist in den vorzüglicheren Missionaren der Neuzeit aufs Neue zum Vorschein gekommen. Ein Schwarz kann die Vergleichung aushalten mit einem Samuel, ein Eliott mit einem Elias, ein Judson mit einem Paulus, ein Hevitson mit einem Johannes, ein

Milne mit einem Amos, ein Macdonald mit einem Petrus. Abgesehen von der Fähigkeit, Wunder zu thun, finden sich die natürlichen Elemente des Charakters, welche die alten Knechte Gottes auszeichneten, in den neueren wieder, und die speciellen Begabungen der Thatkraft und Energie, des Eifers und der Liebe sind von beiden getheilt u. s. w." Nach dieser frechen Vergleichung mit den großen Aposteln und Propheten der alten Zeit wird nun im Weitern die **Demuth** (!!!) der Missionare gerühmt, „welche sie dazu gebracht hat, auf der erhabensten Geisteshöhe dennoch von sich zu sagen, daß sie „„geringer als die Geringsten aller Heiligen seien,"" und von ihrem Werke, „„daß sie nicht werth seien erwähnt oder belohnt zu werden;"" ferner der Gebetsdrang der Missionare, dessen Gewalt über Gott sich in den vielfachen Segnungen erwiesen habe, von denen jeder Gebetsakt für die Missionssache begleitet gewesen; ebenso in vielen Worten ihre Sanftmuth, ihre Genügsamkeit, ihre Dankbarkeit, ihre Salbung, ihre Geduld, ihre unerschöpfliche Geduld u. s. w. Endlich wird dieses Kapitel mit folgenden Worten geschlossen: „Die Missionare sind der Ruhm Christi (sc. durch ihr Amt, ihre Thätigkeit u. s. w.)..... „**Sie sind der Ruhm Christi auch durch ihren Charakter.** Als seine lebendigen Briefe werden sie gelesen, als seine lebendigen Zeugnisse werden sie geglaubt, als seine lebendigen Exempel werden sie befolgt. Der Sohn Gottes wohnte in der Wolke, in ihr hatte er seine Herrlichkeit eingeschlossen, und wurde daselbst gelegentlich sichtbar. Jetzt aber in seiner Herrlichkeit in seinen Heiligen eingeschlossen, und am sichtbarsten in denen, welche ihm gleich Paulus dienen in Mitleidenschaft seines Leidens, Sterbens und Auferstehens. Er bringt in ihnen seinen eigenen Charakter hervor, jene Grundzüge, welche ihn

besonders als Heiland auszeichnen — seine Liebe und Sympathie. Christus wird den Heiden gepredigt ebenso nach seinen Vollkommenheiten als nach seinem Werke. Diese Vollkommenheiten Christi treten in einer dunkeln, aber getreuen Skizze in der Person der Prediger hervor. Die Heiden vermögen sie so desto besser zu verstehen. Das Auge unterstützt das Ohr. ..... **Die Missionare sind so die Zeugen Christi, nicht nur in Worten, sondern auch sichtbar und greifbar.** ..... Nicht minder offenbart aber der getreue Missionar die Herrlichkeit Christi in Beziehung auf die gesammte Kirche. Die Kirche hat bereits voll Bewunderung von der Gnade gehört, welche ihren Sendboten zu Theil geworden und hat gelernt, Christum in ihnen zu preisen. Es hat sich in ihnen Weisheit und Urtheilskraft erwiesen, welche zur Reife kam ohne viel Zeit zum Wachsen; ein starker Wille, um die Plane und Vorsätze des Geistes auszuführen, und eine eben so starke Ausdauer, um Widerstand zu ertragen und Entmuthigung auszuhalten; Demuth in Mitte von Allem, was erheben, und Erhebung in Mitte von Allem, was niederdrücken könnte; Kraft in Verfolgung schwieriger Werke oder im Tragen verdrießlicher Enttäuschung; Glauben, um vorwärts zu gehen, ohne zu schauen und wider alles Schauen; Hoffnung unter verzweifelten Umständen und beim Abgehen jedes irdischen Trostes; Salbung, ohne daß eine menschliche Hand Oel dargereicht; Feuer des Geistes, von keinem Altar eines verwandten Herzens genommen; ein Friede, welcher in den herbsten Prüfungen allen Verstand überstieg. Das sind die Tugenden, welche sich erwiesen haben und noch erweisen in jeder Mission, wenn auch nicht in jedem einzelnen Missionar. Woher kamen sie? Von Christus. In all ihren Gaben und Gnaden ist er zu sehen. So ist Christus ihr Ruhm, und sie **sind der Ruhm Christi. Die höchste Ehre**

fällt der Kirche zu, von der sie berufen und ausgesondert werden. Auf den gesammten Körper der Gläubigen fließt Ruhm über vom Ruhm dieser ihrer Glieder[1]." Aber nicht nur das, sondern Christus hat sich selbst mit den Missionaren (und man bemerke wohl, es ist hier nicht von den Missionen in abstracto, sondern von den gegenwärtigen pietistischen die Rede) schlechthin identificirt[2]. Der Ruhm Christi und der Ruhm der pietistischen Mission fallen so sehr zusammen, daß das Gebet „„Vater verkläre deinen Sohn"" in seiner Anwendung auf die Welt einzig unter der gegenwärtigen Einrichtung, durch Vermittlung der Mission erfüllt werden kann. Ja einzig mit Hülfe der Missionare vermag Christus seine geistige Gegenwart unter den Menschen zu behaupten, seine Tage auf Erden zu verlängern. Würde ihr Werk stille stehen, so wäre die Sonne der Gerechtigkeit verschwunden (eclipsed)."

Man muß gestehen: auf eine höhere Stufe von Heiligkeit und priesterlicher Unentbehrlichkeit vermöchten die Missionare sich nicht wohl zu stellen. Durch sie nur wird Christi Herrlichkeit offenbart, durch sie nur seine Gegenwart auf Erden vermittelt, durch sie einzig sein Reich hienieden verbreitet; an sie ist die Erfüllung seiner Worte gebunden. Zudem sind diese „Männer Gottes," wie sie sich selbst nennen, wenn auch nicht jeder Einzelne unter ihnen, doch sie der Mehrzahl, der Regel nach von einer Heiligkeit, einer Aufopferung, einem Gebetseifer, ja — o Wunder — einer Demuth, daß man in ihnen Christum nicht nur hören, sondern, wie wir oben vernahmen, selbst sehen und greifen kann. Ihre Vollkommenheit ist überhaupt eine solche,

1) A. a. O. p. 346.
2) A. a. O. p. 384.

daß man, um zu wissen, was ein Missionar sein soll, keine Theorie mehr darüber aufzustellen, sondern nur einfach auf ihr thatsächliches Leben hinzuschauen braucht, „durch das jedes menschliche Ideal weit übertroffen wird.“ Ist ihre Reinheit auch nicht ganz die der Engel, so besitzen sie dagegen an Heiligkeit nicht nur ein hinlängliches Maß, sondern wie die katholischen Heiligen, selbst einen Ueberfluß (abounding elements) und von ihrem Ruhm strömt ein Theil auf die übrigen Gläubigen zurück. Ja, diese überirdischen Wesen sind von einer so wunderbar herablassenden Liebe zu uns armen Sterblichen gewesen, daß sie ähnlich wie Christus unsere menschliche Natur angenommen und als „stellvertretende Männer“ „unsere Sünden auf sich genommen und unsere Schmerzen getragen haben.“ Wahrlich, ich frage: in welchen katholischen Märtyrergeschichten, in welchem mittelalterlichen Scholastiker ist je ein Heiliger oder Papst von seinen Verehrern so hoch erhoben worden, wie hier die Missionare sich selbst erheben? Welches religiöse, philosophische, poetische System, welche Pantheisten, Romantiker, Schwärmer haben sich — mit Ausnahme etwa der tibetanischen Dalai-Lama oder einzelner geisteskranker Sektenstifter — zu ähnlicher Vergötterung sündiger Menschen hinreißen lassen, wie hier geschieht? Ah, ihr Herren, es liegt nun wohl zu Tage, in welchen Kreisen jener frevelhafte Ruf „eritis sicut Deus“ wirklich ertönt ist, den ihr aus blassem Neid, aus krankhafter Eifersucht auf ein angemaßtes Monopol von Göttlichkeit einer Philosophie vorzuwerfen wagtet, in deren innere Tiefe zu dringen ihr durch eure ganze geistige Organisation schlechterdings außer Stand gesetzt seid. Möget ihr denn fortfahren, der Welt Demuth und Selbstlosigkeit zu predigen. Aber möget ihr nicht unterlassen, solche Predigt vor Allem gegen euch selbst zu wenden. Möget ihr aufrichtig Buße thun und erkennen, daß es allerdings, wie ihr der Wissenschaft mit Recht vorwerft, ein falsches, eitles, einseitiges Wissen gibt, das da „aufbläht,“ daß aber, wie an eurem Beispiel zu ersehen, das auf-

blähendste Wissen offenbar das Nichtswissen, von aller Bildung die hochmüthigste die fromme Unbildung ist. Wollt ihr euch aber durch die Ausflucht schützen, jene Aeußerungen geistlichen Hochmuthes seien nur die Excesse Einzelner und keineswegs der ganzen Richtung zur Last zu legen, so mag solche Einsprache von dem Augenblick an Geltung finden, wo Aussprüche und Schriften wie die erwähnten von den Wortführern des Pietismus öffentlich und mit der Entrüstung verdammt werden, die sie verdienen. So lange dies aber nicht geschieht, so lange vielmehr jene Bücher zur Verherrlichung der Mission von der Partei überall angepriesen, herumgeboten, mit Preisen gekrönt werden, so lange überhaupt in jenen Kreisen die gegenseitige Vergötterung und hohle Selbstbewunderung fortdauert, wie sie dort gegenwärtig in fanatischer Entgegenstellung zu den „Weltkindern" Mode ist: so lange muß auch der Vorwurf gotteslästerlichen Pharisäismus in seiner ganzen Schwere auf der Partei als solcher liegen bleiben.

Es ist aber sicher nichts als ein einfacher, durch das Interesse der Sache geforderter Akt der Gerechtigkeit, wenn wir nunmehr weiter an die Untersuchung der Frage gehen, in wiefern denn solche Ansprüche auf öffentliche Verehrung in dem thatsächlichen Leben der Missionare selbst ihren Grund haben. Schicken wir vor Allem das Bekenntniß voraus, daß wir dieselben in ihrer großen Mehrzahl für rechtliche, bürgerlich unbescholtene, im Allgemeinen ihrer Ueberzeugung lebende Männer halten. Setzen wir selbst hinzu, daß unserer Ansicht nach jene Attribute von außerordentlicher Heiligkeit, heroischer Aufopferung, seltener Demuth, welche die Mehrzahl der Glaubensboten als Regel für sich in Anspruch nimmt, auf einzelne Wenige unter denselben, welche die Menschheit für immer in das Register ihrer edelsten Kämpen eingetragen hat, wirkliche Anwendung finden. Aber nun die große Masse derselben, welche sich so keck mit den ersten Aposteln zu vergleichen und so hoch über alle andern Christen zu erheben

wagen! wie verhält es sich mit ihrer wirklichen Frömmigkeit, wie mit der gerühmten Aufopferung und wie mit der gepriesenen Demuth [1])?

Hören wir hierüber das Urtheil eines Mannes, dessen Andenken unter allen Missionaren und Missionsfreunden noch bis heute der größten Verehrung genießt und dessen amtliche Stellung zur Mission ihn noch mehr als jeden andern zu einem maßgebenden Urtheil über dieselbe befähigen mußte. Bischof Wilson von Calkutta äußerte sich folgendermaßen über die seiner Oberaufsicht unterworfenen indischen Glaubensboten [2]): „Wenige Missionare sind in offene Laster und Schlechtigkeiten verfallen, aber in weltlichen Sinn, in Unthätigkeit, in selbstsüchtige Sorgen für ihre eigenen kleinen Angelegenheiten, in Geldmacherei für ihre Familien haben sich viele verlocken lassen. Von zwanzig Missionarien aller protestantischen Gesellschaften, die mit der besten Gesinnung von Europa hieher kommen und auch einige Zeit dabei verharren, bewahrt vielleicht nicht einer den wahren uneigennützigen Missionssinn." Daß dieses Urtheil von den Angeschuldigten selbst nicht gelten gelassen wird, versteht sich. Aber Thatsache ist, daß Bischof Wilson auf demselben trotz aller leidenschaftlichen Einwendungen dagegen verharrte und daß sein Eifer für die Mission, seine Sachkenntniß und seine Wahrheitsliebe bisher Niemand zu bezweifeln gewagt hat. Doch gehen wir weiter in der Untersuchung. Befragen wir die ehrlicheren und offener redenden unter den Missionaren und Missionsfreunden selbst, sowie glaubwürdige Reisende zunächst über die hochbe-

1) Ueber die mancherlei persönlichen Zwistigkeiten und offen heraus getretenen Skandale, an denen in der Chronik des Missionswesens kein Mangel ist, red' ich hier absichtlich nicht, da dieselben nicht sowohl einem allgemeineren, unter den Missionaren herrschenden Geiste, als nur einzelnen Persönlichkeiten zur Last fallen, mit denen als solchen diese Arbeit es überall nicht zu thun hat.

2) Miss.-Mag. 1841 II. p. 106.

rühmten Opfer und Mühseligkeiten im Missionsberuf. Was ist ihre Antwort? Einstimmig von den verschiedensten Seiten dieselbe: daß nämlich im Anfang bei der ersten Gründung gewisser Stationen die Gefahren und Strapazen, welche einen Heidenprediger erwarten, manchen Orts allerdings groß waren und daß noch jetzt das Leben unter gewissen Himmelsstrichen, wie im eisigen Norden Labradors oder in den heißen Sandwüsten Afrikas, an die Glaubenskraft der christlichen Sendboten hohe Anforderungen stellt. Aber ebenso einstimmig bezeugen alle unparteiischen Berichte, daß weitaus die meisten Stationen gegenwärtig so eingerichtet und die große Mehrzahl aller Missionare so ausgestattet sind, daß ohne ganz übermäßigen Hang zum Humbug, von Opfern Niemand reden wird. Jedenfalls werden wir sehen, daß, wenn einmal von christlichem Martyrium gesprochen werden soll, dieser Ausdruck auf manche arme, von allen Seiten drangsalirte Geistliche Europa's in entlegenen Bergdörfern oder in ausgedehnten, volkreichen Gemeinden des Flachlandes weit eher passen würde, als auf unsere hochfahrenden, üppig lebenden, im Glorienschein ihrer Heiligkeit sicher dahinwandelnden Missionare. Allen andern thun es freilich hierin die Engländer und unter diesen die bischöflichen zuvor, welche wirklich wie Bischöfe zu leben scheinen. Von ihnen sagt Wiggers[1]): „Die fast überreichliche Ausstattung der Missionäre gibt ihnen überall jene auch äußerlich feste und angesehene Stellung, welche unter manchen Völkern, wenn nicht eine wesentliche Bedingung, so doch wenigstens eine große Förderung einer fruchtbaren Wirksamkeit ist, und in dem politischen Einflusse Englands haben sie meistens eine sichere Schutzwehr gegen weltliche Bedrückung.“ Ebenso behauptet Orlich, ein sehr gründlicher und unparteiischer Beurtheiler indischer Zustände, daß die Missionare im Allgemeinen einen sehr unpassenden Luxus entwickeln und von allem

---

1) Gesch. d. evang. Miss. I. p. 88.

möglichen Comfort umgeben seien. Ja er erwähnt des fast unglaublichen Falles, daß ein solcher 16,000 Thaler per Jahr erspart habe [1]). Er ist aber keineswegs der Ansicht, daß solch' entfalteter weltlicher Glanz der Wirksamkeit der Missionare sehr förderlich sei, sondern hält vielmehr dafür, um Einfluß auf die Eingebornen zu erlangen, wäre ein den indischen Fakiren (oder den älteren katholischen Missionaren) ähnliches Leben von größerem Nutzen. Aehnliche Stimmen sind schon öfters inmitten der englischen Missionare selbst laut geworden. So äußert sich namentlich der ehrliche und allgemein hochgeschätzte Missionar Bowley manchenorts sehr stark gegen diejenigen seiner Collegen, welche dem beschwerlichen Berufe, das Evangelium an neue, noch unangebaute Stätten zu tragen, den leichtern vorziehen, auf irgend einer festen Station das behagliche Leben eines englischen Pfründbesitzers zu führen. Er schreibt unter Anderem Folgendes [1]): „Ich kann bezeugen, daß es weder mein Wunsch noch meine Absicht war, mich auf solche Weise an die Arbeit zu Hause binden zu lassen, wofür Hunderte und Tausende gut ausgerüsteter Werkzeuge erhältlich wären, da solche, als Pfarrer, nicht als Missionare beschäftigt, nicht abgeschreckt würden **durch den Popanz** (bugbear) **von sogenannten Opfern, Mühseligkeiten und Entbehrungen im Missionsdienst — Alles eitle Vorstellungen, die verschwinden, sobald man in der Nähe zusieht, wie solche Personen eingerichtet, wie sie umgeben sind von allen Bequemlichkeiten und allem Comfort, welche städtisches Leben und europäische Gesellschaft nur gewähren können.** Dieser Stand der Dinge mag Einzelne im Anfang vielleicht in Erstaunen setzen. Aber unter dem Einfluß unserer sündigen Natur finden wir es öfters nicht schwer, uns selbst wider unsere bessere Einsicht anders zu überreden und auf gleiche Weise wie unsere Vorgänger dahinzu-

1) Orlich, Indien und seine Regierung II, 2. p. 264 ff.

2) Missionary of Chunnar p. 12.

leben. Sicherlich hätten die Hülfsquellen der Mission nie auf Thätigkeiten solcher Art verwendet werden sollen. Das christliche Publikum würde dann nicht über das Ergebniß der Missionsarbeiten enttäuscht, noch über die ungeheuren verwendeten Summen erschreckt, noch über den verhältnißmäßig geringen Erfolg von so viel Kosten und Arbeit entmuthigt worden sein. Ich habe mich vor vielen Jahren überzeugt, daß der Missionssache im Allgemeinen und den Missionaren insbesondere großer Schaden dadurch erwachsen ist, daß letztere mitten in Scenen voll Versuchung zu weltlichem Leben, wie europäische Ansiedlungen sie darbieten, versetzt wurden. Die offen zu Tage liegende Folge hiervon war, daß wir die großen Männer rings um uns, in Bezug auf Wohnung, Möbeln, Bediente, Equipage u. s. w. nachahmten, Alles unter dem einleuchtenden Vorwand, daß so zu leben unsere Pflicht sei. Dieser Stand der Dinge hat allmälig die Demuth, die Frömmigkeit von nicht wenigen Missionaren untergraben, indem sie solch' fixe Stationsthätigkeit als ihren hauptsächlichsten Beruf betrachten lernten; und so ist die eigentliche Missionsarbeit erlahmt und fast gänzlich ausgegangen. In der That, wenn wir bedenken, auf welche Weise das Missionswerk betrieben wurde, so können wir uns über seinen geringen Erfolg kaum wundern." So weit Missionar Bowley, dessen Zeugniß, wie wir sehen, mit dem des Bischof Wilson und Orlich vollständig übereinstimmt. Aber selbst ein so eifriger Vertheidiger des Missionswesens wie Klump, kann nicht umhin, trotz aller angebrachten Erklärungen und Entschuldigungen einzuräumen, daß ein mit dem Wesen der Missionssache nach unsern Begriffen allerdings nicht wohl zu vereinigender Aufwand gemacht werde, und daß namentlich die Engländer hierin offenbar zu weit gehen [1]).

1) Klump, das evang. Missionswesen p. 50.

Freilich wird von den Anhängern der Basler Mission geltend gemacht, daß ihre Aussendlinge viel einfacher gehalten würden, als die der englischen Gesellschaften [1]). Wir glauben das unbedingt und zweifeln, daß die Basler Committee ihre Gelder wissentlich zu Luxus und weltlichem Großthun werde verschwenden lassen. Aber daß den Missionaren weder der Basler, noch irgend einer continentalen, englischen, amerikanischen Gesellschaft irgend etwas abgeht, was ihnen zu wünschen ist, daß sie vielmehr überreichlich mit Allem versehen sind, was ihre Stellung angenehm, glücklich, sorgenfrei machen kann, daß sie bei ihrem durchgängigen Müssiggang allerdings nicht zu beneiden, aber wegen Mühseligkeiten und dargebrachten Opfern wahrlich noch viel weniger zu bedauern oder gar zu Märtyrern zu stempeln sind, — diese unzweifelhafte Wahrheit scheint uns einer noch näheren Beleuchtung werth.

Vorerst, bei der großen Rolle, welche in heutigen Zeitläuften das Geld überall spielt, und bei den angeblichen Opfern, welche nach oben citirten Stellen die Missionare auch in dieser Beziehung zu bringen haben, welches ist denn, so fragen wir, ihre Besoldung? Hierauf eine genaue Antwort zu geben, ist deßhalb sehr schwierig, weil in den Jahresberichten der meisten Gesellschaften die Ausgaben keineswegs mit der peinlichen Genauigkeit angegeben sind, wie dagegen Name und Beitrag jedes einzelnen Gebers, ja in den meisten bis auf ein paar große runde Summen gänzlich fehlen. Die finanziellen Grundsätze der betreffenden Committee nach ihren eigenen Berichten zu prüfen, ist daher gänzlich unmöglich [2]). Nichtsdestoweniger werden wir nach anderweitigen zerstreuten

1) Klump a. a. O. p. 50. Miss.-Mag. 1853 II. p. 196.

2) Wie bereits oben von so manchen andern Vorwürfen, so muß ich auch von diesem die edle Londoner Gesellschaft ausnehmen. Ihre Rechnungen, wenn auch nicht so detaillirt, wie zu wünschen, gehören (namentlich auch in Bezug auf die Missionarsbesoldung) zu den klarsten und offensten, die es gibt. Mit den Ausstellungen aber an den Rechnungen anderer Gesellschaften will ich wohlver-

Notizen wenigstens zu einer annähernden Beantwortung jener Frage gelangen. Beginnen wir mit Indien, als dem Missionsgebiete, aus welchem auch in dieser Hinsicht die meisten und genauesten statistischen Angaben vorliegen. Mullens beklagt sich in einer seiner Schriften 1) darüber, daß es viele Missionare gebe, welche weniger als 150 Rupien per Monat (1 Rupie ungefähr $2^1/_2$ Franc nach unserm Geld), ja sogar einige, welche nur wenig mehr als 100 Rupien per Monat empfingen. Zugleich bemerkt er, um die Wohlfeilheit der Mission zu beweisen, daß z. B. in den Präsidentschaften Bengalen und Agra die Besoldung des ganzen Missionspersonals, worunter 169 eigentliche Missionare, nicht mehr als 68,000 Pfund Sterling koste. Da wir nun aus einer anderweitigen Notiz 2) entnehmen, daß die Zahl der eingeborenen Hülfsmissionare in jenen beiden Provinzen 179 beträgt und da uns ferner in Liverpool die Missionare selbst belehrt haben, daß die eingeborenen Prediger nach fünf progressiven Klassen von 10—150 Rupien monatliche Besoldung erhalten 3), so brauchen wir von jener Summe von 68,000 Pfund Sterling nur den muthmaßlichen Antheil jener 179 eingebornen Missionare, mit ihren durchschnittlich 80 Rupien per Monat, abzuziehen und den Rest durch 169 zu dividiren, um zum Resultat zu gelangen, daß die Missionare der sämmtlichen in jenen Gegenden vertretenen Gesellschaften per Mann durchschnittlich eine jährliche Besoldung von etwas mehr als 300 Pfund Sterling oder circa 7500 Francs beziehen. Da aber nach Mullens das Minimum 100 Rupien per Monat, oder circa 3000 Francs per Jahr beträgt, so folgt, daß die höchsten Besoldungen bis auf 12,000 Francs steigen müssen. Zu den am be-

---

standen der von mir gänzlich unbezweifelten Redlichkeit und Treue der betreffenden Rechnungsgeber und Committeen keineswegs zu nahe treten.

1) Results of the Miss. Labour p. 55.

2) A. a. O. p. 17.

3) Liverp. Conf. p. 218 f. Vgl. Basler Jahresbericht 1861 p. 97 f.

scheidensten gehaltenen Missionaren gehören die der englischen Generalbaptisten, die amerikanischen Baptisten vom „freien Willen" und wohl die der meisten continentalen Gesellschaften, zu den höchst besoldeten aber allem Anschein nach die englisch-bischöflichen, die der propagation Society und die des american Board.

Um diese Ansätze aber nach ihrem wahren Werth beurtheilen zu können, muß man die Geld- und Kostenverhältnisse Indiens etwas näher kennen. Falls das Leben dort etwa viermal theurer wäre, als bei uns, so würden die dortigen Missions- und die hiesigen Pfarrbesoldungen sich ohngefähr die Wage halten. Wie verhält es sich aber in Wirklichkeit? Die zuverlässigste Autorität in dieser Beziehung, der bekannte Benfey, versichert uns, daß das Geld in Indien einen zehnmal höheren Werth besitze, resp. das dortige Leben zehnmal wohlfeiler sei als das in England[1]). Mit diesen seinen Angaben stimmen vollkommen seine übrigen zusammen, wonach das höchste dortige Vermögen nicht 200 Pfund Sterling (Rente), das des guten Mittelstandes nicht 100 Pfund Sterling übersteige, der Lohn aber z. B. für einen Ackerknecht ohne Kleidung und Nahrung nach unserem Geld etwa 30—50 Fr., mit Kleidung und Nahrung aber nur 10—20 Fr. jährlich betrage. Im völligsten Einklang mit jener im ersten Augenblick sehr überraschenden Aussage stehen auch die vielen zerstreuten Angaben in Missionsblättern und Jahresberichten über einzelne dortige Preise und Kostenansätze[2]).

1) Encyclop. von Ersch und Gruber II. p. 17 f., 225 ff., 309 ꝛc.

2) So wird uns z. B. versichert, daß die Dienerschaft eines Missionars (mindestens aus 7 Köpfen bestehend), jährlich ohngefähr 200 Rupien koste. Burckhardt, kl. Miss.-Bibl. III, 1. p. 246. In einer Theuerung kam das Leben für eine Familie monatlich auf 6 Rupien, sonst nur auf 3 Rupien zu stehen. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1858 p. 307. Für eine Rupie bekam man damals 7—8 Maß Reis, in guten Zeiten 20—24 Maß. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1859 p. 185. In eben jenem theuren Jahre betrug die Gesammtausgabe auf der Station Cuddalore für die dortige Waisenanstalt mit 13 Kindern und 2 Lehrern Rupien 435, 6, 6. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1859 p. 121; für die Waisenanstalt Majava-

Wir müssen es daher immer noch eine Rechnung nach englischem Maßstab nennen, wenn Mögling behauptet, daß ein Missionar mit 1000 Rup. jährlich gut leben könne[1]), d. h. daß er auskommen könne mit einer Besoldung, welche — die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse hier und dort in Anschlag gebracht — in Indien den gleichen Werth hat, wie in England etwa ein jährliches Einkommen von 1000 Pfund Sterling, oder auf dem Continent ein solches von circa 10,000 Frcs.! Nun aber beziehen die meisten Missionare nicht 1000, sondern wie wir oben sahen, 2, 3, 4—5000 Rupien, d. h. nach europäisch-continentalem Maßstab die Kleinigkeit von 20, 30, 40—50,000 Fr. jährlich. Solch enormer Besoldungshöhe entspricht denn auch aufs Genauste die Lebensweise unserer Glaubensboten, wie uns dieselbe aus ihren eigenen Berichten entgegentritt. Da lesen wir z. B., daß ein Missionar in Indien zum Kochen, zum Waschen, zur Bewachung des Hauses je einen Diener nöthig habe, ferner 1—2 Taglöhner zum Ziehen der Pauka (eines großen, in der Mitte der Stube aufgehängten Fächers), ebenso einen Palanquin oder einen Wagen mit dazu gehörigem Pferde, einen Pferdeknecht, einen Grasstecher u. s. w.[2]) Da lesen wir ferner, wie die wegen ihrer Beschwerlichkeit so viel bemitleideten Reisen der Missionare fast immer zu Pferde vor sich gehen oder in einem mit 2—4 Ochsen bespannten Wagen; oder auch in Sänften, Tragsesseln, von 10—12 Dienern getragenen Palanquins, Mandschils oder, wenn die Reise zu Wasser geschieht, wie wir in einem frühern Kapitel gesehen, in

---

ram mit 83 Kindern und 4 Erwachsenen (wozu mancherlei Ausgaben für Gebäulichkeiten und Reparaturen kamen) nicht ganz 2000 Rupien. Ev.-luth. Miss.-Bl. 1859 p. 231. Ein Träger fordert für 3—4 Stunden nach unserm Gelde etwa 12 Kreuzer. Heidenbote 1851 p. 11. Ein zweistöckiges Missionsgebäude, ganz aus Stein erbaut, mit 5 Zimmern, Verandah, Ziegeldach 2c. kostete 2500 Rupien. Miss.-Mag. 1853 IV. p. 139.

1) Beleuchtungen 2c. 1845 p. 41.

2) Burckhardt a. a. O. III, 1. p. 246.

2—3 eigenen Booten, immer aber mit einem hinreichenden Gefolge von Dienerschaft, Bagage und allen möglichen Bequemlichkeiten [1]). Selbst unter den im Ganzen einfach lebenden Baslern besitzt jeder Missionar, der jüngere wie der ältere, ein eigenes Pferd [2]). Sollte aber ja das Alles zur Erleichterung der Missionare nicht genügen und die Reise etwa durch weniger angebaute Gegenden gehen, so werden gewöhnlich schon lange Zeit zum voraus die englischen Behörden in Bewegung gesetzt, eigene Wegbereiter vorausgeschickt und alle Vorkehrungen so getroffen, daß z. B. Hr. Graul eine solche Reise folgendermaßen beschreiben kann: „Morgen schon gedenken wir auf der berühmten Pilgerstraße nach Ramiseram, dem südindischen Benares zu reisen. Wir haben uns hinlänglich erholt, um die saure Reise anzutreten. Herr Baynes hat den Weg vor uns her möglichst bereitet. Wir finden fast alle vier Stunden frische Postochsen aufgestellt, ein Lastwagen mit unserm Gepäck ist bereits vorausgeschickt, ein Polizeisoldat wird uns begleiten und an den Ruhepunkten werden uns die Ortsbehörden mit Speise und Trank versehen. Einem Manne wie Herr Baynes, dem ersten in der ganzen Provinz, steht freilich alles Mögliche zu Gebote. So legen wir die ganze Strecke von mehr als 100 englischen Meilen in drei Nächten zurück und können während der Tageszeit jedes Mal in einem öffentlichen Ruhehause rasten. Kommen wir dann an das Meer, so steht schon ein Boot bereit, uns auf das „heilige Eiland“ Ramiseram hinüberzusetzen. Dort ist ein schönes Ruhehaus für europäische Reisende. Wir freuen uns sehr auf die frische Seeluft. Hier in Madura nämlich wird die Hitze schon wieder drückend und wer

1) Calwer Miss.-Bl. 1839 p. 49 (mit einer hübschen Abbildung eines solchen Reisezugs). Miss. Registre 1831 p. 360 (mit genauer Beschreibung des Palanquins). Ev.-luth. Miss.-Bl. 1850 p. 246; 1851 p. 42 (mit Beschreibung des Mandschils), 246. Calc. Conf. p. 51, 54. Miss.-Mag. 1854 II. p. 61; IV. p. 192. Heidenbote 1852 p. 11.

2) Miss.-Mag. 1853 IV. p. 178.

immer kann, flieht auf die benachbarten Berge, wo 6000 Fuß über dem Meer europäische Wohnhäuser die von der Hitze des Tieflandes Gedrückten empfangen und ein freundliches Kaminfeuer die tropische Sonne vergessen macht. Wenn wir dann auf Ramiseram ein paar Tage geruht haben, so gedenken wir, will's Gott, nach dem paradiesischen Ceylon hinüberzusegeln, und bei einem lieben Landsmann in dem romantischen und stets kühlen Candy wieder einmal (!) auf längere Zeit zu rasten."

Daß aber auch die eigentliche Arbeit unserer Glaubensboten keine übermäßig anstrengende ist, daß oft während vielen Jahren auf kleine Gemeinden von 10, 20, 30 Seelen 3—6 Arbeiter kommen, daß die mit solchem Amte verbundenen Bazar- und Straßenpredigten nicht das Gepräge langer Vorbereitung tragen, daß 3—4 Predigtentwürfe manchmal für eine ganze vieljährige Missionslaufbahn ausreichen, daß das gelegentliche Traktatvertheilen oder das tagelange Sitzen in eigenen Buden oder Liegen unter einem grünen Baum, um „mit den Vorbeigehenden religiöse Gespräche anzuknüpfen," an die Aufopferungskraft jener Männer ebenfalls keine unbilligen Ansprüche stellt, daß endlich die in Heidenlanden noch unangefochtene, sowohl geistliche wie weltliche Papstherrschaft, deren sich die Missionare in ihren Gemeinden in unbeschränktester Weise erfreuen, nicht eben die Schule ganz besonderer Selbstverläugnung ist: das Alles ist uns, denken wir, bereits aus frühern Auseinandersetzungen hinlänglich klar geworden. Fügen wir dem Gesagten überdies bei, was selbst Graul zugibt [1]): daß auch in sonstiger, namentlich klimatischer Beziehung die Opfer, die mit einem Aufenthalt in Indien verbunden sind, keineswegs so groß sind, wie man gewöhnlich annimmt, daß manche Striche in jenem Lande (wie auch aus Ritter zu ersehen) vielmehr zu den gesündesten der Welt gehören: so wird die Aufopferungsglorie auf dem Haupte unserer Glaubensboten eine

1) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 355.

noch bescheidenere Farbe annehmen. Sollte aber das dortige Klima dem einen oder andern jener Herren trotz aller der oben erwähnten trefflichen Vorsorge auf die Dauer nicht zusagen, so steht ihm zu jeder Zeit auf Kosten der in solchen Fällen meist sehr liberal verfahrenden Missionskasse ein längerer oder kürzerer Rückzug auf die Nilgherigebirge, die Sherawois, auf die Insel Mauritius, nach Europa, oder auch die Versetzung auf einen andern Missionsplatz in Aussicht. Naht endlich das Alter mit seiner Unfähigkeit, oder der Tod mit seiner Sorge für die Hinterlassenen, so gewährt dem treuen Arbeiter die Muttergesellschaft auch in dieser Beziehung einen Trost und eine Unterstützung, wie sie nicht leicht einem europäischen Geistlichen von Seiten seiner Kirche zu Theil wird. Kurz, das scheint aus Allem zu folgen, die äußern Opfer, welche von den Missionaren in ihrem Berufe gebracht werden — von denjenigen, welche das Herz bringt, als eine überall incommensurable Größe, rede ich nicht — schwinden bei näherem Besehen auf ein ganz menschliches, ein sehr erträgliches Maß zusammen.

Gegen solchen Gedankengang erhebt sich nun aber ein mächtiger Einwand von Seiten sämmtlicher Missionsfreunde. „Allerdings," so hör' ich sie rufen, „ist die Ausstattung unsrer indischen Missionare eine wenigstens viermal reichlichere, als die unsrer inländischen Geistlichen und sind zugleich die dortigen Lebenspreise 10, resp. 5 mal niedriger als bei uns. Allerdings sind sie genöthigt, einen Aufwand zu machen, der nach unsern hiesigen Begriffen Luxus ist. Allerdings auch ist die ihnen auferlegte Arbeit keine übertriebene, und sind es die daraus hervorgehenden Leistungen noch weniger. Aber man bemerke wohl," so wenden sie ein, „daß die dortigen Lebensverhältnisse, die übermäßige Hitze des Klimas, die fehlenden Straßen und Eisenbahnen, die Vorurtheile der Eingebornen, der in den europäischen Colonien überall herrschende Luxus u. s. w. die Missionare zu ganz anderem Aufwand, zu einer viel verschiedeneren Lebensart nöthigen, als

bei uns in den entsprechenden Berufsarten üblich ist, so daß das Leben in Indien, wenn auch im Einzelnen viel wohlfeiler, im Ganzen dennoch bei Weitem theurer ist, als in Europa." Sehen wir ab von der Uebertreibung, welche, wie bereits erwähnt, in der Klage über das unerträgliche Klima meist mit unterläuft. Geben wir zu, daß Temperatur, Straßen-, Post-, Kasteneinrichtungen, das verführerische Beispiel der englischen Beamten u. s. w. zu manchen Ausgaben veranlaßt, die zu dem Beruf eines Missionars sehr eigenthümlich stimmen. Räumen wir ferner ein, daß um derselben Ursachen willen zu viele Arbeit auf die Gesundheit jener ehrenwerthen Männer allerdings schädlich einwirken könnte. Allein jedenfalls schiene dann nur Ursache vorhanden zu sein, über den leidigen Luxus und Comfort zu klagen, dem sich die Missionare in Indien wider Willen nicht entziehen können, nicht aber über unerhörte Opfer und Entbehrungen, denen sie sich um des Herrn willen unterziehen müssen. Ich möchte aber die Herren bitten, mir vor Allem aus folgende Fragen zu beantworten: wenn wirklich das Leben in Indien sich nur auf so hohem Fuße einrichten läßt, wie sie behaupten, woher kommt es denn, daß nach den statistischen Angaben Benfey's der reiche Mittelstand Indiens durchschnittlich per Jahr nur $^1/_7$ dessen ausgibt, was die meisten Missionare? Woher, daß selbst die wegen ihrer Ueppigkeit übel berufenen Brahminen, wandernden Punditen u. s. w. sich (außerordentliche Geschenke nicht gerechnet) mit 5—20 Rupien per Monat zu behelfen wissen? Woher, daß die eingebornen Missionare, die doch ihres Lohnes so werth sind, als die europäischen, sich mit einer durchschnittlich 8 mal geringern Besoldung wie diese zu begnügen wissen [1])? Woher endlich, daß selbst von den euro-

1) Aus Basler Jahresbericht 1861 p. 97 f. geht hervor, daß manche Katecheten sogar nur mit 240—250 Rupien jährlich bezahlt sind, was freilich gegenwärtig für eine zu geringe Besoldung erklärt wird. Aber welcher Abstand bis zu derjenigen von 4800 Rupien, welche manche englische Missionare per Jahr beziehen.



päischen manche nur 1200 Rupien per Jahr, d. h. $^1/_3$—$^1/_5$ von dem, was ihre Collegen, beziehen, und nota bene dabei bequem leben zu können versichern? Ich zweifle, daß diese Fragen sich anders beantworten lassen, als durch einen Hinweis auf den wunderbaren Hang der, wie es scheint, selbst von den Missionaren noch nicht ganz überwundenen menschlichen Natur, bei gegebener Wahl lieber Viel zu nehmen als nur Wenig, und lieber an der Tafel eines Lordbischofs als an der eines indischen Fakirs zu speisen. Immerhin bin ich überzeugt, daß jeder Missionsfreund, welcher Vorstehendes liest, sich in seinen Befürchtungen wegen des traurigen Looses unsrer Glaubensboten in etwas erleichtert fühlen und dem Verfasser für solchen Trost nicht wenig Dank wissen wird. Ich zweifle nicht, daß jeder Aufrichtige einem Wiggers, Klump, Wilson, Orlich u. s. w. dahin beistimmen wird, daß bei den meisten indischen Missionaren viel eher über ein luxuriöses, üppig-epikuräisches Leben, als über unerhörte Leiden und Mühsale zu klagen sei.

Wie steht es aber mit dem Missionsleben in andern Ländern? Bildet es etwa zu dem in Indien einen auffallend dunkeln Contrast? Ich glaube den Billigkeitsgrundsätzen der verschiedenen Committeen kein Unrecht zu thun, wenn ich behaupte, daß sie alle ihre Sendboten ohngefähr mit gleicher Liebe umfassen und — nach billiger Schätzung der in verschiedenen Ländern verschiedenen Lebensverhältnisse — auch nach gleichem Maaßstabe besolden. Zwar sind bei der erwähnten Oberflächlichkeit der meisten veröffentlichten Missionsrechnungen genaue Feststellungen über die Besoldung jedes einzelnen Missionars hinsichtlich anderer Länder so wenig möglich, wie hinsichtlich Indiens. Aber ich darf behaupten, daß Zusammenstellungen und approximative Schätzungen der betreffenden Ausgabenposten unausweichlich zu der Ueberzeugung führen, daß die Missionare, wenn auch nicht überall und in allen Gesellschaften gleich glänzend, doch durchschnittlich so reichlich, ja überreichlich ausgestattet sind, daß sie jedenfalls von

Noth und Sorgen anderswo ebenso wenig zu leiden haben, als in Indien. Ich will meine Leser nicht durch Wiederholung derselben Zahlenoperation durch all die verschiedenen Missionsgebiete und Gesellschaften hindurch ermüden. Aber wie wenig auch in andern Ländern unsre Sendboten wegen großer Entbehrungen zu bedauern sind, mag unter Anderem aus folgenden Zeugnissen hervorgehen. Missionar Smith inmitten vieler Collegen erklärt es, zu dem Zweck eine hinreichende Anzahl von Candidaten für den Missionsdienst zu erhalten, zu allervörderst für nothwendig, die Vorurtheile und Mißverständnisse zu heben, welche die meisten Leute im Missionsberuf „eine Art von physischem Märtyrerthum" erblicken lassen. Allerdings gebe es auf dem Missionsfeld gewisse Stellen, wo der Missionar auf das Schlimmste gefaßt sein müsse. Allein dies sei nicht das Gewöhnliche. „Möge man sich doch in diesem Saal umschauen, so wird man Männer erblicken, die so gesund und frisch aussehen, als im gleichen Alter irgend solche es sein können, welche ihr Leben stets zu Hause zugebracht haben [1]." Dieser Ansicht stimmte der Vorsitzende in jener Versammlung vollständig bei, indem er bemerkte, daß Eltern und Freunde eher Gefahr für solche besorgen könnten, welche in irgend welchem Civil- oder Militärdienst in die Fremde zögen. Und doch sei dies meistens nicht der Fall. „Wir können zwar nicht vergessen," ruft er, „welchen Gefahren der Missionar unter den Kannibalen der Südsee oder unter den Dayaken auf Borneo ausgesetzt war. Im Allgemeinen aber hat heutigen Tages ein Missionar keine Gefahr zu befürchten, welche für ihn oder seine Freunde auch nur einen Augenblick von Gewicht sein könnte." Er habe Missionare draußen und daheim gesehen und stehe nicht an zu behaupten, daß protestantische Sendboten unter den Katholiken Irlands von viel größeren

1) Liverp. Conf. p. 257 f.

persönlichen Gefahren umgeben seien, als er in neuerer Zeit von Heidenbekehrern gesehen, gelesen oder gehört habe, mit Ausnahme von solchen, welche unter den Wilden stationirt seien[1]). Wie gefahrlos aber nicht nur, sondern selbst glänzend die Stellung eines Missionars z. B. in Vorderasien ist, mag uns folgende Reisecorrespondenz einer angesehenen Zeitschrift veranschaulichen[2]): „Dasselbe gilt noch in höherem Grade von den protestantischen Gemeinden in der asiatischen Türkei, die gewöhnlich mehr oder minder künstliche Pflanzungen der Berliner Romantik, und deren Geistliche, wie wir aus eigener Anschauung wissen, ohne Ausnahme behaglichst versorgt sind, während ihre Amtsbrüder in Posen und Oberschlesien, dann in Mähren und Ungarn bei doppelter Arbeit oft nicht den zehnten Theil des Einkommens haben, dessen jene im Orient ziemlich überflüssigen Herren sich erfreuen. Das bezieht sich auf alle Gemeinden, die der uns vorliegende Bericht aufführt, auf Beirut, wo der Pfarrer nur 62 Protestanten auf der Gemeindeliste hat, und auf Jerusalem am meisten" u. s. w. Aehnlich läßt sich eine andere Correspondenz vernehmen. „Die Stellung eines (scil. amerikanischen) Missionars in der Türkei," so lesen wir in der Allgemeinen Zeitung[3]), „ist übrigens keine so aufopfernde, wie es sich wohl fromme Damen in ihrer Heidenbesorgniß vorstellen mögen, und mancher hochstudirte, aber schlecht besoldete Dorfpfarrer dürfte mit einem etwas neidischen Seufzer zu seinem christlichen Amtsbruder aufblicken, der 2—3000 Dollars Gehalt bezieht, im schönsten Hause der Stadt wohnt, eine Tafel voll Leckerbissen (Wein ausgenommen) und einen Hof voll Truthühner und Kapaunen hält. Noch besser geht es den von der englischen Missionsgesellschaft beglaubigten Aposteln. Sie sind glän-

1) Liverp. Conf. p. 263.
2) Grenzboten 1862 Nr. 29 p. 110.
3) Allgemeine Zeitung 1862 Nr. 311 Beilage.

zend, bis zu 1000 Pfund Sterling jährlich bezahlt, ergeben sich allen Vergnügungen, gehen auf die Jagd, trinken den vorzüglichsten Wein, kurz, leben herrlich und in Freuden und arbeiten dabei so gut wie gar nicht, oder nur zu ihrer Unterhaltung. Zwei dieser Herren, bekehrte Israeliten aus Schneidemühl, hatten während einer zehnjährigen Wirksamkeit in Bagdad, wo es 20,000 Söhne Jakobs und 6000 morgenländische Christen gibt, nur einen einzigen Juden, und zwar ihren Diener, zur evangelischen Kirche bekehrt" u. s. w.

Nun zum Schluß noch eine Missionsidylle aus den sogenannten wilden, barbarischen Heidenbezirken. Aus Neuseeland schreibt ein Missionar [1]): „Durch das äußerst günstige Klima Neuseelands und den Segen des Herrn zählt jede hiesige Missionsfamilie im Durchschnitt nicht weniger als 8 Kinder, und manche derselben sind bereits verheirathet, so daß sich die Missionare der Kindeskinder erfreuen dürfen." Weiter rühmt er, daß die kirchliche Missionsgesellschaft einem jeden Kinde eines Missionars vom 15. Lebensjahre an 50 Pfund Sterling aussetze. Wie es sich aber mit dieser augusteischen Prämie zur Vermehrung des Reiches Gottes näher verhielt, ist aus der sonstigen Missionsliteratur bekannt. Schon früher nämlich hatten die Missionare ihre Autorität über die arglosen, mit Handels- und Verkehrsverhältnissen unbekannten Eingebornen dahin mißbraucht, ihnen zu den geringfügigsten Preisen Tausende von Morgen Landes abzuhandeln. So hatte sich z. B. der vom Pietismus vergötterte Marsden nicht geschämt, einmal von einem Häuptling für 12 Aexte 200 Morgen, ein ander Mal von andern für 48 Aexte 13,000, sage: dreizehntausend Morgen Landes zu erschachern. Später mußten von den bekehrten Eingebornen sogar 6000

1) Beleuchtungen der Missionssache. Beilage zum Calwer Miss.-Bl. 1846 p. 35.



Acres herrlichen Bodens der Kirche freiwillig abgetreten werden „für die Erziehung beider Völker in der Liebe und im Glauben Jesu Christi und im Gehorsam gegen die Königin [1]." Solch leichte Gelegenheit zur Uebervortheilung der armen Eingebornen gedachte denn auch die kirchliche Missionsgesellschaft nicht unbenutzt zu lassen. Sie beschloß jene Summe von 50 (nach Andern nur eine solche von 30) Pfund Sterling für jedes 15jährige Missionskind in ein Geschenk von je 200 Acres Land zu verwandeln. Da es aber damals auf jenem gesegneten Eiland nicht weniger als 122 solcher Kinder gab, so erhandelte sie von den Eingebornen im Ganzen 24,000 Acres zu dem Spottpreis von 2440 Pfund Sterling, also der Morgen nicht ganz um $2^1/_2$ Fr. Damit aber so wie mit ihren eigenen glänzenden Besoldungen waren die Verkündiger des Evangeliums noch keineswegs zufrieden. Sie erwarben für ihre Kinder den versprochenen Antheil an Land meist noch ehe diese das 15. Jahr erreicht hatten und kauften überdies große Ländereien aus ihrem Privatvermögen an, und zwar, wie constatirt ist, vermittelst ihrer Stellung als Missionare zu noch wohlfeilern Preisen, als dies den übrigen englischen Blutsaugern gleichzeitig möglich war. Sie versenkten sich überhaupt immer tiefer in weltliche Geschäfte, Wucher, Handelsspekulationen u. s. w. und erwarben schließlich so großen Landbesitz, daß selbst ein Aikman diese eigenthümliche Missionsthätigkeit (zwar mit der charakteristischen englischen Entschuldigung: „die Versuchung war stark") zu mißbilligen nicht umhin kann [2].

---

1) Aikman a. a. O. p. 139. Burckhardt a. a. O. IV, 2. p. 263, 278. Wiggers a. a. O. II, 2. p. 516. Beleuchtungen a. a. O. 1842 p. 9 ff. Ch. Miss. Intell. 1860 p. 1 ff., 218 ff. etc.

2) Aikman a. a. O. p. 140. Vgl. über die ebensowohl politisch-kirchlichen wie finanziellen Spekulationen der Missionare auf Neuseeland („„welches auf dem besten Wege war, ein von Missionaren regierter Maoristaat zu werden"") auch das bereits citirte Werk von Hochstetter, Neuseeland p. 75.

Sie ist in der That um so strenger zu mißbilligen, als nach uraltem neuseeländischem Herkommen, das sämmtliche Landeigenthum nicht einzelnen Häuptlingen oder Privaten, sondern dem ganzen Stamm gehörte, und folglich auch nur von diesem veräußert werden konnte [1]). Es ist bekannt, welch langjährige Conflikte, Kriege, schändliche Vertragsbrüche, schließliche Hinmordung der sich ihres Rechts wehrenden Neuseeländer [2]) aus dieser unersättlichen englischen Ländergier entstand. Wenn aber gewisse Missionszeitungen solch unselige Folgen hintennach zu beweinen, die unerhörte Frechheit haben, so ist ihnen zu sagen, daß an dem Unglück Neuseelands Niemand die Schuld trägt, als einzig jene Missionare, welche allen nachfolgenden Kolonisten das Beispiel einer von keinem amerikanischen Landvermesser — satanischen Andenkens — je übertroffenen Habsucht, Ueppigkeit und rücksichtslosen Volksplünderung gaben. Und solche Gesellschaften wagen es, uns ihre Glieder als Heilige, als Märtyrer, als unübertroffene Vorbilder der Hingebung, der Aufopferung, der selbstlosen Liebe hinzustellen! Solche Goldanbeter beben nicht davor zurück, sich mit dem Namen Christi zu schmücken, ja — Gott verzeihe mir auch nur das Nachsprechen solcher Lästerung — sich die lebendigen Zeugen, die sichtbaren Abbilder, den Ruhm Christi zu nennen! Um solch niederträchtiger Spekulationen willen — und wahrlich, Neuseeland steht nicht als einziges Beispiel da [3]) — müssen jährlich

---

1) Ueber Ursache und Entstehung dieses Krieges vgl. außer den gleichzeitigen Missionsblättern (bes. Ch. Miss. Intell. 1860 p. 1 ff., 217 ff.) auch Hochstetter a. a. O. p. 488 ff.

2) Nach neueren fast unglaublichen Zeitungsnachrichten haben die christlichen Engländer ihre bekehrten schwarzen Brüder auf der Flucht mit Schweißhunden verfolgt und aus ihren Verstecken aufgejagt. Würde, wenn wahr, zu ihrem übrigen Benehmen gegen die Heiden vollkommen passen.

3) Aus der neuesten Zeit ein Beispiel anzuführen, finden wir im letzten Basler Jahresbericht (1862 p. 102) ganz naiv erzählt, wie ein afrikanischer König nach längerem Sträuben genöthigt ward, den Missionaren jener



Tausende, ja Millionen von Franken geopfert, Tausende inländischer Armen beraubt, Hunderte englischer und irischer Familien dem Hungertode nahe gebracht werden!

Doch wenn auch die Aufopferung und die Liebe der Missionare kein Lob, wenigstens kein durchgängiges verdient, so verdient es vielleicht ihre Demuth? Ihre Demuth ist uns ja in so hellen Farben von Clarkson gemalt worden, ihre Demuth tragen sie selbst so gerne bei jeder Gelegenheit zur Schau. Ihre Demuth mag denn auch wie billig unsere Aufmerksamkeit noch einen Augenblick auf sich ziehen. Zwar muß gesagt werden, daß über nichts so schwer zu urtheilen ist, als über eine Tugend, deren Wesen gerade darin besteht, sich der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entziehen. Auch wäre es sicher ungerecht, von denjenigen Missionaren, die sich überall wie borghesische Fechter den bewundernden Blicken der Welt ausstellen, auf so viele andere schließen zu wollen, die an bescheidenen Plätzchen, vor Keines als Gottes Auge, still und geräuschlos ihre Aufgabe erfüllen. Vergessen wir aber im Lauf dieser Untersuchungen nie, daß wir es überhaupt nur mit derjenigen Mission und denjenigen Missionaren zu thun haben, welche vom Pietismus mit so ungeheurem Aufwand von Deklamation als seine Triumphzeichen und lebendigen Symbole sind aufgestellt worden. Von dem weltbekannten Treiben dieser Missionare aber muß zugegeben werden, daß es nicht eben mit dem stillen Duften der Veilchen die meiste Aehnlichkeit hat. Schon das fortwährende Reden von Demuth bezeugt nicht Demuth; sodann das übrige Selbstlob, das wir aus ihrem Munde so reichlich gehört, der Pharisäismus, der

---

Gesellschaft einen Bauplatz von etwas mehr als 6 englische Acres für 225 Fr. abzutreten, weil angeblich in andern englischen Colonien für ein Acre Land auch nicht mehr als 1 Pfund Sterling bezahlt werde! Wahrlich, das heißt in christlicher Liebe gegen die armen, aller Werthverhältnisse unkundigen Eingebornen mit einander wetteifern!



Humbug, der Luxus, die Schroffheit gegen die Heiden, der Fanatismus gegen Andersdenkende, die despotische Kirchenzucht und so viele andere Eigenschaften, welche uns bereits oben entgegengetreten, haben uns nicht für die Demuth jener Männer besonders eingenommen. Es muß aber hinzugefügt werden, daß auch sonst das Auftreten unserer Glaubensboten unter den Heiden wenig von jenem Geist der Sanftmuth und Demuth an sich trägt, die Christus von seinen Jüngern gefordert, vielmehr gar oft an den Uebermuth einer herrschenden Race gegenüber der unterdrückten oder an die bekannte Brutalität englischer „cives Romani“ gegen schwächere Nationen erinnert. Schon die Vorwände, mit denen sie fortwährend die Errichtung freier Nationalkirchen unter den Bekehrten auf die lange Bank zu schieben wissen, die tiefe Abhängigkeit, in der sie den eingebornen Clerus überall von sich zu erhalten suchen, und die oft wenig würdige Stellung, die sie ihren eigenen Katecheten anweisen, bestätigen die obige Bemerkung [1]. Vor Allem aber das Benehmen gegen die Heiden ist häufig ein sehr wenig demüthiges. Wenn z. B. ein Missionar ein Individuum, das ihn während seiner Reisepredigt stört, einfach bei Ohr ergreift und so wegführt [2]; wenn ein anderer gegenüber einer Gemeinde, die sich seine zudringlichen Ansprachen nicht gefallen lassen will, sich auf seine „Stellung“ als einer der Regenten des Landes beruft [3]; ja, wenn selbst — nach einer in offener Missionsconferenz angebrachten und nicht widerlegten Klage zweier edler indi-

1) Läßt doch selbst Bruder Hebich seine Katecheten in der Küche essen, während er selbst vornehm im Zelt speist, Heidenbote 1851 p. 70, und war es früher unter den Baslern selbst Sitte, daß, während die Missionare am Tische Platz nahmen, die schwarzen Brüder bei Seite am Boden saßen und in Hindu-Weise ihre Speise mit der Hand zum Munde führten. Miss.-Mag. 1853 IV. p. 80. Dieser Unsitte machte dann freilich Herr Josenhans ein Ende.

2) Ch. Miss. Int. 1857 p. 110.

3) Ch. Miss. Record 1856 p. 115.

scher Nationalgehülfen — sehr viele Missionare ihre eingebornen bekehrten Christen mit einem ächtenglischen Hochmuth behandeln, welcher jedes innigere Verhältniß zwischen beiden Seiten unmöglich macht, mit einer Rohheit, welche sich selbst bis zu Fußtritten und Rückenstößen verirrt [1]): so sind das alles Handlungsweisen, welche sich mit der gerühmten Demuth der Missionare schlecht reimen. Wie wenig sich überhaupt das Benehmen der Letzteren gegenüber jenen schwächern Racen von dem gewöhnlichen des Europäers unterscheidet, mag uns auch ein Vorfall anschaulich machen, den uns Herr Missionsinspektor Graul erzählt [2]).

---

1) Evangel. Miss.-Mag. 1863 p. 277 ff., 289 ff., 295.

2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1851 p. 40 ff. „Die Entfernung zwischen Negapatnam und Point Calimere," so berichtet er selbst von einer seiner Reisen, „beläuft sich zwar nur auf 15 bis 16 Stunden. Dennoch gehörte gerade diese Reise zu den unannehmlichsten, die wir je unternommen. Es kostete uns unsägliche Mühe, selbst mit Hilfe des Collectors, der als der Fürst des ganzen Bezirks angesehen wird, sammt seiner zahlreichen Dienerschaft und seinen vielen Polizeisoldaten, die nöthigen Vorbereitungen zu Stande zu bringen, um am Abend unsere Weiterreise antreten zu können. Unser Knecht, der zugleich den Koch macht, hatte in seiner Beschränktheit ein Mißverständniß über das andere angerichtet, und als wir nun endlich so weit waren, uns in unsere Mandjils zu legen, so erklärten die Träger, sie würden uns nur bis Vedaranyam, einige Stunden von Point Calimere, bringen. Da dort eine hinlängliche Anzahl von Trägern nicht zu haben ist, so drohte ihnen der Collector strenge Bestrafung an, wenn sie uns im Stiche ließen; ich aber wußte nur zu wohl, daß die Furcht vor künftiger Strafe bei den um alles Künftige so sorglosen Hindus wenig wirkt, und sagte daher dem Collector gleich von vornherein, daß ich nöthigenfalls das Richteramt selbst auf der Stelle zu übernehmen vorbereitet sei. So brachen wir denn mit ziemlich bangem Herzen des Abends um 9 Uhr von Negapatnam auf, wir in unsern, von der Westküste mitgebrachten Mandjils, Miss. Cordes aber, der so eben von Trankebar her uns nachgekommen war, in seinem Ochsenwagen.

„Es war ein wunderschöner Abend, wie ihn nur Indien zu geben im Stande ist. Ein allerliebster Seewind fächelte uns vom nahen Meere her an, und der frische Hauch desselben, die schaukelnde Bewegung des Mandjils und der ein-

Dieser Herr sollte nämlich gemeinsam mit einem seiner Missionare eine Strecke von 15 bis 16 Meilen zurücklegen. Er hatte

---

tönige Gesang der Träger wiegte mich bald in so tiefen Schlaf, daß ich zuletzt auch nichts mehr von dem Geräusche vernahm, wenn unsre sechszehn Träger die Canäle, Flüsse und Ströme durchplätscherten, die das Land allenthalben, oft breit genug, furchen und es so zu einem gesegneten Reisboden machen. Aber wie erschrak ich, als mich die Träger gegen 2 Uhr weckten und unser Knecht mit ziemlich verlegenem Gesicht im Fackelschein vor mir stand. Ich hatte ihn sammt den Trägern unseres Gepäcks und Küchenkorbes schon ziemlich frühe vornweggeschickt, um geraden Weges nach Point Calimere zu gehen und uns dort in dem Bungalow des Hauptcollectors von Tanjore die Herberge zuzurichten. Er hatte es aber sammt jenen vorgezogen, in einem Ruhehause der Eingebornen auf weniger als halbem Wege liegen zu bleiben. Da ich fürchten mußte, daß, wenn es in dieser Weise weiter ginge, wir den folgenden Tag in der brennenden Sonne zu logiren und zu hungern haben dürften, so hielt ich es für das Räthlichste, von meinem patriarchalischen Rechte als Oberhaupt der Karawane Gebrauch zu machen und ein für allemal ein Strafexempel zu geben.

„Trotzdem wollten uns unsere Träger schon mit dem Grauen des Tages in Kalimodu, etwa auf der Hälfte des Weges, niedersetzen. Das Sattiram daselbst war aber so eng und schmutzig, und dabei von einer so bunten Menge von Eingebornen und wer weiß von was Allem bevölkert, daß wir unmöglich den Tag daselbst verbringen konnten. Eine entschiedene Geberde — und der Zug setzte sich von Neuem in Bewegung, und etwa nach anderthalb Stunden langten wir durch eine ziemlich wüste Gegend nach Vedaranyam. Dort hat der Hauptcollector von Tanjore, Herr Bishop, der jährlich einmal der Steuererhebung wegen dahin muß, ein luftiges Obdach errichtet, 12 bis 16 Palmenstämme und darüber ein Geflecht von Cocusblättern. Wir breiteten unsere Matratzen auf den tenneartigen Boden, und als nun gar noch ein europäischer Stuhl herbeigeschafft wurde, so hatten wir mehr als die glühendste Einbildungskraft in dieser Oede erwarten konnte. Unterdeß kam auch Miss. Cordes in seinem Ochsenwagen an, und sobald die Hauptlhitze vorbei war, eilten wir dem vorläufigen Ziel unsrer Reise, Point Calimere, entgegen. Die Gegend umher wurde immer öder und öder, und ich begriff nun, warum unsere Träger uns nicht bis nach Point Calimere zu tragen gedroht hatten. Die Eingebornen nämlich, von Natur höchst feige, fürchten die Wildniß wie das Feuer. Die wüsten Salzlagunen zu beiden Seiten des Weges spiegelten uns das heimathliche Bild

27*

zu diesem Zweck nach der bekannten Weise der Missionare mit Hülfe eines englischen Beamten eine Anzahl von Trägern zusammengetrieben und dieselben gegen deren ausgesprochenen eigenen Willen unter Androhung von Strafe gezwungen, ihn sammt seinem Begleiter bis auf eine gewisse Station zu tragen. Diese Reise, welche er selbst, der Getragene und in seinem Mandjil sanft Schlummernde, als eine äußerst beschwerliche schildert, mußten sie, die Tragenden, durch ungebahnte Straßen (wie er unmittelbar vorher sagte), mitten urch Canäle, Flüsse, Ströme hindurch laufend so schnell vollbringen, daß sie nach 5 Stunden beinahe die Hälfte des Weges oder circa 7 Stunden zurückgelegt hatten. Jetzt aber wünschten sie, gleich dem vorausgeschickten Knecht, nach so großen Strapazen sich in einem indischen Ruhehaus oder sogenannten Sattiram ein wenig auszuruhen. Wie erwiedert unser eben aus dem tiefsten Schlaf erwachender Missionsinspektor sammt seinem frommen Begleiter dieses sicherlich sehr erklärliche Begehren seiner müden Träger? Er hatte vorher dem Collector erklärt, falls die Letztern ihre Pflicht nicht thäten, nicht erst auf deren künftige Bestrafung warten zu wollen, sondern „nöthigenfalls das Richteramt selbst auf der Stelle zu übernehmen.“ Dieses that er denn jetzt. „Da ich fürchten mußte,“ sagt er, „daß, wenn es in dieser Weise fortginge, wir den folgenden Tag in der brennenden Sonne zu logiren und zu hungern haben dürften, so hielt ich es für das Räthlichste, von meinem patriarchalischen Rechte als Oberhaupt der Karawane Gebrauch zu machen und ein für allemal ein heilsames Strafexempel zu geben.“ Mit andern Wor-

---

gefrorner und mit Schnee leicht bedeckter Seen vor, aber die Sonne über unserm Haupte strafte sie Lügen. Unsere Träger, der nahen Ruhe gewiß, trabten wie muthige Rosse und legten den Weg von ziemlich zwei geographischen Meilen in etwa zwei Stunden zurück.

„Wie wohl war uns, als wir in den geräumigen, lichten und luftigen Bungalow des Herrn Bishop, der hier zuweilen der Erholung halber sich aufhält, jetzt aber abwesend war, einzogen!“

ten — denn das einzig kann der Sinn dieser Stelle sein — er prügelte seine armen, schwarzen Hindubrüder auf gut deutsch solange durch, bis sie im Schrecken vor dem gestrengen Sahib und dessen englischem Protektor sich zum unmittelbaren Weitertragen seiner Heiligkeit verstunden. Etwa zwei Stunden weiter und wieder wünschten sie erschöpft sich in einem Sattiram niederzusetzen. Aber „eine entschiedene Geberde — und der Zug setzte sich von Neuem in Bewegung.“ Und unter solch wiederholten eindringlichen Ermunterungen ward das Ziel schließlich so schnell erreicht, daß ein anderer Missionar, der denselben Weg gleichzeitig in einem Ochsenwagen zurücklegte, erst nach ihnen anlangte! In der That, das heißt praktisch reisen, die zu bekehrenden Hindu zu Rossen, ihre Nacken zu Sätteln, und die eigenen Fäuste zur Peitsche über ihnen zu machen! In der That, das heißt den „erbarmungswürdigen,“ verfinsterten Heiden das Christenthum auf eine sehr erbauliche, sehr deutliche Weise nahebringen! Da sie sich von dessen Wahrheit a priori nicht überzeugen wollen, es ihnen fein hübsch a posteriori in concreter, lebendiger, ideal-realer, wie sie sagen, „geistleiblicher“ Weise fühlbar zu machen, wohl nach dem in diesen Kreisen so viel bewunderten Worte: „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes?“

Doch das ist ein einzelner Vorfall, der zur Beurtheilung des herrschenden Geistes unter den Missionaren nicht die geringste Tragweite hat. „Es ist,“ wird man sagen, „eine menschliche Schwachheit, welche einzig auf Rechnung des lutherisch-königlichen Unterthanen kömmt, den es nach einem bekannten psychologischen Gesetz besonders jucken mußte, das vielgepredigte Centraldogma vom passiven Unterthanen-Gehorsam, statt wie zu Hause immer nur von unten nach oben, nun einmal in der zwar nicht minder servilen, aber angenehmern Stellung von oben nach unten zur Ausführung zu bringen. Eine weitere Bedeutung kommt jenem Ereigniß nicht zu.“ So werden Manche sagen. Enttäuschen wir uns! Jener Vorfall ist so wenig ein vereinzelter, daß wir nicht

nur auch sonst von vielen Fällen des Hochmuths, der Lieblosigkeit und Brutalität seitens mancher Missionare gegenüber ihren heidnischen Pfleglingen hören [1]) und bereits gehört haben, sondern daß sogar in einer ganzen Missionsgesellschaft das Einprügeln der Heiden ins Christenthum zum förmlichen pädagogischen Grundsatz geworden ist.

Mit einem Cynismus ohne Gleichen nämlich bekennt es Missionar Hardeland, Superintendent über sämmtliche Zulu-Stationen (Südafrika) der Herrmannsburger Mission, als förmlichen Grundsatz der Seinigen: dem Evangelium der Liebe unter den Heiden den Weg erst durch das Gesetz der Reitpeitsche und Karbatsche zu bahnen. So lautet sein eigener Bericht von einer Reise, die er mit Bruder Filter im Zulu-Lande ausführte, und auf der vier Kaffern, welche das Gepäck trugen, mitten im einsamen Felde weiter zu gehen sich weigerten [2]):

„Als die Zusprüche nichts halfen, meinte ich," so schreibt er, „die Schelme sollten doch noch eine ordentliche Tracht Schläge mit auf den Weg haben, einer wenigstens soll windelweich gehauen werden. Ich postirte mich denn mit meiner Karbatsche hinter das größte Großmaul, während Bruder Filter von vorn kam und commandirte: die Packen aufgenommen, wir gehen! Nein, schallte es zurück. — Die Packen auf! schrie Filter wieder im kräftigsten Commandoton, und zugleich flog meine Peitsche dem Haupthahn auf den Rücken; er hob den Spieß, da gab es einen zweiten Hieb, nebst einem Stoße als Zugabe, und — sie nahmen die Packen auf und gingen. . . . . . Sie mußten dicht in einer Reihe zusammengehen, Bruder Filter schritt vor, ich auf der Liese (Hardeland's Pferd) dicht hinter ihnen drein, und wir eröffneten ihnen ganz freundschaftlich: wenn einer laufe, den werde meine Liese

1) Vgl. (außer den mancherlei bereits citirten Beispielen) aus neuerer Zeit namentlich auch Ev. Miss.-Mag.

2) Ev. Miss.-Mag. 1863 p. 272 ff.

gleich wieder haben, den solle sie umrennen und schlagen, und dann würden wir ihn obendrein durchklopfen, so lange wir uns rühren könnten. So ging's denn voran, just als wenn zwei Polizeibeamte vier Spitzbuben escortirten......"

Aehnliche, wo möglich noch rohere Scenen, in denen selbst Mädchen und Weiber gepeitscht werden, und wo die übrigen Brüder das Beispiel ihres Superintendenten möglichst nachzuahmen suchen, erzählt uns dieser noch manche. Ja er ist von der Vorzüglichkeit dieser seiner Missionsmethode so sehr durchdrungen, daß er sie den Gesellschaften daheim mit folgenden Worten zu empfehlen wagt: „Es drängt sich mir der Wunsch auf, den ich oft für meine lieben Dajaken auf Borneo gehabt, nämlich: aus wirklicher Liebe, als die beste Vorbereitung für's Missioniren wünschte ich jedem dieser Heidenkinder eine recht tüchtige Tracht Schläge, jedem Manne zwei dito und jeder Frau drei, denn die Weiber sind die allerschlimmsten. Ich weiß: probatum esset. „„Wir sollen fürchten und lieben."" Erst auf dem Grunde der Furcht erwächst die Liebe (bei uns armen Sündern), die Liebe, in der dann keine Furcht mehr ist. „Zucht und Vermahnung" — Dem Zuchtlosen hilft alle Ermahnung nichts[1]......."

Ich denke, mein Leser bedarf, um sich von seinem Erstaunen über solch wunderbare christliche Erziehungsgrundsätze etwas zu erholen, einer kleinen Pause. Bleiben wir in der That einen Augenblick hier stehen und überschauen das Ziel, zu dem uns unsere Wanderung durch das weite Feld der orthodox-pietistischen Ethik schließlich geführt hat. Rufen wir uns die geschilderten Prügelscenen und das ganze hochmüthige, brutale, eliasartige Auftreten der Missionare unter den Heiden, rufen wir uns ihre Trägheit und Schlemmerei, ihre Geldmachereien und ihr üppiges Vornehmthun nochmals vor Augen. Setzen wir dort noch so viel

1) A. a. O. p. 274.

auf Rechnung einzelner fanatischer Persönlichkeiten und einzelner extremer Sekten, namentlich der feigen, doktrinär erhitzten, vor jedem Mächtigen kriechenden, gegen jeden Schwachen übertapfern Schüler Luther's. Und ziehen wir hier noch so viel als Excesse einiger reichbesoldeter, comfortliebender Albionssöhne von der Gesammtschuld der Uebrigen ab. Wenn wir uns der allbekannten honigsüßen, in Liebe und Seligkeit zerschmelzenden Phrasen der Missionare und ihrer Gesinnungsgenossen, wenn wir uns ihres zur Schau getragenen weltflüchtigen, mönchisch-asketischen Treibens erinnern, wenn wir uns insbesondere die heilige Rohheit vergegenwärtigen, mit welcher in jenen Kreisen alles reinmenschliche Empfinden, alle höhere Bildung, alles natürlich-sittliche Aufstreben niedergeschlagen und verdammt zu werden pflegt, und wenn wir damit das wirkliche sittliche Leben jener Kreise vergleichen, nicht wie es in einzelnen Spitzen, sondern wie es als Durchschnittsgemälde zu Hause und namentlich in der Mission aus der Mehrzahl aller unparteiischen Berichte, aus ihren eigenen Bekenntnissen hervortritt: werden wir dann wirklich jeden Zusammenhang zwischen jenen Principien und diesen Resultaten, jener Wurzel und diesen Früchten läugnen wollen? Werden wir dann nicht einsehen, wie jede Uebertreibung sich rächt, wie alles Uebergeistliche nach Princip, Wesen und Ende ungeistlich, und wie unsere Ueberschrift zu diesen Betrachtungen über pietistische Gerechtigkeit eine leider nur zu gerechtfertigte ist? Was höher als im Geiste beginnen will, endet im Fleisch. Wer die natürlichen Grenzen irdischen Lebens überspringen will, fällt — entsprechend einem bekannten physikalischen Gesetz — unter das Niveau desselben hinab. Ein Mensch, dessen Stirn die prangende Ueberschrift „Weltflucht" krönt, trägt im Herzen zuverlässig die schwarze Inschrift offenen oder geheimen Weltdienstes. Weltdienst und Weltflucht, Weltflucht und Weltdienst, siehe da die zwei Worte, die in der innigsten Wechselwirkung die ganze Sittlichkeit

des Pietismus[1]) aufs Kürzeste zeichnen. Jedes ist ebenso Frucht wie Wurzel des andern, beide entsprossen aus demselben Boden unnatürlicher Trennung zwischen Gott und Welt, Seele und Leib, Religion und Leben. Und das ist, wenn auch nicht die Rechtfertigung, doch — nach dem schönen Wort G. Sand's: „Begreifen heißt Verzeihen" — die beste Entschuldigung der Missionare und all ihrer Gesinnungsgenossen. Oder sollten wir es nicht als den natürlichsten Vorgang der Welt betrachten, wenn so ein weltfremder, befangener, lichtscheu erzogener Missionszögling, der aus seinem klösterlichen Institutsleben plötzlich mitten in das bunte Treiben Constantinopels, Bagdads, Calkuttas verschlagen, daselbst allen Luxus der Welt erblickt, von allem Luxus den reichsten aber in den Häusern seiner Landsleute, seiner Gönner und Freunde, der englischen Beamten, Reisenden und älteren Missionare sieht, ist es, frag' ich, nicht der natürlichste Vorgang der Welt, wenn solch ein junger Mensch überrascht, geblendet, gefesselt wird von Herrlichkeiten, die ihm bisher stets nur unter dem Gesichtspunkt von weltlichem Greuel und Abfall von Gott geschildert worden, und die ihm nun auf einmal so ganz anders erscheinen? Ist es zu verwundern, wenn er sich nunmehr solch weltlichem Leben um so haltungsloser dahingibt, je weniger er vorher gelehrt wurde, dasselbe auf die rechte Art zu gebrauchen? Ist es nicht sehr begreiflich, wenn solch ein von Haus aus sittlich unfreier Mann sich allmälig, wie Missionar Bowley dies so deutlich schildert, überreden läßt, es gehöre zu seiner socialen und beruflichen Stellung unter den Heiden, ein Leben zu führen, das jeder human gebildete Geistliche — was sag'

---

1) Und beziehungsweise jedes Mönchsthums. „Levastis corpora vestra in montes, sed mentes vestrae in vallibus remanserunt," ruft schon Berengar der Scholastiker gewissen Mönchen seiner Zeit zu (Abaelard. opp. Paris 1616 p. 325), und Tertullian (ad Scap. c. 11) meint: „die das Fleisch hassen, thun am meisten seine Werke."

ich? — jeder gut erzogene Mensch, trotz alles verführerischen Beispiels um sich her, ebenso für eine Last, wie für eine Schande ansehen würde? Es ist dies genau dieselbe Erfahrung, welche wir häufig genug auch in Europa machen. Wo findet sich hier zumeist der feinste, giftig zugespitzteste Selbst- und Weltdienst, als gerade in den Kreisen, welche seufzenden Welt- und Bildungshaß am schroffsten zur Schau tragen? Wo findet sich mehr Eitelkeit, Ehrgeiz, geheime Selbstvergötterung, als bei denen, welche das rechte männliche Ehrgefühl durch niederhängende Geberden und Phrasen voll Demuth fortwährend unterdrücken zu müssen glauben? Wo finden sich reichere Salons, ausgewähltere Mahlzeiten, eingewurzeltere Standesvorurtheile, läppischerer Geld- und Familienhochmuth als gerade in vielen jener feinen Kreise, welche all diesem Plunder durch einen umgehängten Schleier von ganz aparter Frömmigkeit ein um so interessanteres Licht zu geben suchen? Wo findet sich schlechtere Kinderzucht, liederlicheres Haushalten, nachlässigere Tagesordnung, als in gewissen Familien, welche mit knieenden Hausandachten, Bibelstunden, Armen- und Missionsvereinen sich viel zu schaffen machen? Welche Geistliche ziehen durch Geiz, Geldmacherei und knauseriges Wesen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, wenn nicht solche, welche gegen Mammon und weltliche Lüste, gegen Abfall des Volks und Unglauben ihrer jungen Collegen am meisten eifern? Welche Frommen haben so viel über fleischliche Anfechtungen, Erregungen des Satans, beständige Rückfälle zu klagen, als die Antonius und Stagirus, welche hinaus in die Wüste ziehen, um daselbst Gott zu opfern (2. Mos. 5, 1), als die Wesley und Anton Reiser, welche in sinnlichen Wiedergeburtsakten und überschwenglichen Gefühlsgenüssen das wahre Merkmal des Christenthums suchen? Es ist offenbar sehr richtig, was öfters bemerkt wurde[1]: daß die natürlichen Triebe, wenn sie statt dem Geiste Gottes zu dienen, nur äußerlich

1) Vgl. z. B. Märklin a. a. O. p. 206 ff.

unterdrückt werden, eine desto gefährlichere Reaction im Innern erheben, daß sie zu einer Thür gewaltsam hinausgetrieben, desto roher und ungeheiligter durch die andere wieder hereinbrechen; und was der römische Dichter sagt:

„Naturam expellas furcâ, tamen usque recurrit“

bleibt auch im Christenthum wahr, wenn der Accent auf das furcâ d. h. auf die äußerliche, gewaltsame Weise gelegt wird, in der viele ihrer Naturen Herr zu werden suchen. Haben wir daher oben gefunden, daß die pietistische Gerechtigkeit als solche es vermöge der dualistischen Grundlage, auf der sie beruht, zu keiner ächten Verklärung des natürlichen Lebens, sondern nur zu äußerer Gesetzlichkeit bringen könne, deren schließlicher Ausgangspunkt ein greuelhafter Pharisäismus sei, so müssen wir nun noch einen Schritt weiter gehen und behaupten: und weil sie dies nicht vermag, weil durch all ihre guten Werke das Natürliche des Menschen nur negirt, nicht verklärt wird, so wird es um so mehr als Natürliches bestätigt, wird durch das Gesetz die Sünde genährt (Röm. 5, 20; 7, 11), und strömt zwischen den hohen Pfeilern der Werkgerechtigkeit, wie durch goldene Pforten, die ganze Fluth weltlicher Gesinnung desto schwellender zurück, je gewaltsamer man sie durch dieselbe abgetrieben wähnte.

Weltflucht — Weltdienst, diese unzweifelhafte Wahrheit spiegelt sich uns aber nicht nur im Leben einzelner Missionare und Missionsfreunde, sondern sie bestätigt sich im Schicksal der ganzen Mission als solcher. Diese große Unternehmung, welche sich ausdrücklich zu dem Zweck, dem Christenthum in der Ferne einen reinern, durch Unglauben und Weltbildung noch nicht verderbten Boden zu verschaffen, weit weg aus Europa in Einöden und einsame Inseln flüchtete, wem dient sie in letzter Instanz, welches Reich, wessen Zwecke fördert sie in Wirklichkeit? Wir haben gesehen, in wie geringem Grade die Zwecke des Reiches Christi, und wir wissen Alle — in wie hohem die des engli-

schen Handels, der englischen Ausbeutung der Nationen. Es haben sich über diesen Punkt auf dem Continent schon häufig ernste und warnende Stimmen vernehmen lassen [1]). Selbst die hiesigen Freunde der Mission leugnen keineswegs, daß dieser hie und da politische Zwecke nicht ganz fremd sind, und die Großen der Erde darin ein Mittel sehen, die durchs Schwert überwundenen Völker auch geistlich zu fesseln [2]). Aber immer suchen sie sich und Andere zu überreden, daß diese politischen und merkantilischen Zwecke erst in letzter und ganz untergeordneter Reihe erscheinen, nur zufällig und nebenher gingen und daß jedenfalls das Seelenheil der armen Heiden den wohlbewußten ersten und obersten Zweck für die Missionsbestrebungen der frommen englischen Nation bilde. Ich meine, solche Annahme verrathe eine sehr oberflächliche Kenntniß des englischen Nationalcharakters, und müßte es bei so heißer Liebe zu den armen Heidenseelen jedenfalls sehr auffallen, daß die verschiedenen Gesellschaften alljährlich zwar nicht über versiegende finanzielle Hülfsquellen, wohl aber über mangelnde Arbeitskräfte zu klagen haben und stets gar froh sind, ihr Personale mit deutschen Missionaren zu ergänzen. Aber ein Streit über diese Frage ist gar nicht möglich, da die Engländer selbst sich nicht im Geringsten scheuen, die Förderung ihrer commerciellen und politischen Machtstellung als eines der wesentlichsten und preiswürdigsten Resultate der äußern Mission ganz offen zu erklären. „Zu welchem Zwecke sind diese Männer hier versammelt?“ so frägt Kingsmill in einer panegyrischen Schilderung einer Sitzung der kirchlichen Missionscommittee [3]). „Ist es, um den Ruhm ihres Landes zu vermehren? Ist es, um neue Marktplätze für unsere Colonial-

1) Vgl. unter Anderem die Reden Schleiermacher's an die Gebildeten. 6. Aufl. p. 11, 27. Rothe, Ethik III, 1. p. 1107 f.

2) Ev.-luth. Miss.-Bl. 1853 p. 41.

3) A. a. O. p. 294.

produkte zu eröffnen? Ist es, um barbarische und heidnische Nationen in den Genuß der Civilisation, des Friedens, der Ordnung, der Freiheit und persönlicher Sicherheit zu setzen, den unmenschlichen Sklavenhandel zu verhindern und alle Nationen in einen großen Bruderbund zu vereinen?" „Ja," antwortet er auf diese Frage, „eben das Alles zu verwirklichen ist ihr Ziel," und setzt dann aus einander, wie sie solches Ziel nicht auf menschlichen, sondern göttlichen Wegen d. h. durch das Mittel der Mission zu erreichen suchen. Weiter wird zur Empfehlung der letztern hervorgehoben, wie durch die Mission die Herrschaft Englands gestärkt und befestigt werde und entfremdete Heiden durch das Christenthum „in loyale Unterthanen der englischen Krone umgewandelt würden[1])," was unter Anderem an der Hand einer von Devotion überfließenden Adresse von bekehrten Hindu an die Königin Victoria nachher verdeutlicht wird. Ueberhaupt kommt der genannte Schriftsteller zum Schluß, daß durch das Bekehrungswerk unter den Heiden der Handel, die Colonisation, die Civilisation und Sprache Englands in solchem Maße über die Erde verbreitet worden, daß schon hierdurch einzig die mit der Mission verbundenen Opfer an Menschen und Geld reichlich aufgewogen seien[2]). Ebenso erklärt Aikman, die „Beziehungen zwischen Handel und Mission seien innig und unauflösbar," durch Missionare seien Süd- und Westafrika und manche andere Länderstriche zuerst erforscht und dem brittischen Handel zugänglich gemacht worden; unermeßliche weiß gebliebene Flächen auf den Landkarten unsrer Vorväter, durch welche der Handel und christliche Betriebsamkeit wesentlich eingeschränkt worden, seien durch Bemühung jener Glaubensboten nun ausgefüllt[3]). Solchen

1) A. a. O. p. 342.
2) A. a. O. p. 538.
3) Aikman a. a. O. Preface p. X.

und ähnlichen Lobsprüchen, in welchen der Nutzen der Mission für die Macht und Größe Englands in der vordersten Linie erscheint, begegnen wir in den dortigen frommen Blättern häufig, und wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß sowohl die reichlichen Beisteuern als der enthusiastische Empfang, welcher den Vertretern der Mission unter jenem praktischen Volke stets zu Theil wird, nicht sowohl in der dort wohl erkannten religiösen Nutzlosigkeit als in der noch viel klarer begriffenen weltlichen Nutzbarkeit jenes edlen Werkes seinen Grund hat. Auch sind wir weit entfernt, eine in der Sache selbst liegende Verbindung zwischen Handel und Mission, Civilisation und Christenthum (vgl. Matth. 6, 33) irgend unrecht zu finden. Wir machen es den Missionaren vielmehr zum Vorwurf, daß sie das Christenthum nicht in noch ganz anderer Weise, als bisher geschah, durch die Kanäle allgemeiner Bildung und Colonisation ins Leben der fremden Völker zu führen suchten. Aber das ist es nicht, worum es sich hier handelt. Die entscheidende Frage ist, ob die gegenwärtige Ehe zwischen Handel und Mission eine ehrliche, billige, natürliche, eine beide Interessen gleichmäßig fördernde, oder ob das eine dieser nur das Mittel für das andere, ob die Mission nur die dienende Magd, der gemeine Vorläufer und Pionier für den eiskalten Egoismus englischer Speculation sei. Hierauf kommt es an; denn hienach bestimmt sich nothwendig die ganze Methode der Mission. Daß aber das letztere der Fall, das scheint für jeden, der zwei Augen zum Sehen hat, offen genug zu Tage zu liegen. Denn warum wissen die kundschaftenden Missionare stets mit so richtigem Instinkt die Wege zu finden, welche für den Absatz der Fabrikate und Colonialprodukte oder den Einkauf von Rohmaterial die günstigsten sind? Woher rührt es, daß so manche Blätter, namentlich die der englischkirchlichen Gesellschaft stellenweise viel eher Handels- als Missionszeitungen gleichen, mit der größten Sorgfalt die commerciellen und politischen Verhältnisse dieses oder jenes Landes erörtern, ohne der Mission

kaum mit einem Worte Erwähnung zu thun? Warum ferner, wenn jenen Frommen das Seelenheil der Heiden so sehr am Herzen liegt, kümmern sie sich so wenig darum, wenn ihre angefangene Arbeit von regelmäßig nachfolgenden Dieben oder Räubern wieder verdorben wird? „Wo nur immer ein Missionar wohnt," schreibt Livingstone [1]), „dahin kommen sicherlich auch Händler. Sie hängen gegenseitig von einander ab, und der eine unterstützt (sic!) den andern in seiner Arbeit." „Wir können diese Eilande nicht besetzen," so klagt ein anderer Missionar aus Mikronesien [2]), „ohne zugleich den Uebeln eines gottlosen Handels die Schleußen zu öffnen. Kaum wird es bekannt, daß die Missionare mit dem Plan umgehen, eine neue Insel zu besetzen, so dringen sofort frevelhafte, gewinnsüchtige, gewissenlose Menschen mit ein und verderben die Arbeit." Warum denn, wenn sie das wissen, begnügen sie sich mit der Sisyphusrolle, ein kleines Bächlein zu reinigen, und dann eine wüste Cloake darein zu leiten? Warum suchen sie nicht vor Allem auf die verderbten Händler zu wirken, durch ebenso furchtbare Reden, wie sie an die armen Heiden richten, jene zu erweichen, zu bekehren oder durch geeignete Schritte bei den Behörden ihren Betrügereien ein Ziel zu setzen? Ja, warum schicken die Missionsgesellschaften, statt nur an die Heiden, nicht in noch viel größerer Anzahl eigene Glaubensboten an jene englischen Erzheiden, welche in jedem fremden Lande und jedem schwarzen Gesicht eine Domäne für ihre unersättliche Habsucht erblicken [3])? „Der Mohr hat seine Pflicht gethan," heißt es

---

1) Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Südafrika, übers. v. H. Lotze I. p. 44.

2) Burckhardt IV, 1. p. 230.

3) Daß dies von einzelnen Gesellschaften (vgl. the annual Report of the bapt. Miss. Soc. 1860 p. 14, 55. Burckhardt III, 1. p. 229 2c.) gelegentlich geschieht, soll nicht geläugnet werden. Aber es geschieht eben in so geringem Maße, nur sporadisch und versuchsweise, daß solch vereinzelte Fälle in keinen Betracht kommen können.



eben, „der Mohr kann gehen." Viele jener frommen, hochheiligen Gesellschaften sind in Wahrheit ganz gemeine Handelsgesellschaften mit religiösem Aushängeschild und einigem gutmüthigen religiösen Gefolge. Sie sind zufrieden, wenn ihre Anhänger nur irgendwo dem englischen Handel eine Thür geöffnet, — und begnügen sich fortan in der eroberten Provinz soviel englische Sprache und Religion aufrecht zu halten, als für die geistige Fesselung jener Völker nöthig ist. Für das Uebrige lassen sie den lieben Gott sorgen. Das Gesagte wird uns noch klarer, wenn wir auf die einzelnen Operationen der Gesellschaften, namentlich die der englisch-kirchlichen, etwas genauer achten. Es mag an ein paar Beispielen genügen.

Da wird z. B. im Jahre 1856 von vielen Präsidenten, Vicepräsidenten und sonstigen Notabilitäten verschiedener Missionsgesellschaften und anderen Freunden Afrika's an Lord Palmerston ein Memorial überreicht, das ohne der Mission auch nur mit einer Sylbe Erwähnung zu thun, sich aufs Weitläufigste über die mannigfachen Produkte und Handelsverhältnisse Afrika's verbreitet und dem entsprechende Maßregeln zur Hebung des Handels mit jenen Gegenden verlangt[1]). Da wird nach dem eigenen Geständnisse des officiellen Blattes der englischkirchlichen Gesellschaft die Nigermission ausdrücklich zu dem Zwecke unternommen, den Handelsbeziehungen mit jenen Völkern eine solidere Basis zu geben, durch eine „christliche Wurzel" das Geschäft mehr „successfull" and „prospering" zu machen — ganz uneigennützig freilich „for the good of Afrika," wie der doppelsinnige englische Ausdruck lautet[2]). Ebenso tragen die heroischen Reisen eines Livingstone u. A. durchaus das Gepräge einfacher Handelsexpeditionen und machen auch die betreffenden Berichte überall ebenso viele commercielle und politische, wie wenig religiöse Gesichtspunkte gel-

1) Ch. Miss. Record 1856 p. 181—184.

2) Ch. Miss. Intell. 1857 p. 198 f.

tend. Nicht anders verhält es sich mit der indischen Mission. Ertönte doch während und nach dem indischen Aufstand in den englischen Missionskreisen fortwährend der eine Nothschrei: „Wir müssen Indien bekehren, wenn wir es behalten wollen," „Die Verbreitung der Bibel ist die einzig sicherstellende Politik Englands in Indien [1])" u. s. w., und ist es ja allgemein zugestanden, daß das seit jenem Ereigniß neu aufgeloderte Erbarmen mit der Nacht indischen Aberglaubens seine fast ausschließliche Quelle in dem englischen Bestreben hat, jene Nationalität durch religiöse Bande um so empfänglicher für die politischen zu machen. Was weiter China, Neuseeland und so manche andere mit englischer Politik eng verflochtene Missionsgebiete betrifft, so braucht man ihre Namen nur zu nennen, um in jedem Leser eine ganze Reihe ähnlicher Betrachtungen, wie die oben ausgeführten wachzurufen. Wohnt man endlich einer Jahresversammlung der anglikanischen Gesellschaft bei, so wird man von dem vorherrschend weltlichen Charakter der Missionen noch mehr überzeugt. Man wird finden, daß sie nicht nur, wie sie oben ein Missionsfreund genannt, „religiöse," sondern in eben solchem Maaße handelspolitische „Spektakelstücke" sind. Manche Reden gleichen ganz dem Vortrag, in welchem etwa ein englischer Minister dem Parlament sein Programm vorlegt, eine industrielle oder nationalökonomische Frage entwickelt. Da verbreitet sich z. B. der Bischof von Victoria weitläufig über die letzten historischen Ereignisse, entwickelt seine staatsmännischen Grundsätze, nimmt die verruchte englische Politik in China in Schutz, trägt seine Bekanntschaft mit diesem und jenem Großen der Welt zur Schau, rühmt die Taipings, behauptet gleich einem römischen Proconsul, England werde zu all seinen Eroberungen gezwungen, und krönt endlich sein oratorisches Kunststück mit einem Schluß, der so rein politisch, wie die ganze Rede ist.

---

1) Proceedings of the Ch. Miss. Soc. 1860 p. 17. News of the Churches 1859 Nov. p. 90. Miss.-Mag. 1860 p. 382 rc.

Doch wozu Wasser in die Aare tragen? Ich denke, von allen der pietistischen Mission zu machenden Vorwürfen sei der über die eigennützige Ausbeutung derselben durch das englische Interesse der am wenigsten neue und einer der am klarsten zu Tage liegenden, auch nach dieser Seite hin sei daher unser Thema „Weltflucht — Weltdienst“ hinlänglich beleuchtet.

Aber noch weiter. Wie die Missionare stets die ersten Bahnbrecher für die englischen Händler, so sind es diese ebenso regelmäßig für die nachfolgenden rothen Jacken gewesen. Erst die Religion, dann die finanzielle Ausbeutung, endlich die politische Unterdrückung; das ist die gewöhnliche Stufenfolge, nach welcher England in heidnischen Landen vorzugehen pflegt. Diese englische Politik aber gegen schwächere Völker — welches Schaudergemälde von kaltblütig berechnender Bosheit, von brutalstem Uebermuth, von unersättlicher, durch keine Faser menschlichen Fühlens gezügelter Habsucht eröffnet sie nicht vor unsern Augen! Wahrlich der wärmste Philanthrope müßte an der menschlichen Natur verzweifeln, und der nüchternste Theologe fände keine Ausdrücke mehr, um den Abgrund radikalster menschlicher Verdorbenheit zu zeichnen, wenn wir in England einen auch nur schattenhaften Vertreter der civilisirten Menschheit unter den Heiden erblicken müßten. Hamilton, dieser begeisterte Freund eben so von englischer Größe, wie englischer Mission, bekennt Folgendes [1]: „Sie (die Heiden) sind jedes Rechts beraubt und zu jeder Schmach erniedrigt worden. Die Geschichte unseres Benehmens gegen die Eingebornen der verschiedenen Länder, welche wir uns angeeignet, ist entsetzenerregend durch ihre furchtbare Ungerechtigkeit und muthwillige Grausamkeit. Das wilde Thier hat mehr Mitleid bei uns gefunden als sie. Sie sind verfolgt worden bis zur Ausrottung. Sie sind vertilgt worden. Ihr Land ist ihr Grab. Die Colonisation, vor der sie weichen, der Handel, für

1) A. a. O. p. 139, 289.

den sie sich abarbeiten mußten, haben sie nur als Mittel zur Unterdrückung und zum Gewinn betrachtet. Ihr Eigenthum nach Leib und Seele ist verachtet, jeder Plan, sie zu erheben, ist verworfen worden. Ihre Nutzbarkeit für die Gewinnsucht forderte, sie in ewiger Unwissenheit und Sklaverei zu erhalten ꝛc." — „Es ist unglaublich, welches Unrecht durch unsere Colonisationen an den Eingebornen begangen wurde. Sie sind in Handlungen verwickelt worden, welche den möglichsten Schein von Abneigung an sich trugen gegen Regierungen, welche keinen Anspruch auf ihre Liebe hatten. Schrecken ist darauf erheuchelt und jede Gewalt gegen sie losgelassen worden. Sie sind um eins ihrer Besitzthümer nach dem andern betrogen, immer weiter zurückgedrängt, müde gehetzt worden bis zur Verzweiflung, mit unbeantworteten Appellationen. Man hat sie verspottet, verhöhnt. Ihre Unwissenheit ward benutzt, sie zu betrügen, und ihre Schwäche, sie auszubeuten, bis endlich ganze Stämme verschwunden, Völker zu Grunde gegangen, edle Nationen ausgelöscht waren." In der That, dies wörtlich ist überall und systematisch das Verfahren der anglo-amerikanischen Racen (gegenüber welchen die spanische mit all' ihren Bluthunden, Bergwerkfrohnen u. s. w. als großmüthig erscheint) gegen die wilden Heiden, die Indianer und Neger gewesen und bis in die neuste Zeit, wie die schändliche Plünderung und Hinmordung Neuseelands beweist, es auch geblieben.

Auf einer einsamen Insel im Weltmeer landeten einst fremde Männer. Sie trafen nur arme Kinder und hülflose Greise, die einzigen Ueberbleibsel trauriger Zeiten. Mit Jubel wurden sie von ihnen empfangen, denn die verlornen Väter, nach dunklem Gedächtniß, glaubten die Hülflosen in ihnen wieder zu erkennen. Sie aber spotteten des Irrthums, entrissen den Kleinsten mit Gewalt die ärmliche Speise, versetzten sie auf ein unfruchtbares, kahles Felsenriff, und die, welche sich weinend des letzten Erbtheils ihrer Väter wehren wollten, schlugen sie erbarmungslos nieder. Auf dem Grabe aber der unschuldig Ermor-

deten feierten sie Feste, bauten sie Tempel und Altäre zur Ehre des „allein wahren Gottes." Wollt Ihr die Namen jener Barbaren kennen? Sie heißen: englische und amerikanische Nation." Wollt Ihr den Namen der Insel wissen? Sie heißt: „Gott wird richten."

Ja er wird richten. Denn wenn es auch durch ein höheres Verhängniß bestimmt scheint, daß niedere Rassen schwinden und höhere an ihren Platz treten müssen: wehe dem Geschlecht, das sich einst wird bekennen müssen, diesen Prozeß willkürlich beschleunigt und durch begangenen Mord an Wehrlosen sich die Stätte für künftiges Glück auf Erden bereitet zu haben! Ist aber das Benehmen des frommen, bibelgläubigen, sabbathfeiernden, missionstreibenden England vielleicht ein christlicheres gegen die sogenannten civilisirten Heiden gewesen? Es ist ein feineres, durchdachteres, aber nicht minder gewaltthätiges.

Beginnen wir mit Indien. Schon die Umstände, unter denen die Erwerbung dieses großen Reiches vor sich ging, die einzelnen, in Europa leider viel zu wenig bekannten Mittel, welche dabei zur Anwendung kamen, führen uns eine solch ununterbrochene Kette von Ungerechtigkeit, Verrath, verschmitztester, ehrlosester Schuftereien vor Augen, wie wahrlich die ganze Weltgeschichte nichts Aehnliches kennt. Da ist nichts von jenem stolzen Rechtssinn des alten Römers zu finden, der auch seiner gewaltthätigsten Politik noch einen gewissen Anstrich von Größe gab, nichts von jener ehrlichen Barbarei der Mongolen, die zwar auf ihrem Marsche nach Delhi gegen 100,000 Menschen kaltblütig abschlachteten, aber nach geschehener Unterwerfung gegen die Besiegten Milde und Schonung übten, nichts auch von dem Verfahren des Schurken, der zur Entschuldigung seiner Eidbrüche und Betrügereien wenigstens die Noth seiner äußern Lage oder eingetretene, nicht vorhergesehene Umstände anführen kann. Nein, da werden Verträge geschlossen in der Absicht, sie zu zerreißen, Eide geschworen mit dem Zweck, sie zu brechen, Freund-

schaft und Wohlwollen geheuchelt aus keinem andern Grunde, als um desto sicherer den Dolchstich versetzen zu können. Falsche Eide und Unterschriften, Treulosigkeiten und Verrath sind in den Händen jener englischen Kaufleute so gewöhnliche Mittel gewesen, wie es in jedem Zeughaus Säbel und Kanonen, oder in einem geordneten Staat Gesetze und Verträge sind. Ein Lord Clive, der durch Heuchelei, Intrigue und Verrath vor und nach der Schlacht bei Plassey die Herrschaft Englands in Indien begründete, der durch angezettelte Empörungen und willkürliche Ein- und Absetzungen die Fürsten Bengalens zu immer furchtbarerer Aussaugung des eigenen Landes zwang; ein Warren Hastings, der ohne die geringste äußere Veranlassung, blos fürs Geld, die Rohillas mitten im tiefsten Frieden mit Krieg überzog und ihr Land mit Feuer und Schwert verwüstete; ein Lord Bentinck, der den Rajah von Coorg ohne Grund entthront und seines Landes beraubt; ein Lord Ellenborough, der um die wohlverdienten Verluste in Afghanistan auszugleichen, die Ameers von Shind ohne einen Titel von Recht zu entwürdigenden Traktaten zwingt und als das Volk sich weigert, sie anzuerkennen, das Land nach furchtbarem Kampfe einfach unterjocht; ein Lord Dalhousie, der das unabhängige Königreich Oude unter dem Vorwand von Mißregierung einfach in die Tasche steckt und sämmtliche Anlehen, welche die Compagnie bei dessen Herrscher gemacht und noch nicht zurückbezahlt hatte, mit einem Federstrich tilgt[1]): das sind die großen, noch heute besungenen Helden, denen England die Hauptquelle seiner Macht und seines Reichthums verdankt. Aber diese Ungerechtigkeiten gegen fremde Fürsten und Völker sind die geringsten Uebelthaten, welche das schwarze Buch Indiens gegen England aufzuweisen hat. In der Geschichte Roms, Frankreichs, Ruß-

1) „Weil nämlich jenes Anlehen nicht vom König, sondern vom Staat von Oude der Compagnie vorgestreckt, letzterer aber nun mit dem großen indobritischen Reich verschmolzen sei."



lands kommen Thaten vor, die an verrätherischer Schlechtigkeit hinter den obigen nicht weit zurückstehen. Aber was die englische Politik in Indien zu einer beispiellosen, unvergleichlichen, in der ganzen Weltgeschichte einzigen macht: das ist die Treulosigkeit, welche die Engländer nicht nur gegen Feinde, sondern in noch viel höherem Grade gegen ihre eigenen Bundesgenossen an den Tag gelegt haben, so daß, wenn es gefährlich war, ihr Feind, es unentrinnbares Verderben war, ihr Freund zu sein. Jener erkaufte Hindu-Agent, der von Lord Clive vermittelst falscher Wechsel um die versprochenen 600,000 Pfund Sterling betrogen und in der Verzweiflung zum Selbstmord getrieben ward; jener Hyder Ali, dem die Compagnie ihren Schutz zugesagt hatte, und den sie unmittelbar darauf seinen Feinden verrieth; jener Rajah von Tanjore, den sie, ebenfalls einen alten Verbündeten Englands, sobald es ihr ersprießlich schien, unterdrücken half; jener Cheyt Singh von Benares, dem als Bundesgenossen über den ausbedungenen Tribut hinaus Jahr um Jahr die unerschwinglichsten Summen abgepreßt wurden, bis man bei endlich ausgebrochenem Aufstand ihn gänzlich zu beseitigen Gelegenheit fand; jene wehrlose Fürstin von Oude, die Lord Hastings in seinem Interesse durch deren eigenen Sohn ausplündern ließ, nachdem er sich vorher selbst gegen dessen Erpressungen für sie verwendet hatte; jener unglückliche Mutuzami, den die Compagnie gegen den König von Ceylon als Prätendent aufgestellt hatte, in der Noth aber nicht den geringsten Anstand nahm, selbst an den Feind ausliefern und tödten zu lassen; all' jene eingebornen Herrscher überhaupt, die, wenn sie gut regierten und zur Annexion keinen Vorwand gaben, durch schlechte, verschwenderische, abhängige ersetzt, und wenn sie schlecht regierten, um dieses Grundes willen entthront wurden; jene zahlreichen großen und kleinern Fürsten, welche nach regelmäßiger Methode erst untereinander oder mit ihren Unterthanen in Streitigkeiten verwickelt, dann zum Anrufen englischen Schutzes gedrängt, darauf zur Aufnahme

einer englischen Besatzung auf ihre Kosten genöthigt, sodann zum Zahlen von Tribut und Subsidien gezwungen, weiter durch Erpressungen, Traktatsänderungen, Palastrevolutionen u. s. w. in immer tiefere Schulden und finanzielle Abhängigkeit gestürzt, endlich bei gegebenem Anlaß, nach jahrelangen, schrittweisen Vorbereitungen abgesetzt, pensionirt, sequestrirt oder, wenn die Sache zu langsam ging, in einen Criminalprozeß verwickelt und abgethan wurden: all diese Tausende unglücklicher Opfer englischen (nicht Ehr-, sondern gemeinsten, unersättlichsten) Geldgeizes mögen als Beispiele der erwähnten weltberühmten fides anglica dienen. Sie bezeugen die Wahrheit der Behauptung Orlich's, daß die Engländer in Indien an Hinterlist und Falschheit selbst die Hindu überboten haben [1]). Sie rechtfertigen das Bekenntniß Layard's, des berühmten Orientalisten: „Wir haben unsere Herrschaft (in Indien) mit Betrug und Ungerechtigkeit eröffnet, mit Betrug und Ungerechtigkeit fortgesetzt.... Von Anfang an ist sie eine lange Kette von Verbrechen gewesen [2])." In der That, ihre Politik war vollständig die eines jüdischen Wucherers, der einer armen Familie vermittelst einzelner Vorzahlungen und ruchloser Pfandverträge allmählich das letzte Stücklein Erde raubt, das ihr vom Erbtheil ihrer Väter übrig geblieben. Sie war gleich der Taktik jenes berühmten Mahattenhäuptlings, der denjenigen, mit denen er Verträge schließen wollte, unter dem Vorwand herzlicher Umarmung verborgene Tigerklauen in den Rücken und den Dolch in die Brust stieß. Diese Politik ist freilich in England selbst vielfach verdammt worden. Männer wie Bourgoyne, Fox, Burke, Sheridan haben ihre Stimmen energisch dagegen erhoben und es wäre ungerecht, die ganze englische Nation für alle verübten Infamien einer Gesellschaft verantwortlich zu machen. Aber ebensowenig kann sie

1) Orlich a. a. O. I. p. 115.

2) Insurrection de l'Inde p. 116 f.

gänzlich davon losgesprochen werden. Denn man vergesse nicht: der Schluß jener berühmten Proceduren endete mit dem faktischen Siege des Unrechts. In Rom konnte doch ein Verres nur durch Selbstverbannung, ein Gallus durch Selbstmord seiner Verurtheilung zuvorkommen. Ein Capito, Numitor, Dolabella und unzählige Andere entgingen nicht der Strafe wegen Aussaugung der Provinzen (de repetundis). In England dagegen sind die Clive, Wellesley, Hastings gefeierte Helden bis auf diesen Tag, und wenn auch einzelne der begangenen Ungerechtigkeiten vom Parlamente mißbilligt wurden, so geschah dagegen nichts, um sie gut zu machen; wenn auch die Befugnisse der Compagnie allmählig eingeschränkt wurden, so war doch die englische Nation weit davon entfernt, eine einzige gewonnene Frucht jener Politik aufzugeben. Sie wendete das ungerechte Gut — mit vielen pathetischen Worten über Recht und Volkswohl — einfach sich selbst zu [1]): allen Fluch, der an jenem Raube hängt, alle Eruptionen von nationalem Haß und göttlicher Gerechtigkeit, welche früher oder später zum Triumph der Menschheit daraus hervorbrechen müssen — hat sich die Nation damit ebenfalls zugewendet.

Aber ist vielleicht die Art der Regierung jenes Reichs eine solche, daß, wie verwerflich auch ihr Ursprung, doch die Folgen

1) Gerade so haben sie auch in Europa i. J. 1807 bei Gelegenheit ihres verrätherischen Mordbrennerzuges, wie Schlosser ihn mit Recht nennt, gegen das befreundete Kopenhagen gehandelt, welche Unthat von der Nation hintennach gerade so pathetisch mißbilligt wurde, ohne daß das Geringste geschah, um sie gut zu machen, wie dies dort nach jeder begangenen Sünde in der Politik noch heute Uebung ist. Es ist etwas sehr Bequemes um eine solche Presse. Indem die Nation stiehlt und mordet, füllt sie ihre Geldkisten, und indem sie die That durch ihre eigene Presse hintennach mißbilligen läßt, wäscht sie sich in den Augen eines gläubigen Publikums von jeder Schuld rein. Vgl. über dieses ganze Heuchelwesen in der Politik und den angeblichen Wohlthätigkeitswerken dieser Nation das Urtheil Schlosser's in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts Band VI, 1. p. 308.



wünschenswerth sind, daß schließlich Fluch sich in Segen verwandelt? Es mag genügen, in dieser Beziehung an die vielen einzelnen Geständnisse der englischen Presse beim Ausbruch des indischen Aufstandes, sowie an die damals entstandenen Schriften zu erinnern, welche auf die Mißregierung Indiens ein so furchtbares Licht geworfen haben. Es geht daraus hervor, daß bis zum Jahre 1856 von keiner Verwaltung, sondern nur von einer systematischen Aussaugung des Landes die Rede war[1]). In der That war diese eine so rücksichtslose, daß die Hindu bis heute die frühern afghanischen und mongolischen Despotieen, wie die ihrer eingebornen Herrscher, mit der gegenwärtigen englischen verglichen, stets wie ein verlornes Paradies betrachten. Denn waren jene in mannigfacher Hinsicht roher und grausamer als die letztern, so waren sie doch nicht so willkürlich im Umstoßen historisch gegebener Verhältnisse und nicht so furchtbar methodisch im Controliren und Aussaugen jeder vorhandenen indischen Lebensfaser. Ein Willkürregiment, das die alte praktische Gemeindeordnung Indiens mit Einem Schlag über den Haufen werfend und jedes legitime Eigenthumsrecht vernichtend, die einen Provinzen pachtweise der furchtbaren Feudalherrschaft der Zemindare, die andern dem ebenso gewissenlosen Einflusse betrügerischer Zwischenagenten preisgegeben hat[2]), ein Steuersystem, das fast ausschließlich auf dem Grundeigenthum lastend, nach den bewährtesten Autoritäten 45 — 60 Procent des jährlichen Bruttoertrages vom Lande verschlingt[3]), den armen Ryot aber in einen

1) Sehr charakteristisch heißen auch die Verwalter von ganzen Provinzen, die so groß wie Preußen sind, „Steuereinnehmer" (Collector).

2) Ueber all diese Verhältnisse vgl. das Nähere in den bekannten, schon öfter citirten Autoritäten von Orlich, Bohlen, Benfey, Barchou de Penhoën, Trevoc, Warren, Fonvielle und Legault, die in allen wesentlichen Punkten, wenn auch nicht immer in der Beurtheilung derselben, zusammenstimmen.

3) Während nach den Einen die jährliche Grundsteuer Indiens die furchtbare Höhe von 60% vom Bruttoertrag erreicht, beträgt sie nach den Andern nur $^1/_2$,

Zustand des Elends, des Hungers und der sklavischen Abhängigkeit versetzt hat, wie Aehnliches nirgends in der Welt, als etwa in Irland, dieser zweiten Provinz englischer Raubgier, ist gesehen worden; ein Ausbeutungssystem, das sich nicht begnügt, die Söhne begünstigter Familien durch die ungeheuren Besoldungen indischer Anstellungen auf Kosten der Eingebornen in wenigen Jahren zu bereichern, sondern demzufolge überdies ein jährlicher Tribut von 4 Mill. Pfund Sterling baar nach England gesandt werden muß; ja nach welchem englische Beamte, wie con-

---

nach Montgomery Martin, dem Hauptvertheidiger des engl. Steuersystems nicht 1/4, auf jeden Fall viel weniger als die Hälfte des Ertrags. Es kommt eben darauf an, wie man rechnet. Faßt man nur den Steuerbetrag ins Auge, welcher direkt in die Hände der Regierung gelangt, so beträgt derselbe nach den noch jetzt geltenden Verordnungen von Lord Cornwallis genau 45% des Bruttoertrags. Meint man aber die Steuer, welche der Bauer überhaupt zu bezahlen hat, so sind zu jenen 45% außerdem in der Präsidentschaft Calkutta 15% als gesetzliches Benefiz zu Gunsten der Zemindare und in der Präsidentschaft Madras 10% für „Verwaltungskosten" zu rechnen. Bringt man außerdem all die Geschenke, Trinkgelder und Contributionen in Anschlag, welche der Ryot das ganze Jahr hindurch an die zahllosen Blutsauger, welche zwischen ihm und der Regierung stehen, bei jeder Gelegenheit zu entrichten hat (vgl. hierüber bes. die Verhandlungen über the Zemindary System in der Calc. Conf. p. 84 ff.), so geht man sicher nicht hoch, wenn man behauptet, daß dem Ryot nach Abzug all jener Steuern nicht mehr als 30—40% des Bruttoertrages d. h. nicht einmal so viel übrig bleibe, als man bei uns bloß für Unterhaltungs- und Arbeitskosten zu rechnen pflegt, der ganze Nettogewinn folglich in fremde Hände fließe. Da nun aber die Steuern in guten und bösen Jahren unveränderlich dieselben bleiben, die geringste Ermäßigung derselben von der steinkalten Politik Englands immer beharrlichst verweigert wurde, so läßt sich das furchtbare Elend begreifen, welchem in gewissen Jahren die gesammte Landbevölkerung dieses so üppig fruchtbaren Landes verfällt, läßt es sich verstehen, wenn ein lutherischer Missionar (vgl. ev.-luth. Miss.-Bl. 1853 p. 362) berichtet, daß wegen der Unerschwinglichkeit der Abgaben unermeßliche Strecken Landes unbebaut bleiben und die Auswanderung immer gewaltiger um sich greife, und lassen sich auch die paar Tausend Pfund Sterling richtig würdigen, welche bei Anlaß von Hungersnöthen mit so großer Ostentation von England etwa nach Indien geschickt werden.

statirt ist, es sich selbst erlauben, was sie bedürfen, ohne zu bezahlen, mit Gewalt aus den Hütten der Eingebornen wegzutragen [1]); ein Handels- und Zollsystem, das nicht zufrieden damit, durch die furchtbare Concurrenz der Maschinenarbeit die altberühmte indische Industrie ohnehin fast auf Null herabgebracht zu haben, sie außerdem durch unwürdige Privilegien zu Gunsten der englischen Kaufleute, durch künstliche Zollansätze (wie z. B. $2^1/_2$ Procent für englische Waaren, die nach Indien und 25—30 Procent für indische, die nach England importirt werden) vollends und absichtlich ruinirt hat [2]); ein Indigosystem, kraft dem der indische Bauer gezwungen werden konnte, einen gewissen Theil seines Landes zu einem willkürlichen Preise zu Gunsten englischer Spekulanten mit Indigo zu bepflanzen, ja nachgerade seines Eigenthumsrechtes auf dieses Land beraubt zu werden in Gefahr stund [3]); ein Reismonopol, durch das in einer einzigen Hungersnoth 5 Millionen Indier zu Grunde gingen, während die Engländer in ihren reichen Palästen in üppigen Schmausereien schwelgten [4]); ein Gerichtsverfahren, so weitläufig, confus und auf Sitten und Bedürfnisse der Eingebornen so wenig Rücksicht nehmend, daß wohl die Reichen gegen die Armen und die Herrschenden gegen die Unterdrückten, niemals aber die Letzteren gegen die Ersteren Schutz finden können; eine rohe, brutale Gewaltherrschaft überhaupt, die weit entfernt, wie gutmüthige Menschenfreunde oft meinen, die Indier auf die Segnungen europäischer Freiheit und Civilisation vorzubereiten, vielmehr

---

1) Miss. Record 1856 p. 365.

2) Barchou de Penh. p. 382.

3) Calc. Conf. p. 87 f. Orlich II, 2. p. 321 ff. Dieser Versuch der englischen Spekulanten, einen ganzen großen Stand des indischen Volkes förmlich außer Besitz seines ererbten Grundeigenthums zu setzen, ist nun freilich (seit Obiges niedergeschrieben) an dem Gerechtigkeitssinn englischer Gerichte vorläufig gescheitert.

4) Bohlen a. a. O. I. p. 112, vgl. mit p. 55 f.

deren ursprünglich edlen und hochherzigen Nationalcharakter, wie bezeugt ist, in der Zeit von 150 Jahren tiefer entwürdigt und corrumpirt hat, als Jahrtausende vorangegangener asiatischer Despotie es vermocht haben [1]): das sind die glorreichen Institutionen, die Indien der englischen Herrschaft verdankt, das sind die Zustände, zu deren Beschönigung und Entschuldigung selbst fromme englische Blätter fortwährend sich hergeben, das die Zustände, die — man merke wohl — auch durch den Uebergang der Regierung aus den Händen der Compagnie in die der englischen Krone nicht wesentlich verändert, sondern nur (durch Dekretirung von Straßen und Eisenbahnen, Schulanstalten u. dgl.) etwas übertüncht worden sind. In Beziehung auf den Gesammtzustand des indischen Volks unter englischer Herrschaft gilt noch heute, was vor Jahren ein französischer Schriftsteller bemerkt hat [2]): „Wir wissen nicht, aus wie viel concentrischen, über einander liegenden Kreisen die Hölle Dante's besteht. Aber diese drei Kreise (das englische Steuer-, Industrie- und Handelssystem), welche von einer erbarmungslosen Hand gezogen worden sind, genügen ohne Zweifel, um Indien in eine andere Art von Hölle einzuschließen, wo es sich dazu verdammt sieht, in alle Ewigkeit Hunger, Durst, Elend, Blöße, Krankheit auszustehen; eine Finanzhölle, die erzeugt vom Geist der Finanzen, unterstützt durch unersättliche Habsucht und herzlose Geldgier, über ihrer Schwelle

---

1) Orlich bezeugt nicht nur, daß in manchen Staaten, ehe sie von England annexirt wurden, bessere Ordnung und Verwaltung geherrscht habe, als nachher unter englischer Herrschaft, sondern daß noch gegenwärtig in den wenigen unabhängigen Staaten, wenn auch vielleicht mehr Unruhe, doch dafür mehr Rührigkeit, Strebsamkeit und Energie des Charakters zu finden sei, als in den benachbarten Provinzen, wo die englische Gewaltherrschaft den ganzen Volkscharakter corrumpirt und ihm jene Eigenschaften gegeben habe, welche überall die Folgen der Knechtschaft sind. (Vgl. II. p. 147 f., 305, 311, 351 ꝛc.)

2) Barchou de Penh. I. p. 392.

ebenfalls die verhängnißvolle Inschrift trägt: „„ihr, die ihr hier eintretet, lasset an der Pforte jede Hoffnung zurück.““

So beschaffen ist die Politik Englands gegen Indien, so die gegen China, Neuseeland und alle andern Völker, über die es jemals Gewalt bekam. Werfen wir noch einen Blick auf China. Wer hört diesen Namen aussprechen und denkt nicht an den Opiumkrieg, diesen ungerechtesten aller Kriege, die je geführt worden, dieses Brandmal auf der Stirn Englands, das alle Wasser des Weltmeers nicht auszulöschen vermögen? Fürwahr, wenn die englische Politik in Indien in einem Zeitraum von 100 Jahren Alles zusammengedrängt zu haben scheint, was die ganze Menschheit in früheren Jahrtausenden je gesündigt hat, so ist es dagegen in China, als ob sie hier alles in Indien Geleistete in einer einzigen schwarzen That hätte überbieten wollen. Diese That, undenkbar für jedes andere Volk, — war der Opiumkrieg. Es ist bekannt, welche furchtbaren Wirkungen — zehn Mal stärkere, als die des stärksten Branntwein [1]) — dieses Gift auf seine unglücklichen Sklaven übt. Eine Bezauberung, der an einschmeichelnder, verführerischer Wirksamkeit Nichts gleich kommt, eine schnelle Zerrüttung des ganzen Organismus, ein Hinsiechen jeder geistigen Kraft, eine Vergiftung von Leib und Seele, wie die furchtbarsten Ausschweifungen in Europa nichts Aehnliches zeigen, eine geistige Sklaverei, die zu brechen es nach dem Ausdruck eines Missionsblattes fast übernatürlicher Kraft bedarf, das sind die unfehlbaren Wirkungen dieses Giftes [2]); in der That so furchtbare, daß die chinesische Regierung, sobald sie ihrer gewahr ward (schon seit 1796), die

---

1) Ch. Miss. Intell. 1857 p. 78.

2) Vgl. über das Ganze dieses Gegenstandes die sehr interessanten und gründlichen Auseinandersetzungen in Ch. Miss. Intell. 1852 p. 267 ff.; 1857 p. 73 ff. Ev. Miss.-Mag. 1857 p. 193 ff. Proceedings of the Ch. Miss. Soc. 1861 p. 176 ff.

strengsten Maßregeln dagegen traf, alle Einfuhr von Opium verbot, jeden Raucher zu harter Strafe verurtheilte u. s. w. Auch haben Spanien, Amerika, Holland die Ausfuhr von Opium aus ihren Besitzungen nach China verboten und bieten fortwährend zur Unterdrückung des Schmuggels redliche Hand. Aber siehe, da ist es abermals England, welches nicht nur aus dem Anbau und Verkauf jenes Artikels in Ostindien ein durch die schwersten Strafen geschütztes Monopol macht, die Eingebornen zwingt, die fruchtbarsten Landstriche zu einem willkürlich niedrigen Preise, statt mit Reis, Baumwolle, Zuckerrohr 2c., mit jener Giftpflanze zu bebauen, welches Schmugglerschiffe damit füllt, ihnen Freibriefe ausstellt, allfällige Verluste deckt und die Gesetze des chinesischen Staates aufs Hinterlistigste und Frechste unter dem Schutze der Rothenkreuzflagge übertreten hilft. Nein, England, das offizielle, fromme, missionstreibende England ist es, welches, da China sich solche Mißhandlung nicht gefallen lassen will, dieses dafür bekriegt und mit Waffengewalt zwingt, sich seine eigenen Gesetze mit Füßen treten, Contrebande ins Land schmuggeln, sein Volk vergiften, sein Land verarmen zu lassen, nur zu dem Einen Zweck, damit England, dem reichen, stolzen England, sein ungeheurer, jährlicher Sündengewinn an diesem Handel nicht verloren gehe [1]). Ja, als es hintennach durch die öffentliche Meinung gezwungen wird, in einem Ergänzungsartikel zum Frieden von Nanking den Opiumhandel für gesetz- und traktatwidrig zu erklären, läßt es ihn nachher unter seinem Schutze gerade so scham- und völlig straflos fortbetreiben wie vorher! Die Chinesen aber haben von da an natürlich jeden Versuch aufgegeben, sich gegen solches Un-

1) „Es ist eine erstaunliche Thatsache," bemerkt ein Blatt, „daß das Geld, welches christliche Nationen für diesen Artikel (Opium) bezogen haben, alle Summen übersteigt, welche alle protestantischen Kirchen in allen protestantischen Missionen in allen Theilen der Welt von dem Tage der Reformation an bis heute ausgegeben haben." Ch. Miss. Intell. 1852 p. 280.



recht-ferner mit Gewalt zu wehren, „da ihnen Solches," wie ein Missionsblatt sagt, „nach den gemachten Erfahrungen zu theuer schien." Die schließliche Folge jenes fluchwürdigen Krieges ist daher, daß der Opiumgenuß in China (wie der Branntwein unter den Indianern) gleich einer reißenden Pest immer weitere Fortschritte macht und das ganze Volk nach übereinstimmenden Zeugnissen einem unvermeidlichen materiellen und sittlichen Ruin entgegengeht. „Wie früher erwähnt," so lesen wir [1]), „beläuft sich jetzt die Masse von Opium, die alljährlich in China eingeschmuggelt wird, auf nicht weniger als 75,000 Kisten, jede etwa zu 133 Pfund. Dafür zahlt das unglückliche China alljährlich die Summe von wenigstens 6 Mill. Pfd. Sterl., oder 150 Mill. Franken. Und diese ungeheure Summe, die alle Jahre aus dem chinesischen Reich in die Hände der Opiumschmuggler fließt, wird nicht etwa für einen Rohstoff bezahlt, den der chinesische Fleiß nachher verarbeiten und mit zehnfachem Gewinn wieder auf den Markt bringen könnte, sondern sie geht in Rauch auf; sie wird auch nicht in Tauschwaare bezahlt, sondern in Silber; denn die Gefahr, die mit diesem Schmuggel verbunden ist, die Eile, mit der derselbe betrieben werden muß, um der Wachsamkeit der Polizeischiffe zu entgehen, und die Unsicherheit des Gelingens nöthigt die Zwischenhändler, die Waare baar zu bezahlen. Dadurch aber wird das baare Geld, das ohnehin in China nicht sehr reichlich vorhanden ist, in so furchtbarer Progression der Bevölkerung entzogen, daß eine Verarmung aller Stände unabwendbar ist. „„Gleichwie ein lebendiger Leib absterben muß,"" sagt Jemand, „„wenn ihm das Blut entzogen wird, so muß auch die chinesische Nation, infolge des sich stets steigernden Abflusses des baaren Geldes, unvermeidlich zu Grunde gehen und einem Ruin anheimfallen, der nur sehr wenig aufgehalten wird durch

1) Miss.-Mag. 1857 p. 220.

den unzureichenden Ersatz an Silber, welcher aus den Silberminen des Reichs bezogen wird.““ ...

„.... Dazu kommt noch eine andere Betrachtung. Das chinesische Volk wird durch den Opiumgenuß, dem sich alle Stände und Klassen des Volkes in stets zunehmendem Maaße hingeben, physisch und geistig entnervt, zu aller Anstrengung unfähig gemacht und für höhere Bestrebungen — und wäre es auch nur für das Streben nach materieller Wohlfahrt — völlig unempfänglich. Man schaue in das Hauswesen eines habituellen Trinkers. Unordnung, Zerrüttung ist der Stempel, der allen Dingen aufgeprägt ist. Ein Trinker ist noch ein tugendhafter Mann im Vergleich mit dem unglücklichen Opiumraucher. Der physische und sittliche Ruin ereilt ihn wie ein Gewappneter, und einmal geknechtet von dem gewaltigen Starken, ist er nicht mehr im Stande, sich aufzuraffen. Ueber dem unentbehrlichen, fluchwürdigen Genuß vergißt er jede andere Rücksicht, und in den süßbetäubenden Rauchwolken der Opiumpfeife versenkt er auch den Gram über seinen zeitlichen Ruin.“ Aber nicht nur das. Beinahe ebenso zerstörend wie auf die sittlichen Zustände China's wirkt dieses Gift auf diejenigen in Indien. Ein britischer Beamter, der viele Jahre hindurch in den Opiumdistrikten Indiens gelebt hat, A. Syne, sagt in einem Bericht[1]: „Die Gesundheit und die Sittlichkeit des Volkes leidet überall, wo Opium gebaut wird. Denn wo dies Gift gepflanzt wird, da wird es auch gegessen, und je mehr man es pflanzt, desto mehr wird es genossen. Wir entsittlichen und ruiniren selber unsere eigenen Unterthanen in Indien; die Hälfte der Verbrechen, die in den Opiumdistrikten vorkommen, haben ihren Ursprung in dem Genuß des Opiums. Ein einziger Opiumpflanzer ruinirt und demoralisirt ein ganzes Dorf.“

Und das weiß man in England, das hat man sich in Zei-

1) Miss.-Mag. 1857 p. 207.

tungen, in Büchern, im Parlament schon hundertmal wiederholt, und doch ist seitens der Regierung noch nicht Ein Schritt geschehen, um diesem Ruin, der zwei der größten Völker auf Erden bedroht, zu begegnen. Ja der englische Bevollmächtigte in China, Sir Henry Pottinger, hat sich nicht geschämt, auf die bittern Klagen, welche die chinesischen Kommissäre diesfalls an ihn richteten, mit dem kalten Hohne zu antworten: „euer Volk muß tugendhaft und eure Beamten müssen unbestechlich werden. Dann wird der Opiumhandel von selbst aufhören[1])!" Muß nicht jeder Engländer, der Solches liest, schamroth werden ob der Schande seiner Nation? Muß nicht jeder ehrenhafte Engländer es als heißes Brandmal auf seiner Stirne fühlen, Glied einer Nation zu heißen, die solche Greuel unter sich nicht nur duldet, nein befördert, mit dem Schild ihres Einflusses und ihrer irdischen Machtstellung schützt? Muß nicht die ganze Nation sich vor der Welt am Pranger erblicken, wenn sie ihre Handlungsweise mit der des chinesischen Kaisers vergleicht, der, als man ihm zumuthete, den Opiumhandel um den Preis von 30 Mill. Pfund Sterling freizugeben, die stolze Antwort gab: „Es ist wahr, ich kann die Einfuhr des verruchten Giftes nicht hindern; die Gewinnsucht und sinnliche Gier verworfener Menschen wird alle meine Wünsche und Maßregeln vereiteln; aber nichts soll mich bewegen, aus dem Laster und Elend meines Volkes eine Einnahmequelle für meinen Schatz zu machen."

Wie tief steht die Politik des frommen England unter der der heidnischen Fürsten, ja wie tief selbst unter den schlimmsten Thaten, welche die Geschichte von andern Völkern zu berichten weiß! Wahrlich, wenn der Fürst der Unterwelt einen Preis auf die Erfindung des sichersten Mittels setzte, um in kürzester Zeit 300 Millionen Menschen einem ebenso furchtbaren geistigen wie

1) Ch. Miss. Intell. 1857 p. 87.

leiblichen Verderben entgegenzuführen, ich zweifle, ob die sämmtlichen höllischen Geister ein sinnreicheres auszudenken wüßten, als das ist, welches gewissenlose Geldgier gegenwärtig gegen das unglückliche China in Anwendung bringt. Und wenn ein zweiter Preis auf das wirksamste Mittel gesetzt würde, um in kurzer Zeit das Christenthum auf Jahrhunderte hinaus in der ganzen außerchristlichen Welt in unheilbaren Verruf zu bringen: ich wüßte nicht, welch' gründlicheres ersonnen werden könnte, als das ist, welches in der Selbstdarstellung des englischen „Christenthums" unter den Heiden liegt[1]). Gegen das freie, christliche England aber muß der Menschenfreund mit um so tieferer Entrüstung erfüllt werden, je höher gerade die Achtung war, welche die herrliche Literatur, sowie manche Züge aus der Geschichte und dem Verfassungsleben dieses willenskräftigen Volkes ihm sonst eingeflößt hatten.

Was aber, wird man fragen, hat das Alles mit der äußern Mission zu schaffen? Ausrottung der Indianer, Beraubung Neuseelands, Ausplünderung Indiens, Indigo, Opium, Koolihandel, europäische Sittenlosigkeit, sind das Dinge, an welchen die Missionsfreunde die mindeste Schuld tragen? Sind sie für Verbrechen verantwortlich zu machen, gegen welche sie (wenigstens theilweise) stets ihre entschiedene Mißbilligung ausgedrückt haben? Sie

---

1) Welch unübersteiglichen Damm englische Habgier, Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit dem Fortschritt des Evangeliums in Heidenlanden entgegensetzt, darüber sind alle Missionsblätter voll. „Die Missionare möchten erst ihre eigenen Landsleute bekehren, ihren schamlosen Räubereien und Erpressungen, ihrem Despotismus, Opiumhandel, Koolihandel rc. entgegentreten, dann wollen auch sie sich bekehren," das ist eine der gewöhnlichsten Antworten, welche den Ermahnungen unserer Missionare seitens der Heiden entgegentreten. Vgl. Miss. Reg. 1833 p. 150; 1844 Sept. Liverp. Conf. p. 42, 44, 45, 245. News of the Ch. 1860 July p. 170 etc.; 1861 p. 98. Heidenbote 1860 p. 107. Burckhardt III, 3. p. 135. Mullens, Results p. 44. Ch. Miss. Record 1856 p. 118, 119 etc. etc.

sind dafür allerdings in hohem Grade verantwortlich. Und zwar in doppelter Rücksicht, in persönlicher und allgemeiner, in direkter und indirekter.

In ersterer deßhalb, weil ihre sogenannte Intervention, ausgenommen in der Indigofrage, leerer Schein, Worte ohne Ernst und Thatkraft war, von keinem größeren Gewicht als etwa dem passiven Widerstand loyaler hessischer Unterthanen oder den liberalen Expositionen und Protestationen preußischer Parlamentsredner zukommt. Hätten die Missionare zur Bekämpfung der Verbrechen, deren fortwährende Zeugen sie sind, nur halb so viel Energie bewährt, als sie fortwährend zur Förderung ihrer frommen Parteizwecke entfalten, hätten sie für wirkliche geistige und materielle Hebung der Heiden nur den Zehntheil dessen geschrieben, gesammelt, agitirt und petitionirt, was sie beständig für deren politische und religiöse Bevormundung thun, ja hätten sie, ihrer eigenen, glorreichen Vergangenheit sich erinnernd, nur ein klein wenig von jenem Eifer gezeigt, den ein Coke, ein Burchell, ein Knibb, ein Wilberforce u. A. — in Uebereinstimmung freilich mit dem englischen Volksinteresse — seiner Zeit zur Emancipation der westindischen Sklaven an den Tag gelegt haben: wahrlich, längst schon wären Gräuel wie der Opiumschmuggel, Koolihandel, Länderdiebstahl u. s. w. in dem sonst so hochherzigen England dem zermalmenden Gericht der öffentlichen Meinung verfallen. Wenn aber General Alexander etwa eine Broschüre gegen den Opiumhandel schreibt und sich beruhigt, wenn ihr ebenso allgemein Beifall geschenkt, wie allgemein keine Folge gegeben wird, oder wenn Lord Shaftesbury eine Motion im Oberhause vorbringt, aber sich auf ein paar freundliche Worte des Lordkanzlers zutrauensvollst in die Hände der Regierung legt und die Sache im Alten beläßt, oder wenn die Missionsfreunde in China gegen den Opiumgenuß Traktate und Bibeln verbreiten, aber zu Hause gegen die vertragswidrige Einfuhr nicht einmal die gesetzlichen Maßregeln erschöpften: so werden die Herren uns doch nicht zu-

muthen, solche Schritte für ernste und aufrichtige Thaten zu nehmen. Wenn ferner die Missionsgesellschaften in ihren Blättern — wie zur Betäubung ihres Gewissens — hie und da ein paar blinde Schüsse gegen die überseeische Politik ihres Landes thun, diese selbe Politik aber wieder bei jeder Gelegenheit entschuldigen, beschönigen, rühmen, ja deren Interesse mit denen des Reiches Gottes für identisch erklären[1]): so werden sie doch begreifen, wenn außerhalb Englands allmälig die Meinung aufkommt, daß englische Missionsfreunde und englische Politiker unter derselben Decke spielen. Wenn sie selbst endlich, wie wir oben gesehen, die Förderung englischer Macht und englischen Einflusses ausdrücklich mit als einen Hauptzweck ihrer Mission rühmen, so werden sie es auch nur billig nennen, wenn wir sie für die Schändlichkeiten, welche diese Eroberungen Englands durch die Welt überall begleiten und gegen welche sie stets nur ohnmächtige Worte hatten, mit verantwortlich erklären. In der That — das ist der Eindruck, den uns die betreffenden Verhandlungen pro und contra in der dortigen Presse gemacht —

1) „Es gehöre zum großen Plan des Satans, den englischen Einfluß in der Welt zu zerstören. Gott aber werde dies im Interesse der Religion nicht geschehen lassen." (Vgl. Proceedings of the Ch. Miss. Soc. 1858 p. 21.) Dies ist wohl eine der naivsten Behauptungen, die je aufgestellt worden. Sie zu begründen, müßte doch vorerst nachgewiesen werden, welches stärkere Bollwerk denn sich der Satan für sein Reich überhaupt noch aufstellen könnte, als eine so gründliche Ausbeutung, Corrumpirung, Unterdrückung, Ausrottung, wie wir sie England unter den Heiden überall vornehmen sehen. Wo dagegen ist England jemals für Civilisation und Christenthum in die Schranken getreten, wenn nicht sein eigenes Interesse es gebieterisch verlangte? Die einzige Thatsache, daß König Dahomey jährlich Tausende seiner Unterthanen in der Nähe englischer Niederlassungen kaltblütig abschlachten darf, ohne daß weder Englands Regierung noch Volk, noch Missionsgesellschaften ernstliche Schritte dagegen thun, muß jeden Zweifel über den wahren Charakter der Missions- und Civilisationsbestrebungen dieses Volkes zerstreuen. Und solch colossale Selbstsucht der reichen Engländer muß durch die sauer ersparten Scherflein unsrer Armen unterstützt werden!!

englische Politik und englische Mission können nicht von einander getrennt werden. Der englische Missionsfreund steht unter dem ungeheuren Einfluß, den Handel und Politik in jenem Lande ausüben. Der englische Missionar selbst, ehe er Missionar ist, ist er Engländer und bleibt es. Wird er daher Zeuge jener Ungerechtigkeiten, welche die Heiden seitens seiner Landsleute zu erdulden haben, so hebt sich vor Unwille sein christliches Gewissen, und durch ein paar energische Protestationen zieht er eine Zeit lang die Augen der Welt auf sich. Sieht er dann aber mit schwellenden Segeln das Schiff daherziehen, das die goldenen Früchte jener Ungerechtigkeiten auch für ihn in seinem Schooße trägt, sieht er von der Handelsflotte Englands alle Meere bedeckt, die reichsten Länder der Welt in Domänen seines Volks verwandelt und den englischen Namen gefürchtet und geachtet — so weit Kanonen gefürchtet und Geld geachtet ist, dann senkt sich ein sanfter Balsam auf sein verwundetes Herz, seine Protestationen werden leiser und leiser und erheben sich endlich nur noch, um zur Entschuldigung der Sünde, zur Besänftigung des eigenen Gewissens zu dienen [1]).

Doch abgesehen hievon. Suchen wir die direkte und persönliche Schuld, welche die Arbeiter an der äußern Mission mit an der Unterdrückung der Heiden tragen, noch so gering zu machen. Betonen wir die Einsprachen, welche sie seiner Zeit gegen westindische Sklaverei, Opiumhandel, Zemindar- und Indigowirthschaft etwa erhoben, zu ihrer eigenen Entlastung noch so stark. Größer als ihre direkte Schuld ist ihre indirekte, größer als die, welche ihre Personen trifft, die, welche ihrem ganzen System, ihrer gesammten religiösen Weltanschauung zur Last

1) Von solchem Standpunkt der Thatsachen aus sind denn auch so viele schöne Grundsätze zu beurtheilen, wie sie z. B. i. J. 1860 Sir Henry Venn in London einigen abreisenden Missionaren als politische Instruktion mitgab. Vgl. Ev.-Miss.-Mag. 1861 p. 249 ff. Ch. Miss. Intell. 1860 p. 257 ff.



fällt. Eine Richtung, welche die eigene freie Entwickelung des Menschen gering schätzt, alles Göttliche nur von oben herab aus der abstrakten Höhe übernatürlicher Offenbarung herniederreicht, eine Richtung, welche von den Ihrigen nicht Nachdenken, nicht freies Streben und sittliche Thatkraft, sondern Gehorsam nur und unbedingte Beugung unter einen Buchstaben und gewaltsame Bußkrämpfe verlangt: arbeitet sie nicht wider Willen solchen politischen Bestrebungen in die Hände, welche den Völkern ihr Heil ebenfalls von oben herunter eigenwillig und gewaltsam oktroyiren wollen? Eine Richtung, die in ihrem subjektiv gefühligen Wesen, in ihrem sentimentalen Drang nach einem rein jenseitigen Ideal jedes Interesse an den concreten Gestaltungen des diesseitigen Lebens, an politischer Freiheit, an bürgerlicher Wohlfahrt, an Gemeindeverfassung, Kirchenorganisation u. s. w. verloren hat, überliefert sie damit ihre Anhänger nicht um so kraft- und widerstandsloser dem willkürlichen Schalten und Walten der rohen Mächte des Diesseits? Jede weltflüchtige Richtung wird eine weltdienende. Der Altar muß dem Throne, der Priester dem Junker dienen. Gehorsam gegen Gott wird umgedeutet in Knechtschaft unter Menschen. Dies aber doppelt, wenn die feige Weltflucht aus der finstern Zelle des Klosters sich in die noch dunklere des eigenen Herzens rettet, wenn katholisches Mönchsthum sich in protestantischen Pietismus verkleidet. Offenbar ist die römische Kirche gerade um der ihr inwohnenden Feindschaft willen gegen die natürlichen Mächte dieser Welt, eben diesen Mächten zum Opfer gefallen. Ihre Mönche sind Epikuräer, ihre Päpste Schaukelbänke der Könige, ihre Religion vielfach ein Werkzeug der großen Politik geworden. Aber doch ist sie durch ihre äußere Organisation, durch diesen Widerschein von christlicher Weltverklärung in ihrem eigenen Schooße, eine wirkliche Macht des Lebens geblieben. Gegen gar zu arge Bedrückung finden gehorsame Kinder in ihrem Mutterschooße zuweilen Schutz, und oft haben Tyrannen von Mönchen und Bischöfen die Wahr-

heit vernommen, die ihnen sonst Niemand zu sagen wagte. Wie ganz anders in der vom Pietismus beherrschten protestantischen, besonders aber der lutherischen Kirche! Hier ist das letzte Bollwerk, das christliches Freiheitsgefühl gegen weltliche Rohheit errichtet hatte, gefallen, die letzte Brücke, welche, wie nothdürftig und trügerisch auch, Welt und Reich Gottes ebenso miteinander verbinden, wie von einander unterscheiden sollte, abgebrochen. Alles Interesse hat sich auf ein fernes Jenseits gerichtet, von dem ein schwacher Widerhall nur in der einsamen Tiefe des eigenen Gefühls ertönt. Die Religion ist im Protestantismus, wie Hegel geistreich sagt, ein langer Seufzer zum Himmel geworden. Um so ungehemmter stürmt nun das ganze Heer frecher, selbstsüchtiger Freier auf die einsam trauernde Penelope ein. Ist dies wahr geworden innerhalb der von jeher dem schmachvollsten Servilismus zur heiligen Stütze dienenden lutherischen Theologie, so ist es noch viel wahrer geworden in der vielgepriesenen Aera des Pietismus, dessen oberster Grundsatz nach dieser Seite hin das bezeichnende Wort Luther's bildet: „Der Christ ist ein Passivus." Und so kann denn auch seine Mission in letzter Linie nur dem Fürsten dieser Welt, krämerischer Habsucht und politischer Raubgier, zum passiven Werkzeug dienen. Ihre Augen fix nach oben richtend, ihr Herz den sittlichen Angelegenheiten dieser Welt verschließend, ihre Convertiten erst den Unternehmungen englischer Speculation zugänglich machend, dann sie zum unbedingten Gehorsam gegen die, „welche Gewalt über uns haben," gewöhnend, das Mittel aber, welches ihnen gegen fremde Willkür allenfalls noch einen Schutz gewähren könnte, die Gründung eigener Gemeinden, freier Nationalkirchen u. s. w., hier ganz vernachlässigend, dort ad calendas graecas verschiebend, hier wieder zu einem bloßen Schein herabsetzend: so macht die pietistische Mission aus den Heiden noch mehr, als sie schon vorher waren, wehrlose Schafe, und bereitet sie als geschmückte Opfer, nicht dem Herrn, sondern dem Wolfe zu, der vor der Thür auf sie lauert.

Machen wir etwa in Europa andere Erfahrungen? Erblicken wir nicht auch hier die moderne Frömmigkeit im Bunde mit allen völkerunterdrückenden Tendenzen? Wo wird ein Staatsstreich begangen, und diese Partei jauchzt dem „Gesellschaftsretter" nicht zu? Wo wird einem Volke der Eid gebrochen, und die Rotte der Pharisäer und Schriftgelehrten sprechen den Frevel nicht heilig? Wo wird an Höfen und in Palästen gesündigt, und es findet sich unter jenen „Bekenntnißtreuen," jenen „Glaubenszeugen" auch nur Ein Nathan oder Johannes, der dagegen ein Wort zu stammeln wagte? Wo dagegen taucht am Horizont ein neuer Gedanke auf, wo beseelt Hoffnung auf Erleichterung, auf Fortschritt die Unterdrückten, und jene Heiligen schaaren sich nicht sogleich als die verbissensten aller Wächter vor dem Hof ihrer Brotherren? Wer gedenkt nicht mit Unwillen jener berüchtigten Staatstheorien, in denen ein Wuttke Christenthum und Demokratie als unvereinbar [1]), eine Kreuzzeitung Christenthum und — Gott verzeihe

---

1) Wuttke, Handbuch der christlichen Sittenlehre II. p. 531 ff. Auf p. 546 ff. stellt er sogar (im Einklang freilich mit einem Stahl und dem auch sonst von servilem Professorendoctrinarismus leider nicht überall freien Hegel, nicht aber mit einem Rothe, Ethik III. p. 943: „Hiernach darf es einen Adel unter uns nicht mehr geben") die Adelsherrschaft als ein nothwendiges Element eines christlichen Staates hin, ja den Adel selbst als den Stand, dem als Träger der Volksehre und innern sittlichen Würdigkeit der Beruf zum Regieren von vorneherein besonders inwohne (!!!)." (Es ist, als ob die alte Verläumdung Börne's, die Deutschen seien zwar nicht zu Sclaven, wohl aber zu Bedienten geboren, immer neue Nahrung erhalten sollte.) — Auf die gleiche Linie stellen sich die so oft vorkommenden Urtheile deutscher Ethiker über das Unchristliche oder wenigstens Mangelhafte der Republik, ohngefähr auf den Satz hinauslaufend: die höchste Stufe christlicher Freiheit, mit Ordnung verbunden, sei zwar nicht die Knechtschaft, aber auch nicht die eigentliche Freiheit, sondern der wunderbar ausgedachte Zustand einer alle Extreme ausschließenden Bevormundung. Glücklicher Weise sind solche Aeußerungen, welche nur aus vollständigem Mangel an selbsterfahrenem sittlich-politischem Freiheitsleben erklärlich sind, nicht als Stimmen des — der höchsten Freiheit wenigstens zustrebenden, für sie gebornen — deutschen Volkes zu betrachten.

ihr den Cynismus — Feudalismus (!!!) als identisch erklärt hat[1])? Welcher Theologe hat sich nicht für seinen Stand geschämt ob jener von zahlreichen preußischen Pastoren unterzeichneten Adresse, in welcher der eitle Krummacher seinen königlichen Herrn den Felsen genannt hat, an dem alle feindlichen (d. h. antichristlichen) Mächte sich brechen müssen[2])? Welcher Ehrenmann hat nicht mit Abscheu von jenen Blasphemieen gehört, in welchen der uns bereits bekannte, zum königlichen Hofprediger beförderte ehemalige Missionsinspektor Hoffmann die alten byzantinischen Hoftheologen in so geschmackloser Weise hat zu überbieten gesucht[3])? Wir wollen allerdings für diese Gipfelpunkte christlicher Speichel-

1) Grenzboten 1862, September- und Oktoberheft.

2) Protestantische Kirchenzeitung von Krause 1862 Nr. 40. Am letzten Bußtag in Berlin 1863 soll derselbe Hoftheologe laut den Zeitungen die vom jetzigen König selbst beschworne, vom frühern octroyirte Verfassung mit den von David dem König Saul räuberisch aus dem Mantel geschnittenen Zipfel oder Fetzen verglichen, den preußischen König selbst aber unter Anderem einen „Gesalbten des Herrn," einen „Stellvertreter Gottes auf Erden" genannt haben. Falls wahr, wäre wohl zu fragen, ob in Preußen nur Gesetze gegen Majestätsbeleidigung, nicht auch solche gegen Gotteslästerung existiren, — und ob in solch niederträchtiger Schmeichelei für christliche Fürsten nicht auch ersteres Verbrechen mit enthalten ist?

3) Obrigkeit und Unterthan, Predigten über das bürgerliche Leben im Staat. Durch Schamlosigkeit ist besonders ausgezeichnet die dritte Predigt, das Königsbild, wo nach Ps. 2 die Attribute des Messias schlechtweg auf den König als sein irdisches Abbild übergetragen, die Demokraten aber mit handgreiflicher Hinweisung als die Feinde Christi, als „Mächte der Lüge, des Trotzes, der Falschheit, des Eigennutzes, der Herrschsucht" 2c. geschildert werden (ähnliche Schimpfereien p. 87, 109, 114, „Rotte Korah" u. dgl.); ferner die Predigt „das Gesetz für die Obrigkeit," wo die Ermahnung an das Königthum nicht etwa auf gewissenhaftes Innehalten der auch ihm gezogenen Schranken, Beobachtung der beschwornen Pflichten, Verläugnung von Eigensinn und monarchischem Hochmuth, sondern fast ausschließlich auf die Demüthigung vor Gott im stillen Kämmerlein mit gar süßschmeichelnden Worten beschränkt wird; weiter die fünfte und achte Predigt, wo das Königsfest in Berlin mit dem Feste verglichen wird, „das droben

leckerei nicht die ganze Partei verantwortlich machen. Was diese preußischen Theologen in Livree aus übermäßigem Diensteifer verschuldet, kann ohne Ungerechtigkeit nicht dem gesammten Pietismus in und außerhalb Preußens zur Last gelegt werden. Ist man ja längst gewohnt, in diesem Lande Dinge möglich zu sehen, die in Oesterreich und Rußland, in China und Japan unmöglich geworden sind, und wäre es wohl unbillig, wo junkerlicher Uebermuth und plebejisches Wortheldenthum sich in so ekelhafter Weise um die Palme streiten, einem Berliner Hofprediger zuzumuthen, ein Mann, ein Christ zu sein. Zugegeben. Aber antworte man offen: Haben diese Hoffmann, Krummacher, Hengstenberg und wie diese Leute alle heißen mögen, haben sie, wenn auch in so karrikirter Weise, daß die eigenen Anhänger darob erschraken[1]), nicht immerhin einem wesentlichen Zuge Ausdruck verliehen, der

ewiglich gefeiert wird dem König aller Könige, dem Herrn aller Herren," und wo Gott gedankt wird, „daß er dem König und der Königin das Herz auf sein Reich gelenkt und einen immer neuen Aufblick auf Ihn gegeben habe," das „Eintreten aber des Volks für die Obrigkeit," die Fürbitte für den König und geistige Hinopferung an ihn mit so überschwenglichen Worten empfohlen und mit dem Wohnen Gottes im Heiligthum zu Zion verglichen wird, daß bis zur Empfehlung der eigentlichen Anbetung des Königs, als des „Gesalbten des Herrn," nur noch ein Schritt ist.

1) Fabri („Stellung des Christen zur Politik", Barmen 1863) macht gegen die politischen Extravaganzen jener Herren eine allerdings sehr ehrenwerthe Opposition, wozu auch die neulich erschienene mannhafte Schrift Dr. Ebrard's „wider die Kreuzzeitung" zu rechnen ist. Daß besagte Knechtesdienste auch in der Schweiz, bei allen religiösen Parteien, nur tiefstes Bedauern hervorgerufen, braucht nicht gesagt zu werden, wie denn, was obstehend über politischen Servilismus bemerkt wird, auf den Pietismus in der Schweiz (sowie auch in Frankreich), wenigstens in neuerer Zeit, nur geringe Anwendung findet. Denn bei uns pflegen die Christen aller Parteien Republikaner mit Stolz zu sein, und weder große noch kleine Erdengötter über sich anzuerkennen. Daß aber solche ausnahmsweise Stellung des Pietismus zur Politik in hiesigen Verhältnissen und im Nationalcharakter wurzelnd, außer Zusammenhang mit dessen Wesen und sonst überall (am widerlichsten freilich in Preußen) hervortretender Tendenz steht, ist klar.

tief durch die ganze moderne Frömmigkeit geht? Dem Zuge, mein' ich, bei den Großen und Mächtigen dieser Welt eine Stütze zu suchen für das in sich selbst verlorne Gleichgewicht, in der belebenden Sonne ihrer Gnade die Weltexistenz wiederzugewinnen, die man mit so großer Verachtung sich unter den eigenen Füßen weggestoßen hat? „Von oben herab," so lautet in schroffer Ueberspannung eines ebenso berechtigten, wie einseitigen Momentes die Loosung der Partei. „Von oben herab," das heißt nicht: vom lebendigen Gott, in dem wir leben, weben und sind, vom Urquell alles Seins, der uns in seiner Schöpfung, seinem Walten, dem Leben seines eigenen Sohnes zugleich das „von unten herauf" als ebenbürtiges Moment so kräftig vor Augen geführt. Nein, „von oben herab," das heißt: aus dem hohen Himmel der Mirakel, der plötzlichen Eingebungen, der privilegirten Existenzen, aus dem Jenseits neuplatonischer Emanationen, aristokratischer Exemtionen, transcendenter Gebote und Doktrinen, aus dem Reich der Willkür und des Absolutismus. „Von oben herab," heißt es: deßhalb unveränderte Tradition, Dogmatismus, Buchstabenglaube, Intoleranz; „von oben herab," deßhalb überirdische Gefühle, Schwärmerei, Fanatismus, Mönchsthum. „Von oben herab," deßhalb aber auch: Anbetung jeder irdischen Gewalt, Niederdrückung alles dessen, was ohnehin niedrig, gering und gemein, nur „von unten herauf" zu sein scheint. Erhebung des Wirklichen zum Absoluten, eines wüsten, traurigen Uebergangsstadiums zum allgemeinen göttlichen Gesetz! „Schaffet Recht dem Schwachen und Waisen und helfet dem Unterdrückten und dem Armen auf," so riefen die Frommen des alten Bundes ihren Fürsten zu. „Warum zertretet ihr mein Volk und zerschlagt die Person der Niedrigen?" „Denn alle hohen Augen werden geniedrigt werden und was hohe Leute sind, wird sich bücken müssen; der Herr aber wird allein hoch sein zu der Zeit. Denn der Tag des Herrn Zebaoth wird gehen über alles Hoffärtige und Hohe, und über alles Erhabene, daß es ge-

niedrigt werde. Auch über alle hohe und erhabene Cedern auf dem Libanon, und über alle Eichen in Basan; über alle hohen Berge und über alle erhabenen Hügel; über alle hohen Thürme und über alle festen Mauern; über alle Schiffe im Meer und über alle köstliche Arbeit. Daß sich bücken muß alle Höhe der Menschen, und demüthigen, was hohe Leute sind; und der Herr wird allein hoch sein zu der Zeit" (Jes. 2, 11—17), so ließ sich Oberhofprediger Jesaias zu einer Zeit vernehmen, wo die untern Volksklassen keineswegs besser, Könige und Fürsten aber — geborne Höflinge nur werden es bestreiten — durchschnittlich nicht schlechter waren, als sie heutzutage zu sein pflegen. „So laßt nun ab von Menschen, deren Leben ein Nasenhauch, wie gering sind sie zu achten!" „Vertrauet nicht auf Fürsten!" Das war die einstimmige Meinung der alten Propheten. Heute hat sich die Sache gerade umgekehrt. „Duckt euch, beugt euch, schlagt euer Gewissen, euer Urtheil todt, verehrt Christum im Amte, Gott im Könige, den Höchsten im Allerhöchsten, die unsichtbare Majestät in dem sichtbaren Abglanz auf Erden!" so heißt es salbungsvoll nach unten. „Was du thust, das ist wohlgethan! Erhabner Monarch, gesegnete Regierung!" so heißt es beim Anblick von Verfassungsbruch und Willkür, von Meineid und Berauschung in ersterbendem Chore nach oben. Gott — ha, wie wird er seine Lästerer nicht zerschmettern! — wird zum leeren Hülfsbegriff für angemaßte irdische Vorrechte, das Christenthum aus der Religion der reinsten, erhabensten Freiheit zur Theorie des gemeinsten Servilismus erniedrigt. Es schwingt die Bußgeißel unbarmherzig über die Schwachen und Wehrlosen; und es antichambrirt demüthig lächelnd bei den Reichen und Vornehmen. Es predigt Demuth, Buße, Selbstverläugnung den untern Volksklassen, und unterthänigst gebückt hält es dem englischen Lord und dem kurmärkischen Jünkerlein den Steigbügel, auf dem dieser den Gaul seines mittelalterlichen Dünkels besteigt. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," so ruft das Christenthum der heutigen Tage dem göttlichen Meister

nach, und siehe, mit allen Reichen dieser Welt hat es sich so sehr identificirt, daß jeder Ausbruch gerechten Zorns gegen pflichtvergessene Regenten sich wider den unschuldigen Fürsten in der Dornenkrone wendet, daß jeder Nagel, der aus einem irdischen Throne fällt, sich unmittelbar zum Nagel für den Sarg seiner Kirche zuspitzt.

Ach wie tief, wie tief, ist die Kirche Christi gefallen! Sie, die dazu geboren ist, „eine Fürstin unter den Heiden, eine Königin in den Ländern zu sein, sie muß nun dienen[1])!" Sie, die den Königen die Wahrheit sagen und den Völkern den Weg zum Himmel weisen sollte, sie ist zur bezahlten Aufseherin über Sclaven geworden, ja selbst Sclavin der Sclaven, Sclavin irdischer Interessen und irdischer Schmach, und das Alles aus Einer Ursache: weil sie ihr Leben, statt auf der Erde, hoch oben in Wolken und Sternen gefeiert, **weil sie statt in freudiger Weltüberwindung ihre Aufgabe in feiger Weltflucht gesucht.**

Wir sind mit unsrer Untersuchung über das Wesen des Pietismus zu Ende, und abermals sind wir an demselben verhängnißvollen Punkte angelangt, auf den uns unser Gegenstand schon öfter geführt: bei jenem ungelösten Zwiespalt nämlich zwischen Gott und Welt, Diesseits und Jenseits, jenem schneidenden Dualismus, den wir als tiefstes Princip in der ganzen pietistischen Weltbetrachtung überall wiedergefunden. In der Theorie ein transcendenter Dogmatismus, der als solcher zum Tod alles geistigen Lebens, zur begrifflosen Formel und zu endloser theologischer Streitwuth führt; in der Wirksamkeit nach außen ein Niedertreten aller Rücksichten und menschlichen Gefühle, ein liebloses Stürmen und Drängen, ein Fanatismus, der mit Muhamedanern und Römlingen um die Wette läuft; im innern Leben ein Abbrechen jeder freien Entwickelung, ein eigenwilliges Fabriziren übernatürlicher Gefühle und Schwärmereien, mit schließlicher Aus-

1) Jer. Thr. 1, 11.

mündung in die hohlste Phraseologie; im ganzen sittlichen Leben endlich eine scheinbar ernste und strenge Weltflucht, ein ausschließliches Streben nach dem Himmlischen, dessen Kehrseite aber und praktisches Resultat allzuhäufig grober Selbst- und Weltdienst, willenlose Dahingabe an die Mächte des entgötterten Diesseits ist: so hat sich uns nach den verschiedenen Seiten und Consequenzen hin dieselbe Grundrichtung zwar im Einzelnen vielfach gemildert, gemischt, verquickt mit ganz anderen geistigen und persönlichen Influenzen, im Allgemeinen charakterisirt, überall ein herber, nur scheinbar versöhnter Dualismus, eine tiefe Entzweiung des Geistes mit sich selbst, ein Widerspruch, dessen Lösung eine Epoche der Weltgeschichte und eine Confession der christlichen Kirche der anderen als schmerzliches Erbe hinterläßt. An die Stelle des abgelebten Judenthums, Katholicismus, protestantischer Orthodoxie tretend, ist der Pietismus, ein Sohn seiner Zeit, verwandt den heiligsten Bestrebungen seines Jahrhunderts, aufgestanden mit der frohen Verheißung, den Frieden zu bringen durch Rückkehr des Geistes in sich selbst, durch Versenkung des Zwiespaltes in jenen Wunderquell des Gemüths, wo Gottheit und Menschheit sich inniger mit einander zu berühren, Christus selbst neue Kraft und neues Leben zu erhalten schien. Aber eingetaucht in diese Tiefe, hat es sich gezeigt, daß der Gegensatz nicht gehoben, nur schärfer zurückgeführt worden ist auf das eine seiner feindlichen Glieder, auf alles Kampfes, aller jahrtausendelanger Qual eigentliche Mutter und Urquelle: auf die einseitige, dem äußern Leben entfremdete Subjektivität. Wie in den vielfach ähnlichen Erscheinungen der Mystik, des Rationalismus, der Romantik ist deshalb auch hier, nur für kurze Zeit beschwichtigt, der alte Zwiespalt bald heftiger wieder hervorgebrochen, nach trügerischem Friedensjubel der alte Feind in verjüngter Gestalt schärfer, schneidender, verbitterter denn zuvor, wieder vor uns hingetreten. Der letzte Versuch, die Kluft zu überbrücken, ist mißlungen, das Christenthum selbst unter der letzten Anstrengung, es vom alten Standpunkt

aus zu verjüngen, zu einer einzigen grellen, alle Welt durchbebenden Dissonanz auseinandergerissen. Und wähne der Weltmann nicht, daß solche Dissonanz einzig ein beschränktes religiöses Gebiet angehe, daß man sie innerhalb desselben ruhig könne verklingen lassen. Nein, alle Gebiete des Lebens sind davon ergriffen; Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst werden schmerzlich bewegt durch einen und denselben Widerspruch, dessen tiefste Wurzel nirgends als im Boden der Religion, in der unter Katholiken wie Protestanten, Pietisten wie Rationalisten gemeinsam herrschenden religiösen Grundrichtung liegt. Und nirgends ist wahre Rettung möglich, wo das Uebel nicht in der Wurzel geheilt wird; unter den Völkern nicht aufrichtige Verbrüderung, in den Staaten nicht dauernde Versöhnung zwischen Obrigkeit und Volk, in der Gesellschaft nicht Ausfüllung der furchtbaren Kluft zwischen Reich und Arm, Capital und Arbeit, in der Wissenschaft nicht Aussöhnung zwischen Abstraktion und Leben, Regel und Anwendung, in der Kunst nicht Verschmelzung von Ideal und Wirklichkeit, nicht Vergöttlichung des konkreten Lebens, nicht jene schöne Einheit der idealen Form und des realen Stoffes, wie sie aus der Classik so herrlich uns entgegenleuchtet: nirgends ist die Anbahnung der von den Edelsten überall erstrebten Reform auch nur in Gedanken möglich, wo sie nicht vorerst ist vollzogen worden in der Urheimath des menschlichen Geistes, der Religion. Der ganze Neubau der menschlichen Gesellschaft muß ein schwankender bleiben, wo die tiefste Grundlage derselben die alte, morsche, verwitterte bleibt, wo nicht vor Allem das lebenerweckende, versöhnende Wort ist gesprochen worden.

Und welches ist dieses? Wollen wir eine Columbusfahrt nach dem Amerika der Neuzeit unternehmen? noch weiter vorwärts uns wagen auf dem Wege subjektiver Evolutionen und Theorien bis dahin, wo sich aus dem absoluten Nichts durch die ureigene Macht des Gedankens alle Realität von selbst wieder herstellt? Oder wollen wir selber irgend ein neues System aus-

hecken und der Welt als Erzeugniß unseres Gehirns fix und fertig unter „heureka“ bieten? Nein! ein Zwiespalt, der die ureigenste That des menschlichen Geschlechtes ist, kann nicht durch Theorien, wie tiefsinnige, nothwendige auch, kann selbst durch That nur wieder gehoben werden.

Und diese That ist geschehen! die große, welthistorische That des Nazareners, aus gottbegeistertem Gemüthe ins Werk gesetzt dort auf den stillen Bergen Galiläas, in unwiderstehlichem Siegeszuge sich fortsetzend durch alle Höhen und Tiefen der Menschengeschichte. Ja diese That, wie entstellt, verfälscht, verschüttet auch durch die tausend Dichtungen und Träumereien der Menschen, sie bleibt dennoch die eine durchschlagende That des Heils. Wo sie ihr Panier entfaltet, da verschwindet die alte Kluft, es schweigt jeder beängstigende Zwiespalt in des Menschen Brust; wo sie unter uns sich vollzieht, da glänzt die neue Erde, der neue Himmel, den wir ersehnt. Darum daß sie aus der That eines Einzelnen die des ganzen Geschlechtes werde, darin ist Alles beschlossen, was auf Erden Noth thut, Alles, was irgend je gerathen, gepredigt, gethan werden kann. Und daß es geschehe, dafür bürgt uns das Wirken des unter uns Gegenwärtigen. Laßt es uns kennen lernen, es freudig zu dem unsrigen machen! Hat uns die Mission des Pietismus vielfach einen verkehrten, falschen, todten Christus gezeigt: laßt uns nunmehr den Lebendigen schauen, indem wir achten, wie Er selbst Mission treibt in der Weltgeschichte!

Ende des ersten Theils.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

rtig
ufte
ien,
nur

hat
eßt
ie=
en=
ich
ſie
ie
ıt
e
ı=
:ß
in
ıd
e,
n.
ı!
ı,
ı=
ıt

